Gesammelte Schriften

Michel de Montaigne, Johann Joachim ...

Mon 35.10

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

Michel de Montaignes Gesammelte Werke

Siebenter Band

Reisetagebuch

Digitized by Google

Digitized by Google

Michel de Montaignes Gesammelte Schriften

Historisch-kritische Ausgabe

mit Einleitungen und Anmerkungen
unter Zugrundelegung der Übertragung von

Johann Joachim Bode

herausgegeben von

Otto Flake und Wilhelm Weigand

Reisetagebuch

Übersetzt und eingeleitet von Otto Flake

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Digitized by Google

Mon 35,10

HARVARD COLLEGE
APR 1 1909
LIBRARY

Minot fund
(VII)

Digitized by Google

Einleitung

I.

Das Reisetagebuch erschien zum erstenmal im Jahre 1774 unter dem Titel: „Tagebuch einer Reise Michel de Montaignes durch Italien, die Schweiz und Deutschland in den Jahren 1580 und 1581. Mit Anmerkungen von M. de Querlon. Rom. In Paris beim Buchhändler Le Jay, in der Rue Saint-Jacques, zum großen Corneille." Die Widmung gehörte Buffon.

Meunier de Querlon, Bibliothekar des Königs, der Herausgeber des Werkes, gibt in einem Vorbericht Rechenschaft über die Auffindung des Manuskriptes. Es heißt in seinem Discour préliminaire:

Montaigne erwähnt im dritten Buche seiner Versuche, im neunten Kapitel, seiner Reisen, besonders der Reise nach Rom. Er gedenkt zum öfteren des Briefes, worin ihm von den Vätern der Republik das römische Bürgerrecht erteilt worden sei. Man wußte es also recht gut, daß er die Schweiz, Deutschland und Italien durchreist hatte; nichts fiel darum auch mehr auf, als daß ein Beobachter von seiner Laune, seiner Menschenkenntnis und seinem Scharfsinn, daß ein Gelehrter, der seine „Versuche" mit so vielen Familienanekdoten und persönlichen Erfahrungen anfüllt, von seinen Reisen gar nichts hinterlassen haben

Digitized by Google

sollte. Indessen, da man seit hundertundachtzig Jahren — so lange ist er schon tot — nichts von ihm sah und las, so dachte man nicht weiter an seine Werke.

Herr Prunis, ordentlicher Kanonikus der Abtei Chancelade in Périgord, durchreiste diese Provinz, um Nachrichten zu sammeln, die er als Beiträge zu einer Geschichte von Périgord gebrauchen könnte. Er kam dabei auf das alte Schloß Montaignes,[1] welches damals der Graf Segur de la Roquette[2] besaß, und bat sich die Erlaubnis aus, im Archiv, wenn ein solches vorhanden wäre, Nachforschungen anzustellen.

Man zeigte ihm einen alten Kasten, worin Papiere lagen, die man ohne Zweifel zu einer ewigen Vergessenheit verurteilt hatte. Er durfte sie nach seinem Gefallen durchwühlen und fand dabei das Originalmanuskript der Reisen Montaignes, wahrscheinlich das einzige, das existiert. Er bat den Herrn von Segur, es ihm zu einer genauen Prüfung und sorgfältigeren Untersuchung anzuvertrauen, und erhielt die Erlaubnis.

Prunis stellte die Echtheit des kostbaren Werkes fest; um aber zu einem höheren Grade von Gewißheit zu kommen, reiste er nach Paris, und sah zu,

[1] Dieses Schloß des Herrn von Montaigne liegt in der Parochie von St. Michel, ungefähr zwei- bis dreihundert Schritte von der Burg, eine halbe Meile von der Dordogne und zwei Meilen von der kleinen Stadt Sainte-Foi. Es gehört zur Diözese Périgueux und ist ungefähr zehn Meilen von der Hauptstadt, die zugleich Sitz eines Bischofs ist, entfernt. Es liegt in einer sehr gesunden Gegend, auf einem erhabenen Boden, ist groß und sehr gut gebaut. Es hat viele Türme, manche Lusthäuser und einen geräumigen schönen Hof. D.

[2] Der Graf von Segur stammt in der sechsten Generation von Eleonore de Montaigne, der einzigen Tochter des Schriftstellers. D.

Digitized by Google

ob er sich durch das Zeugnis der Gelehrten noch mehr in seiner Meinung bestärken konnte. Verschiedene Sprachforscher und Gelehrte, insbesondere Herr Caperonnier, Aufseher über die Königliche Bibliothek, untersuchten das Manuskript und erkannten es allgemein als das eigenhändig geschriebene Original der „Reisen Montaignes" an.

Das Manuskript macht einen kleinen Folioband von 278 Seiten aus. Die Schreibart und das Papier sind ohne Zweifel aus dem letzten Teil des sechzehnten Jahrhunderts. Den Ausdruck wird niemand verkennen. Das Naive, das Freimütige, das Eindringliche und das Gewagte im Urteil verrät den Geist eines Montaigne.

Ein Teil des Manuskriptes, etwas mehr als ein Drittel, stammt von der Hand eines Dieners, der Montaigne als Sekretär diente und der von seinem Herrn stets in dritter Person spricht; jedoch ist ersichtlich, daß er unter Diktat schrieb: es finden sich alle für Montaigne bezeichnenden Ausdrücke und noch beim Diktat fließen Ich-Wendungen unter, die als Beweis dienen müssen.

Der ganze übrige Teil, in dem Montaigne selbst und in der ersten Person spricht, ist von seiner eigenen Hand geschrieben — die Schrift ist identifiziert worden. Allein in diesem Teil ist mehr als die Hälfte in italienischer Sprache verfaßt. Sollten übrigens noch Zweifel an der Echtheit des Manuskriptes auftauchen, so diene zur Nachricht, daß es auf der Königlichen Bibliothek aufbewahrt wird und eingesehen werden kann.[1]

[1] Das Manuskript ist seither verloren gegangen. Die näheren Umstände sind nicht bekannt. Die späteren Herausgeber begnügen

Digitized by Google

Der Vollständigkeit wegen sei bemerkt, daß im Anfang ein oder mehrere Blätter fehlen, welche ausgerissen zu sein scheinen.[1]

Damit das Publikum diese „Reisen" gebrauchen kann, mußte der Anfang damit gemacht werden, daß man sie entzifferte und eine leserliche Kopie veranstaltete. Der Kanonikus von Chancelade[2] hat eine solche angefertigt und auch den ganzen auf italienisch geschriebenen Teil übersetzt; aber seine Abschrift war sehr fehlerhaft, er hatte Stellen ausgelassen, wodurch der Sinn merklich litt, und seine Übersetzung aus dem Italienischen war noch bedenklicher.

Daher mußte die vornehmste Sorge die sein, das Manuskript genauer umzuschreiben, ohne jede Lücke und jede Änderung. Diese erste Aufgabe war nicht ohne Schwierigkeit, teils, weil der Sekretär, der alles bis Rom schrieb, eine schlechte Hand hatte, teils weil Montaigne selbst recht wenig Sorgfalt verwandte — er läßt in den Essais[3] keinen Zweifel über diesen

sich, die Tatsache zu berichten; z. B. merkt Buchon an: Es ist mir unbekannt, was aus dem Manuskript geworden ist; es ist auf der Königlichen Bibliothek nicht mehr zu finden.

[1] Eine genauere Angabe macht Q. in der ersten Anmerkung zum Text selbst. S. das.

[2] Prunis.

[3] Essais I, 39: Meine Briefe schreibe ich gleichsam auf der Post und so übereilt flüchtig, daß, so unerträglich die Buchstaben sind, die ich male, ich doch lieber eigenhändig schreibe, als jemandem in die Feder sage, weil ich niemand finde, der mir nachkommen kann; schreibe auch keinen Brief ins Reine. Ich habe die Großen, die mich kennen, schon daran gewöhnt, daß sie sich nicht mehr daran stoßen, wenn ich ausstreiche, überschreibe und mein Papier weder breche noch einen breiten Rand leer lasse. — Und Essais II, 17: Ich habe eine so schwerfällige Hand, daß ich kaum etwas aufschreiben kann: dergestalt, daß ich das, was ich

Digitized by Google

Punkt. Das Lesen der beiden Handschriften wurde dadurch erschwert, daß keine eigenmächtigere, verworrenere und willkürlichere Orthographie gedacht werden kann als sie durch das ganze Manuskript geht. Geduld und Zeit waren nötig, um dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Die neue Kopie wurde dann sorgfältig mit dem Original verglichen. Herr Caperonnier hat alle denkbare Sorgfalt darauf verwandt . . . .[1]

Die meiste Mühe hat mir der Abschnitt gemacht, der auf italienisch im Reisetagebuch geschrieben ist. Er war noch schwerer als der französische Teil zu lesen, teils weil er eine üble Orthographie hat, teils weil er voll von sprachlichen Freiheiten, Dialektausdrücken und Gallizismen ist.[2] Es fand sich nur ein Italiener, der diesen Teil entziffern und in lesbaren Zustand bringen konnte. Herr Bartoli, Antiquar des Königs von Sardinien und ein vor kurzem erwähltes

hingekritzelt habe, lieber von neuem machen als mir die Mühe geben mag, es zu entziffern . . . ich kann mir keine Feder zu Danke schneiden. .

[1] Hier kommt Q. auf die Anmerkungen zu sprechen, die er dem Text beigegeben hat und bei denen ihm Herr Jamet jun., „ein sehr gelehrter Mann", gute Dienste geleistet hat.

[2] Man kann sich leicht denken, daß Montaigne sich in einer fremden Sprache ebenso wenig Fesseln angelegt hat als in seiner eigenen. Q. — Vgl. Essais, II, 12.: Einem Menschen in Italien, dem es Mühe kostete, Italienisch zu sprechen, riet ich: er solle, wenn er weiter nichts suche, als sich verständlich zu machen, und nicht eben darauf versessen sei, schön zu sprechen, sich nur der ersten besten Worten bedienen, die ihm in den Mund kämen, sei es Latein, Französisch, Spanisch, Gascognisch, und indem er ihnen eine italienische Endung gebe, müsse er niemals darum bekümmert sein, solche aus den verschiedenen Mundarten des Landes, Toskanischen, Romanischen, Venezianischen, Piemontesischen oder Neapolitanischen zu nehmen, und er solle sich niemals an eine von allen diesen Formen binden.

Digitized by Google

Mitglied der Königlichen Akademie der Inschriften und schönen Künste, war in Paris als der erste Band gedruckt wurde und unterzog sich der Mühe . . . . .

Soweit Meunier de Querlon.[1] Die Entdeckung des Manuskripts durch den Abbé Prunis fiel in das Jahr 1770, frühestens 1769. Der Graf Segur, der ihm die Blätter — gegen eine Bescheinigung — zur Veröffentlichung übergeben hatte, verlangte sie zurück und übergab sie Querlon. Prunis beklagte sich über diese Zurücksetzung bitter in einem Brief an das „Journal des Beaux-Arts et des Sciences" vom Jahre 1774, Band 5:

„Ich bringe den Band nach Hause, ich entziffere ihn, schreibe ihn ab, versehe ihn mit Anmerkungen; d'Alembert, dem ich von meinem Fund Mitteilung mache, beglückwünscht mich, ich kündige die Ausgabe in den Zeitungen an, das Publikum erwartet sie mit Ungeduld, ich reise nach Paris, um die Drucklegung zu besorgen — und inzwischen kommt der Band heraus. . . Das ist der Lohn für vier Jahre Arbeit, Mühen und Aufregung . . ."

Der Verleger Le Jay veranstaltete in dem einen Jahre 1774 vier Ausgaben des Reisetagebuches, im folgenden eine fünfte. Alle diese Ausgaben leiden unter der Uneinheitlichkeit der Orthographie; dasselbe Wort taucht in den verschiedensten Fassungen auf, bald altertümlich, bald modern, bald mit, bald ohne Akzente — welch letztere übrigens Montaigne so gut wie gar nicht benutzte: in den ganzen Essais verwandte er nach Lautreys Angabe drei- oder viermal

[1] Die Übersetzung folgte teilweise derjenigen, die man in der später erwähnten deutschen Ausgabe von „Montaignes Reisen" von 1777 findet.

Digitized by Google

einen Akzent. Außerdem aber ließen diese fünf ersten Ausgaben auch in der textlichen Behandlung alles zu wünschen übrig: Eigennamen und altertümliche Redewendungen waren falsch gelesen oder verstanden, die Interpunktion sinnentstellend nach Gutdünken verwandt und Randbemerkungen Montaignes in den Text übernommen worden..

So zahlreiche Auflagen die Essais auch in Frankreich erlebten,[1] so glaubten die Herausgeber doch die „Reisen" nicht einschließen zu müssen. Erst Buchon bringt sie in seiner vorzüglichen Gesamtausgabe,[2] die auch die Briefe Montaignes, die Ratschläge Katharinas von Medici an Karl IX und sogar den „Contreun" des Boetius[3] enthält, wieder, wobei er freilich sich damit begnügt, den Querlonschen Text abzudrucken und nur den italienischen Teil übersetzt.

Eine definitive, wissenschaftlich gründliche und systematische Ausgabe hat erst Louis Lautrey veranstaltet.[4] Er läßt fast alle Anmerkungen Querlons fort, die er summarisch, unbedeutend und ungenau nennt. Seine eigenen, bei denen er, zumal für den italienischen Teil, oft dem reichen Material Anconas folgt, zeichnen sich durch Sorgfalt aus, selbst bei den

[1] Buchon zählt seit Erscheinen der Essais bis zum Jahre 1836 75 sichere Ausgaben auf, darunter bis zur Veröffentlichung des Reisetagebuches 45.

[2] J. A. C. Buchon, Oeuvres de Michel de Montaigne, avec une notice biographique. Im Panthéon littéraire [1836].

[3] S. Essais I. 29.

[4] Montaigne. Journal de voyage. Publié avec une introduction, des notes, une table des noms propres et la traduction du texte italien de Montaigne par Louis Lautrey. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1906. 1 vol.

Digitized by Google

Notizen zur nicht selten verwickelten deutschen Geschichte laufen ihm nur wenig Fehler unter. Demnach hat auch die vorliegende deutsche Ausgabe seine Arbeit zu würdigen gewußt.

Die Aufnahme, die Montaignes Reisetagebuch fand, entsprach nicht seiner Bedeutung. Es ist leicht, die Gründe ausfindig zu machen.

Zunächst war der Text der ersten fünf Ausgaben derart, daß er nicht zur Lektüre verleitete, sondern sie verleidete. Es ist schon berichtet worden, wie groß die Willkür der Orthographie, die Ungenauigkeit der Eigennamen, die Verwirrung des Textes durch falsche Interpunktion und sinnentstellende Interpolation gewesen ist.

Zweitens aber ist dieser Text selbst nach sorgfältiger philologischer Durcharbeitung nichts weniger als eine schriftstellerische Leistung: er darf daraufhin gar nicht angeschaut werden. Er ist reines Rohmaterial, eine Fixierung von Tatsachen, Gedanken und bloßen Daten. Logische Konstruktion der Sätze, also eigentlicher Stil, sind nur ausnahmsweise zu finden. Nicht einmal der rein äußerliche Grundsatz, den Stoff nach den gemeinsamen Gesichtspunkten zu gliedern, ist durchgeführt. Die Beobachtungen folgen sich wie sie gerade dem Diktierenden oder Schreibenden durch den Kopf gehen, und es kommt vor, daß schon die obligate Schlußformel: „von hier brachen wir am soundsovielten auf" den Bericht über einen Aufenthaltsort beendet hat und dann doch, gleichsam wenn die Gesellschaft schon zu Pferde sitzt, noch einmal eine lange Aufzeichnung nachgeholt wird.

Digitized by Google

Das achtzehnte Jahrhundert, das wenig philologisches, aber sehr viel stilistisches Verständnis besaß, mußte naturgemäß von dem Reisetagebuch enttäuscht werden. Die Erwartungen waren jedenfalls bei der Kunde von der wichtigen Entdeckung zu hoch geschraubt worden. Und doch sind im Grunde die erwähnten Mängel etwas nebensächliches. Bei einigem gutem Willen ist Ordnung in eine solche Materialiensammlung hineinzubringen und es ist keine schwere Aufgabe, unter möglichster Schonung der ursprünglichen Worte und Satzteile, solche Tagebuchaufzeichnungen in gewöhnliche, vollständige Sätze umzuformen. Nach diesem Grundsatz ist auch vorliegende Übersetzung angefertigt worden. Aber auch der französische Leser wird über das Fehlen einer eigentlichen Redaktion — die Montaigne möglicherweise ins Auge gefaßt hatte[1] — hinwegsehen können, sobald er sich klar macht, wie diese Aufzeichnungen zustande kamen: auf einer Reise, die nicht die Bequemlichkeiten einer modernen Italienfahrt aufwies, die auch vor Erreichung des italienischen Zieles den Aufenthalt an den einzelnen Orten möglichst kürzte — die Notizen wurden darum oft zwischen Bett und Sattel schnell hingeworfen, weil sie keinen Aufschub erlaubten.[2] Und

[1] Gegen Schluß des Vorberichtes Querlons findet sich eine Anmerkung, in der es heißt: „Seinem [Montaignes] Plane nach sollte dies Journal ein Denkmal für seine Familie sein, worin Begebenheiten aufgezeichnet wären, die man erst lange nach dem Tode der Personen, die sie angehen, lesen müßte."

[2] In einem Aufsatz der Süddeutschen Monatshefte (1908, Heft 6) über „Montaignes Reise in Deutschland" weist Hermann Schoop auf eine Stelle im Reisetagebuch hin, wo es von München heißt: „Es hat ein schönes Schloß und die schönsten Stallanlagen, die ich j: in Frankreich und auch in Italien gesehen habe"

Digitized by Google

schließlich kommt die bekannte und schon erwähnte Abneigung Montaignes gegen fein säuberliche Ausarbeitung hinzu — er war zu reif als Schriftsteller und zu sehr auch Mensch, als daß er professionell gereist wäre; er war ein Beobachter des Lebens, aber kein Bücherschreiber, am wenigsten ein Tagebuchschreiber.

Danach wird man aber auch verstehen, warum in diesem Reisetagebuch die verallgemeinernden Gedanken, die „großen Gesichtspunkte", die psychologischen Tiefgründigkeiten fehlen. Sie sind Montaigne gewiß nicht entgangen, aber er hat sie auch nicht festgehalten. Auch hier in der Fremde, in anderen Verhältnissen, hat er Neues gelernt und alte grundsätzliche Lebensansichten an Einzelheiten bestätigt gefunden; aber er hat nicht gleich ausgesprochen, was er wenigstens gedacht hat. Man muß immer wieder bedenken, daß er gewiß nicht um ein Buch zu schreiben, eine so weite Reise antrat, sondern um seiner selbst willen, um Neues zu sehen. Die Zeitgenossen aber, die die Veröffentlichung des Tagebuches erlebten, begingen den Fehler, den Schriftsteller zu erwarten, wo nur der im Hintergrund bleibende Reisende sprach, und Urteile, wo nur Beobachtungen gegeben wurden. Dazu noch möglichst geistreiche oder extreme

---

und zieht daraus den Schluß, daß das Journal „demnach erst nach der Reise, aber auf Grund der an Ort und Stelle gemachten Notizen zusammenredigiert" wurde. Aber auf die Lautreysche Ausgabe ist Verlaß und wir finden in ihr an dieser Stelle den Hinweis: „Eine Randbemerkung Montaignes." Montaigne hat zu Hause das Manuskript ein oder mehrere Male durchgegangen und mit Ergänzungen versehen. Auch die ersten Herausgeber vermerken dies ausdrücklich. Übrigens kennt man die gleiche Gewohnheit Montaignes aus seinem Handexemplar der Essais.

Digitized by Google

Urteile, wie man sie aus der beispiellosen Unbefangenheit der „Essais“ gewohnt war. Vielleicht hoffte man auf ein Seitenstück zu den Essais, auf eine wirkliche Vermehrung des literarischen Werkes Montaignes, des Klassikers.

So konnte Grimm[1] erklären, das Werk sei nichts als ein „trockenes, kaltes Verzeichnis von Reisestationen.“ „Aus den ganzen zwei Bänden lassen sich höchstens zwanzig bis dreißig Seiten ausziehen — der Rest verdiente es, geradeso aufbewahrt zu werden wie die alte Lampe Epiktets.“ Die Philosophen der Aufklärung, die für die Erscheinungen alles Lebens eben glücklich das monistische Prinzip gefunden hatten, konnten, wie Lautrey bemerkt, am wenigsten das aus kleinen Beobachtungen zusammengesetzte Buch eines unpathetischen Kopfes schätzen. Nebenbei waren sie auch mit Montaignes Abstecher nach Loreto nicht einverstanden, und es kam schließlich noch ihre starke Abneigung gegen den Herausgeber Querlon hinzu, der es sich nicht versagt hatte, in seinen Anmerkungen Ausfälle gegen die „Apostel der Toleranz“ zu machen.

Stendhal[2] wirft Montaigne Mangel an Kunstverständnis vor, ein Verständnis, gegen das der französische „Geist“ ja ein sicheres Schutzmittel sei. Er konstatiert damit zwar eine Tatsache, spricht sie aber doch nur als gelegentliches und subjektives Urteil aus, ohne überhaupt daran zu denken, Montaignes ganzen Charakter heranzuziehen. Chateaubriand[3] macht den gleichen Vorwurf, zitiert aber das Werk in seinen

[1] Correspondance littéraire vom Mai 1774.
[2] Promenades dans Rome (1828) II. Band.
[3] Mémoires d'outre-tombe.

Digitized by Google

Mémoires d'outre-tombe fleißig. Mit Ampère[1] beginnt eine andere Auffassung, er druckt ein paar Seiten, vornehmlich über die römischen Ruinen ab, und Sainte-Beuve[2] schreibt einen ganzen Aufsatz über das Reisetagebuch, das zwar „nichts literarisch Bemerkenswertes enthält, aber sittengeschichtlich und vor allem für das Verständnis des Menschen Montaigne selbst voll Interesse ist". Das ist vielleicht noch zu wenig gesagt, fügt Lautrey hinzu.

In der Tat ist die Bedeutung des Reisetagebuches nicht zu unterschätzen. Wenngleich Montaigne schon in den „Essais" nicht die geringste Anstrengung macht, seine Persönlichkeit zu verbergen und kaum ein andrer Schriftsteller aus vormoderner Zeit dem dankbaren Literaturhistoriker eine solche Fülle seelischen Materials bietet, so hat doch das Reisetagebuch den Vorzug, daß es das Beobachtungsobjekt, den Charakter Montaignes, viele Monate lang unter unsere ständige, tägliche Kontrolle stellt. Das Bild, das wir aus den Essais gewonnen haben, läßt sich hier bis ins einzelne nachprüfen, korrigieren und auch ergänzen. Denn es zeigt Montaigne in neuen, ungewohnten Verhältnissen, in denen er jeden Gegensatz zu den französischen Zuständen im Augenblick der Wahrnehmung selbst festhält und in dem Maße schärfer formuliert, als man auf Reisen seine Persönlichkeit stärker empfindet. Und wenn Goethe rät, vor einem endgültigen Urteil die Menschen in ihren eigenen vier Wänden aufzusuchen, so ist für diese älteren Zeiten, in denen eine Reise noch ein Ereignis und ein Aufwand von Energie war, der Vorteil, einen Menschen

[1] La Grèce, Rome et Dante 1850.
[2] Nouveaux Lundis 1862. II. Band

Digitized by Google

losgelöst von den Gewohnheiten und Befangenheiten seines Zeitalters beobachten zu können, nicht zu verachten.

Und hier stellt sich Montaigne als außerordentlicher Kopf dar. Dieser Mann, in dem so viel vom sparsamen, bedenklichen und zähen Bürger war, den man gerade beim Franzosen antrifft, stand doch allem Zeitlichen so frei gegenüber, hatte den Blick so auf die Größe des Altertums und auch auf die Zukunft gerichtet, in der ihm die gleichen Ergebnisse der Weltklugheit zur Herrschaft berufen schienen, daß er in einer Epoche der blutigsten und verbissensten Glaubenskämpfe sich in beiden Parteien mit völligster Objektivität umsehen konnte, daß er jede fremde Sitte zu begreifen suchte, bevor er ihre Wirkung auf seine persönliche Bequemlichkeit feststellte, daß er sich über den bedingten Wert jeder Regierungsform, überhaupt die Relativität aller Erscheinungen vollkommen klar war. Wie er in seinen Essais verrät, daß er die damals so zahlreichen abenteuerlichen Beschreibungen der eben neuentdeckten Länder mit philosophischem Nutzen und nicht nur zur Stillung seines Kuriositätenhungers zu lesen verstand, so war er auch in Deutschland und Italien bereit, sich allen Verhältnissen unterzuordnen. Die nationale Befangenheit, durch die sich noch heute der Franzose auszeichnet, hatte er abgelegt, wenn er auch, echt französisch, nie versäumt, auf gut Essen und Trinken zu achten und geheizte Schlafzimmer mit Himmelbetten zu bevorzugen. Bedenkt man aber, daß diese Unbefangenheit, die auch heute noch über den Horizont des Durchschnittsmenschen geht, im sechzehnten Jahrhundert, das so viele Temperamente des blinden und gekrampften Drangs hervorgebracht hat,

Digitized by Google

in die Erscheinung trat, so ist man bereit, Montaigne neben Lionardo den ersten wirklich modernen Menschen, das heißt den ersten souveränen Menschen zu nennen.

Dieser außerordentliche Vorzug der philosophischen Unabhängigkeit hat aber auch allerdings und gerade bei Montaigne seine Schattenseite. Denn er ist ja im Grunde ebenso gut ein Mangel: ein Mangel an ausgeprägter Leidenschaft, an einseitigem, aber leitendem Entschluß. Diese Seite Montaignes kommt gerade im Tagebuch zum Ausdruck. Er sucht, zumal in Deutschland, allenthalben protestantische Kirchen und Prediger auf, um sich zu unterrichten, und er hat Verständnis für die Neuerung und ist alles andere als ein fanatischer Katholik; aber zuletzt ist sein ganzer Standpunkt doch der schwunglos praktische, die Reformation sei bedauerlich, weil sie die Bürgerruhe nun schon seit Jahrzehnten störe. Im Grunde ist das vielleicht sogar das klügste Urteil, das die Kirchenspaltung infolge des Blutvergießens und des Niedergangs, der ihre Folge war, verdient — es kommt nur auf den Akzent an, womit es ausgesprochen wird.

Montaigne ist gerade von seinen Berufsgenossen, den Schriftstellern und hier wieder den Charakteren unter ihnen, unsanft behandelt worden. Er ist nicht ausgesprochen und hinterläßt keinen eindeutigen Eindruck. Man versteht manchmal auch während der Lektüre des Reisetagebuches das oben erwähnte Urteil Stendhals sehr gut: ein Kunstkenner und eine phantasievolle Seele, ein Stimmungsmensch ist Montaigne wirklich nicht gewesen. Aber wir wollen doch nicht so weit gehen und auch sein Verweilen bei dem Wert der verschiedenen Brunnen oder gar bei den Resultaten, die sie bei seiner Verdauung erzielten, als

Digitized by Google

Zeichen einer gewissen Kleinlichkeit ansehen — schließlich war Montaigne kein junger Mann mehr und vor allem ein kranker, von einem schmerzhaften Leiden geplagter Mann. Das beste Gegenmittel gegen den Eindruck der Unpersönlichkeit, den seine Lektüre oft hinterläßt, ist die Fortsetzung derselben Lektüre. Die Wirkung von Größe, die von ihr ausgeht und die intimere Persönlichkeit Montaignes finden in einer anderen Einleitung dieser Ausgabe ihre Würdigung. Schließlich war Montaigne ein Philosoph und kein Künstler. Und wenn er auch nicht mit Stendhals Gefühlen einer romantischen Legende durch Rom ging, so empfand er, dem das Altertum mehr wie jedem andern zum Lebensblut selbst geworden war, die Größe der Stadt wohl. „Vielleicht hat niemand das Genie Roms mit so lebhaften Farben und mit einer so gewaltigen Stärke im Ausdruck geschildert, als er in den vortrefflichen Bemerkungen über Roms Grabmal", sagt Querlon.

Es braucht nur eines kurzen Hinweises, daß der Teil des Reisetagebuches, der von Deutschland, der Schweiz und Deutsch-Österreich handelt — Thann im Elsaß war der erste deutsche, Branzoll an der Etsch der letzte deutsche Ort — uns besonders anzieht. Die Ausbeute überwältigt nicht, da das Interesse des nach besonderen Aufschlüssen suchenden Kulturhistorikers erst in Italien genügende Nahrung finden wird, aber sie ist recht mannigfach. Die Lokalhistoriker der Orte, die Montaigne auf deutschem Gebiete berührt und schildert,[1] werden vielleicht recht instruk-

[1] Es sind Thann, Mülhausen (ausführlich); Basel (ausführlich), Horn (?), Bruck, Baden in der Schweiz (sehr ausführlich), Kaiserstuhl, Schaffhausen (ausführlich), Stein, Konstanz (ausführ-

Digitized by Google

tive Nachrichten finden können. Reichlich vertreten sind die Bemerkungen über Eß- und Trinkgebräuche, über Preise, Zustand der Wirtshäuser, Kleidung, Klima, Gastlichkeit und Charakter der Bewohner, nicht zum wenigsten auch über kleine häusliche Zustände, wie, daß Bettsäcke statt mit Stroh mit Laub gefüllt sind usw. Es hat Montaigne in Deutschland sehr gut gefallen, und als er Bozen verließ, schrieb er an Franz Gotmannus in Basel, er habe so viel Vergnügen an der Bekanntschaft mit Deutschland gefunden, daß er es mit großem Bedauern verlasse, obgleich es Italien sei, welches ihn erwarte. Und auch später in diesem gelobten Lande selbst denkt er bedauernd an Deutschland zurück. Er hatte die Menschen angenehm, die Verpflegung gut und die Landschaft anziehend gefunden. Er war auch der erste Reisende, der die Schönheit des Etschtals entdeckte und pries, man hatte ihm das düsterste Bild davon gemacht. Er nennt die Deutschen zwar prahlerische Hitzköpfe und Freunde starken Trinkens, aber auch ehrlich, sauber und Anhänger eines reichlichen Lebensstiles. Den besten Eindruck nahm er von den Brünnchen mit, die in allen deutschen und schweizerischen Städten und Orten auf Plätzen und in jedem Winkel standen. Der besondere Wert des deutschen Teiles des Tagebuches liegt darin, daß sich auf seinen Seiten das reiche

---

lich); Markdorf, Ravensburg, Buchhorn, Lindau (ausführlich), Wangen, Isny (ausführlich), Kempten (ausführlich), Pfronten, Füssen, Schongau, Landsberg, Augsburg (am ausführlichsten), Bruck, München, Icking (?), Kochelsee, Walchensee, Mittenwald, Schanze von Scharnitz, Seefeld, Innsbruck (ausführlich), Hall, Schloß Ambras (ausführlich), Brenner, Sterzing, Brixen (ausführlich), Klausen, Kolmann, Bozen (ausführlich), Branzoll, Salurn, Trient.

Digitized by Google

Deutschland des 16. Jahrhunderts noch einmal vor dem furchtbaren Niedergang des 17. spiegelt.

Eine spezielle philologische Verwertung wird schließlich das Tagebuch in der Aufgabe finden, in den nach der Reise herausgekommenen Ausgaben der Essais die Einflüsse des deutsch-italienischen Aufenthaltes nachzuweisen und mit Parallelen aus dem Tagebuch zu belegen.

Von Übersetzungen sind uns drei bekannt. Die älteste war eine deutsche, die bald nach der Veröffentlichung in „Halle bey Johann Christian Hendel" unter dem Titel „Michael von Montaigne. Reisen durch die Schweiz, Deutschland und Italien. In den Jahren 1580 und 1581. Aus dem Französischen. Mit Zusätzen in zwei Bänden (erster Band „enthält die Reise vom Schlosse Montagne bis Rom", zweiter Band „enthält die Reise von Rom bis nach dem Schlosse Montagne" in den Jahren 1777 und 1779 anonym erschien. Diese Übersetzung ist ungenau, eine Sammlung haarsträubender Mißverständnisse — der Übersetzer scheint nur schlecht Französisch gekannt zu haben —, voll Lücken, Flüchtigkeiten und einzigartiger Eigenmächtigkeiten im Text wie in den Anmerkungen, die recht oft in der Art des „Sehr richtig!" gehalten sind. Sie hat jedoch den Vorzug, daß sie die „vorläufigen Anmerkungen des Herrn von Querlon", d. h. die Einleitung des ersten Herausgebers, in leidlicher Vollständigkeit bringt. Auch soll nicht verschwiegen werden, daß der Übersetzer die Lektüre recht fruchtbar zu machen bemüht war, gerade indem er einerseits persönlich gefärbte Glossen gab und anderseits zumal

Digitized by Google

bei dem italienischen Aufenthalt, geschichtliche Werke und Reiseführer (Keyßler und Volkmann) ausgiebig zitierte. Es war jedenfalls ein eifriger und unterrichteter Mann.

Im „Helvetischen Almanach auf das Jahr 1800" erschien sodann derjenige Teil des Tagebuches, der die Schweiz behandelt, in deutscher Übersetzung; als dritte reiht sich eine englische von William Hazlitt (London 1845) an, die zu einer Gesamtausgabe gehörte; als vierte schließlich die italienische Alessandro d'Anconas (Città di Castello 1889) unter dem Haupttitel: L'Italia alla fine del secolo XVI. 1895 wurde sie durch einen alphabetischen Index ergänzt. Sie ist besonders schätzenswert durch die gelehrten, sehr reichen (und bisweilen ein wenig persönlichen) Noten über italienische Lokalzustände zu Montaignes Zeiten.

Die vorliegende Übersetzung hat sich insofern dem Montaigneschen Text angepaßt, als sie zwar die stilistische Richtigkeit der Sätze als die erste Voraussetzung der Lesbarkeit überall durchgeführt hat, aber dabei doch nur eben das Mindestmaß angestrebt hat, sodaß der primitive Ausdruck des Originals noch gewahrt erscheint. In den Anmerkungen folgt sie Lautrey (L.) und d'Ancona (Anc.), benützt aber auch verschiedentlich Querlon (Q.) und den deutschen Übersetzer von 1777. Die geographischen und Personennamen wurden durchgehend in der richtigen und heutigen Form gegeben. Die Essais sind nach dem Bodeschen Text der vorliegenden Ausgabe zitiert worden.

Digitized by Google

II.

Die Reise — Veranlassung und Teilnehmer

Es fällt nicht schwer, für die große Reise Montaignes, die auf mindestens zwei Jahre berechnet war und, vor der Zeit abgebrochen, immer noch siebzehn Monate dauerte, eine Reihe mehr oder weniger naheliegender Gründe zu finden. Ausschlaggebend werden indessen bloß zwei Gründe gewesen sein: sein Gesundheitszustand als äußerer Anlaß und seine stete Bereitwilligkeit, sein Studienobjekt, den Menschen immer wieder in neuen Verhältnissen zu beobachten, als allgemeine Voraussetzung.

Ungefähr im Alter von fünfundvierzig Jahren — da er 1533 geboren war, um das Jahr 1577 — traten die ersten Anfälle eines schmerzhaften Blasenleidens auf, das er wohl von seinem Vater geerbt hatte, obwohl dieser das Übel erst fühlte „als er bereits siebenundsechzig Jahre alt war" und er selbst „zwanzig und mehr Jahre vor seiner Krankheit auf die Welt gekommen war, zur Zeit seines besten Gesundheitszustandes". „Ich ringe mit der schlimmsten, heftigsten, schmerzhaftesten, tödlichsten und unheilbarsten Krankheit. Ich habe bereits fünf bis sechs harte und hartnäckige Anfälle von ihr ausgehalten" und: „Die Anfälle kehren bei mir so oft wieder, daß ich von einer völligen Gesundheit kaum mehr etwas weiß" erzählt er selbst in den Essais.

Digitized by Google

Aus den Essais und dem Reisetagebuch geht hervor, daß er vor der Reise bereits Kuren in den Bädern von Aigues-Caudes und Banières beide in den Pyrenäen, von Preissac bei Dax (Landes) und Barbotan (Gers) gebraucht hatte. Aigues-Caudes hatte ihm ein Jahr Ruhe, Banières zwei Monate Linderung verschafft. Da er sich, nach seiner ausführlichen und temperamentvollen Schilderung,[1] als geschworener Feind der Ärzte, die damals ja recht und schlecht unwissende Kurpfuscher waren, fühlte, so blieben seine einzige Zuflucht immer wieder die Bäder, in denen er die vernünftigste, wenn auch nicht eine absolute Medizin sah: „Denn überhaupt halte ich das Baden für heilsam und glaube, daß wir uns ziemlich viel Nachteil an der Gesundheit zuziehn dadurch, daß wir diese Gewohnheit, welche in früheren Zeiten durchgängig herrschte und noch bei vielen Nationen in Gebrauch ist, aufgegeben haben, täglich den ganzen Körper zu waschen . . . Und was das Gesundbrunnentrinken anbetrifft, so . . ist das Trinken desselben nicht gefährlich, wenn es auch nichts helfen sollte. . Sie werden keine ganz hinfällige Gesundheit wiederherstellen; aber wohl eine leichte Senkung unterstützen oder einem drohenden Risse vorbeugen."[2]

Die berühmtesten europäischen Bäder waren damals Baden in der Schweiz und Lucia in Italien. Damit war die Route gegeben, sobald der Entschluß feststand, mit den außerfranzösischen Bädern einen Versuch zu machen. Es traf sich dabei ganz natürlich, daß die Reise auch das Bad Plombières in den

[1] Essais II, 37
[2] Essais II 37

Digitized by Google

(französischen) Vogesen berührte, das gleichfalls eines Rufes genoß.

Nicht zu unterschätzen war auch die Ablenkung, die mit einer Reise, die in so neue Gegenden führte, verbunden war. Sie konnte am besten einer gewissen Unruhe und Unstetigkeit, die vielleicht aus seiner Krankheit erklärlich ist, begegnen, und unterstützte die körperliche Kur in vielen Punkten. „Wer nicht Heiterkeit genug mithin bringt, um an dem Vergnügen der Gesellschaft teilzunehmen, welche sich daselbst versammelt, und an den Leibesübungen und Spaziergängen, wozu uns die Schönheit der Orte, wo gemeiniglich die Gesundbrunnen gelegen sind, einladet, der verliert freilich den besten und sichersten Teil der Wirkung des Wassers. Aus dieser Ursache habe ich bis jetzt am liebsten solche Badeorte besucht, wo die Gegend angenehm, die Wohnung bequem, wo ein guter Tisch und gute Gesellschaft zu haben ist, wie in Frankreich der Badeort Banières und auf der Grenze in Deutschland und Lothringen Plombières, in der Schweiz Baden und im Toskanischen Lucca sind; besonders aber della Villa, welchen Brunnen ich am öftesten und zu verschiedenen Jahreszeiten gebraucht habe.“ [1] Von seiner Unruhe, die mit dem Verlangen nach Schmerzlosigkeit gleichbedeutend ist, sagt er: „Mein Verstand hält mich zwar wohl ab, über solche Plagen, die die Natur mir zu leiden befiehlt, zu murren und zu grämeln, aber nicht, sie zu fühlen, Ich könnte von einem Ende der Welt bis zum anderen laufen, um ein Jahr lang einer angenehmen, seligen Ruhe froh zu werden.“ [2] Er stellt im Reise-

[1] Essais II, 37.
[2] Essais III, 5.

Digitized by Google

tagebuch an verschiedenen Stellen fest, daß ihm das Reisen gut getan habe, und ähnlich heißt es in den Essais: „Außer diesen Gründen scheint mir das Reisen eine nützliche Übung zu sein. Die Seele ist dabei in beständiger Tätigkeit, neue und unbekannte Gegenstände zu bemerken. Und ich weiß keine bessere Schule, das Leben zu bilden, als unablässig eine große Verschiedenheit andrer Lebensweisen, Sinnesarten und Gebräuche vor Augen zu haben und sie eine so ununterbrochene Mannigfaltigkeit von Formen unserer Natur kosten zu lassen. Der Körper ist dabei weder müßig noch angestrengt und diese leichte Bewegung erhält ihn in Atem. Ich bleibe zu Pferde ohne abzusteigen, so ein Steinpatient ich auch bin, und ohne müde zu werden, acht bis zehn Stunden.“ [1]

Der Entschluß, auf Reisen zu gehn, mußte, sobald er einmal ernsthaft erwogen war, gerade aus Montaignes philosophischer Anlage fortwährend neue Nahrung ziehen. Philosoph sein heißt zwar auch, von den Dingen der Welt, von Leidenschaften, Wünschen und der ganzen Ernsthaftigkeit des Daseins Distanz gewinnen, und Montaigne, der sich die Seele des Altertums wie nie wieder ein Nachgeborener angeeignet hat, dachte aus unbefangenster Überzeugung frei und unpathetisch über alle Werte, um derentwillen die Menschheit eine Geschichte hat — und gleichwohl, eben weil er nicht einseitig war, schöpfte er seine Gedanken immer wieder aus dem Leben selbst und kehrte immer wieder an die Quelle zurück, aus der er seine kluge Erkenntnis schöpfte. Ein Zwiespalt, der sich doch ganz natürlich erklärt, war in

[1] Essais III, 9

Digitized by Google

ihm stark ausgeprägt: er suchte, um sich nicht zu verlieren, den Abstand vom Leben und gewann ihm zugleich stets neues Interesse ab; sein Herz hing an nichts, auch an Frau und Kindern nicht so, daß er seinen Verlust nicht hingenommen hätte, und empfand doch seine Lockung wie nur ein romantischer Künstler. Der Philosoph in ihm wurde nie grau, sondern hörte nicht auf, nach neuen Erscheinungen zu verlangen, an denen er die Resultate seines Denkens immer von neuem betätigt oder auch sich erweitern sehn konnte. Sein Geist war jung und unersättlich geblieben. Er empfand fast wie ein Deutscher die Lockung des Unbekannten, und die Zustände fremder Nationen beschäftigten seine Einbildungskraft stärker als die französischen. Bei näherem Zusehen hat freilich solche Sehnsucht weit mehr einen rationellen als einen phantastischen Grund: sie erweitert nicht nur den philosophischen Horizont, sondern läßt auch die gesamte Menschheit vor dem freien und verstehenden Auge auftauchen: „Nicht weil es Sokrates gesagt hat, sondern weil es in Wahrheit meine Sinnesart ist, vielleicht nicht ganz ohne Schwärmerei, achte ich alle Menschen für meine Mitbürger und umarme einen Polen so innig wie einen Franzosen, indem ich dieses Nationalband dem großen und allgemeinen Bande der Menschheit nachsetze. Ich halte gar nicht meinen Himmel für den blausten."[1] Auch das ist eine große und für das Jahrhundert, in dem Montaigne lebte, bewunderungswürdige Konzeption.

Er hatte sich zwar „im Jahre des Heils 1571 und im achtunddreißigsten seines Lebens, einen Tag

[1] Essais III, 9.

Digitized by Google

vor den Kalenden des März (28. Februar), als sich sein Geburtstag auf die Stunde wieder jährte, längst von dem höfischen Dienst und den öffentlichen Ämtern angewidert, in voller Gesundheit in den Schoß der gelehrten Jungfrauen zurückgezogen",[1] aber diese Einsamkeit konnte, da sie im Grunde nur ein Hilfsmittel war, die Persönlichkeit zu wahren, nicht Selbstzweck werden. Schon 1574 wurde sie durch erneute Teilnahme am Lagerleben, dessen Stimmung er lebhaft preist,[2] unterbrochen. Und wenn trotz dieser Episode, denen sich möglicherweise andere anschlossen, die Muße im Bibliotheksturm auf Schloß Montaigne seine angelegentlichste Beschäftigung war, so kann unsere Reise unter anderem auch als Rückschlag von dem Leben unter Büchern, der Befreiung und Erneuerung des Lebensgefühles angesehen werden. Wenn sein Drang nach Unabhängigkeit ihn davon abhielt eine Karriere im öffentlichen Leben anzustreben, so trieb ihn sein Drang nach Betätigung doch wieder aus der Einsiedelei fort, und auch Montaigne fand den Ausweg, nach dem so viele kraftvolle und doch beschäftigungslose Köpfe greifen, er ging auf Reisen. Dazu kam, daß er eben gerade die zwei ersten Bücher seiner Essais herausgebracht hatte, und mit dem Überdruß an Schreiben und Denken verband sich vielleicht auch der Wunsch, einer bedeutsamen Periode seines Lebens und der gelungenen Gestaltung des Lebenswerks auch äußerlich einen Abschluß zu geben. Neben solchen Beweggründen spielen andere Überlegungen, die er möglicherweise anstellte, nur eine untergeord-

[1] Aus der Inschrift im Kabinett seiner Bibliothek. Über die Art, wie er hier seine Tage verbrachte, s. Essais III, 3.
[2] Essais III, 13.

Digitized by Google

nete Rolle: der Wunsch, den Wirren der Religionskriege zu entgehen und der Überdruß, den er bei den französischen Sitten, Anschauungen und Zuständen empfand. Erst indem das starke allgemeine Verlangen nach neuen Eindrücken hinzukam, konnte dieser Punkt treibende Kraft gewinnen. Auch die Abneigung des Philosophen, die wirtschaftlichen Geschäfte, die mit der Verwaltung seines Besitzes und mit seiner Stellung als Familienvater verbunden waren,[1] wollen wir nicht zu wichtig nehmen.

Reiseweg und Reiseziel wurden, wie schon erwähnt, durch den Wunsch, in Plombières, Baden und Lucca die Kur gebrauchen zu können, wesentlich bestimmt. Italien kam aber auch aus anderen als diesen Nützlichkeitsgründen für Montaigne in Betracht. Darüber kann kein Zweifel sein. Wenn es im Reisetagebuch heißt: „Was Rom betreffe, nach dem die anderen immer ausschauten, so verlange es ihn um so weniger danach, als jedermann dort gewesen sei; auch wisse jeder Lakai davon oder von Florenz oder von Ferrara Nachricht zu geben,“[2] und wenn im Tagebuch an derselben Stelle die Sekretär erzählt: „Ich glaube wirlich, wenn er allein, nur mit seiner Familie gewesen wäre, dann wäre er lieber nach Polen oder nach Griechenland zu Fuß gegangen als den Weg nach Italien einzuschlagen“, so sind das doch kaum mehr als Ausfälle gegen seine Reisegefährten, die anscheinend mit der gewöhnlichen ein wenig trivialen Italiensehnsucht reisten. Montaigne, der bis zu seinem sechsten Jahr lateinisch aber kein Französisch gesprochen hatte, der die Fabeln

[1] Essais III, 9.

[2] Tagebuch, Rovereto.

Digitized by Google

Ovids seine ersten Eindrücke nannte, der mit zwölf Jahren, nachdem er schon Vergil, Plautus und italienische Komödien gelesen hatte, in den lateinischen Tragödien am Kolleg zu Guyenne mitspielte, der in der römischen Angelegenheit längst Bescheid wußte, bevor er etwas von denen seines eigenen Hauses erfuhr, der das Kapitol früher kannte als den Louvre, den Tiber vor der Seine[1] — es ist selbstverständlich, daß Montaigne als reifer Mann die Stätten mit eigenen Augen sehen wollte, aus denen die tiefste Stimmung sprach, die wir erfahren können, die der Kindheit. Und als er noch eine Tagereise von Rom entfernt war, brach er drei Stunden vor Tag auf, „so sehr brannte er danach, den Boden Roms unter den Füßen zu fühlen". Was ihm Rom dann gab, erfährt man in den beredten Aufzeichnungen des Tagebuchs.

Es war so gut wie ausschließlich die Antike, die ihn nach Italien zog, und in Rom ging er mehr den Spuren des Altertums als denen der Renaissance und des beginnenden Barocks nach. Man darf sich über solches Verhalten großer zeitgenössischer Kunst gegenüber nicht allzusehr wundern: das ist nicht anders als wenn heute ein Reisender in Paris wenig Interesse für die moderne Malerei zeigt, obwohl sie dort geboren wurde — auch solche Vernachlässigung kann erlaubt sein.

Neben Rom zog ihn Venedig mächtig an, seine zweite Liebe nach Paris. Er hätte weder in Rom noch irgendwo sonst in Italien Ruhe gehabt, ohne Venedig zu kennen.[2] Schon sein Herzensfreund Boetius

[1] Essais III, 9 u. a.

[2] Tagebuch, Padua, zweiter Aufenthalt.

Digitized by Google

habe diese Liebe zu Venedig gehabt: wie Stendhal lieber in Mailand, wäre er lieber in Venedig geboren worden. Und wenn Montaigne sich auch in seinen Erwartungen etwas enttäuscht fand, als er Venedig sah, und seine Kanäle gerade so übelriechend wie die Pariser Straßen schmutzig fand, so war er doch fest entschlossen, diesem ersten vorläufigen Besuch von einer Woche einen zweiten gründlicheren folgen zu lassen — ein Traum, den er bis zu seinem Lebensende hegte.

Als äußeren Vorwand zu einer italienischen Reise aber konnte er ein Gelübde vorschützen, das er und seine Frau dargebracht hatten, um für ihre zarte Tochter Leonore, das einzige überlebende von fünf Kindern, bei der Mutter Gottes von Loreto Gnade zu finden. Lautrey meint, diesem Grund habe sich auch Mme. de Montaigne nicht verschließen können, die ihren Ehegemahl sicher ungern fortziehen ließ und die französischen Bäder für genügend erachtet haben dürfte.

* * *

Die Essais waren im Frühjahr 1580 herausgekommen; die Vorbemerkung an den Leser ist vom 1. März datiert. Am 22. Juni verließ Montaigne sein Schloß, mußte sich aber, bevor er die eigentliche Reise beginnen konnte, auf Wunsch seines Königs, dessen Kammerherr er war, zu der Belagerung von La Fère begeben, das von den Hugenotten im November des vergangenen Jahres durch einen Handstreich genommen worden war. Auf dem Wege nach La Fère stellte sich Montaigne bei Hofe vor und überreichte Heinrich III. sein Werk: der König sprach sein Wohlgefallen aus. Die Belagerung La Fères

Digitized by Google

wurde den 7. Juli eröffnet. Am 2. August wurde der Herr von Grammont tödlich verwundet. Montaigne war sein Landsmann und sein Freund, und er übernahm es, der Witwe, „dieser großen Corisanda d'Andouis", der er die Sonette des Boetius (Essais I, 28) gewidmet hatte, den Leichnam des Verstorbenen nach Soissons zuzuführen. Ob er wieder zum Belagerungsherd stieß, ist unbekannt. Jedenfalls wartete er die Kapitulation vom 12. September nicht ab, sondern traf in Beaumont-sur-Oise mit den letzten Teilnehmern der Reise zusammen und brach von da am 5. September auf. Hier beginnt das Tagebuch.

Die Edelleute, die neben Montaigne an der Reise teilnahmen, waren die Herren von Matecoulon, Cazalis, Estissac und Hautoy.

Bertrand-Charles de Matecoulon war der jüngste Bruder Montaignes, der, 1560 geboren, damals zwanzig Jahre alt war. Montaigne ließ ihn in Rom zurück, mit hinreichend Geld versehen, um fünf Monate lang die Fechtkunst daselbst zu erlernen. Von einem Duell, in das Matecoulon bald darauf verwickelt wurde, erzählt er in den Essais II, 27, auch Brantôme berichtet darüber. Matecoulon tötete seinen Gegner und schließlich auch den seines Freundes, wurde gefangen gesetzt, durch Fürsprache des französischen Gesandten, eines alten Freundes Montaignes, wieder freigelassen und verließ darauf Rom. Sein weiteres Leben verlief friedlich in der Heimat.

Ob der Herr von Cazalis, der zu dieser Gesellschaft gehörte, jener Bernard de Cazalis war, der Montaignes jüngste Schwester Marie kaum ein Jahr

Digitized by Google

vorher geheiratet hatte, erscheint dadurch zweifelhaft, daß er laut unserem Tagebuch die Gesellschaft in Padua verließ und sich ohne Bedienten als Student in eine Pension begab. Danach muß er ein junger Mann in ähnlichem Alter wie Matecoulon gewesen sein. Allerdings verlor auch Bernard de Cazalis seine Frau frühzeitig, nur ist das Jahr nicht bekannt und man müßte annehmen, er sei schon im ersten Jahr seiner Ehe Witwer geworden.

Charles d'Estissac war der Sohn der Frau, der Montaigne das achte Kapitel des zweiten Buches der Essais „Von der Liebe der Eltern zu ihren Kindern" gewidmet hatte. Madame d'Estissac war die Geliebte Antons von Bourbon, Königs von Navarra, gewesen, und Brantôme, ihr Vetter, hatte sie geliebt. Im Jahre 1580 heiratete sie in zweiter Ehe Robert de Combaut, einen Günstling Heinrich III.: so erhielt der Sohn Charles, als er sich Montaigne anschloß, um in Italien sich im Waffenhandwerk auszubilden, Empfehlungsbriefe des Königs und der Königinmutter an den Herzog von Ferrara.[1] Der junge Edelmann war der Sproß einer sehr alten Familie, und Montaigne, der trotz der Vorliebe, mit der er von seinem Geschlecht erzählt, der Enkel eines geadelten Kaufmanns war, ließ ihm bei Zeremonien, wie dem Fußkuß beim Papst, den Vortritt. Wahrscheinlich begleitete Estissac Montaigne nach Loreto und Lucca. Als Montaigne die Rückreise nach Frankreich antrat, begleitete er ihn bis zur ersten Poststation. Er fiel im Jahre 1586 in einem Duell in der Heimat, von dem Brantôme erzählt.

[1] Tagebuch, Ferrara

Digitized by Google

Mit Estissac war der Edelmann du Hautoy zu der Gesellschaft gestoßen.

Da wohl auch dieser letzte Teilnehmer im Alter seines Freundes stand, so reiste Montaigne ausschließlich in der Begleitung junger Leute. Wenn sie sich ihm auch unterordneten und ihm, wenn auch nicht immer gern, die Bestimmung von Weg und Rast überließen, so wird Montaigne doch in ihrer Gesellschaft keine große Anregung gefunden haben. Es waren junge Edelleute, die an Händel der Liebe und des Degens dachten, und der Philosoph wird seine Gedanken für sich haben behalten müssen.

Die Gesellschaft bestand also aus fünf Herren, die beritten waren. Die Zahl der Diener ist nirgends genau angegeben, doch hatte Montaigne mindestens einen Diener mit sich und Estissac laut Eingang des Tagebuches einen Diener, einen Maultiertreiber und zwei Lakaien. Das macht mindestens sechs Reiter aus und rechnet man für die übrigen Herren außer Estissac auch noch zwei bis drei Lakaien, so folgten vier bis fünf Lakaien mit den Gepäckeseln zu Fuße. In Rom verkaufte Montaigne anscheinend seine Tiere, da er auf der Heimkehr in Lyon neue erstand; in Italien reiste er auf gemieteten.

Würzburg, im August 1908

Otto Flake

Digitized by Google

Tagebuch einer Reise durch Deutschland und Italien

— — — — — — — — — — — — — —[1]

Herr von Montaigne schickte den Herrn von Matecoulon[2] mit dem Stallmeister auf der Post ab, um den Grafen zu besuchen, und sie fanden, daß seine Wunden nicht tödlich waren.[3] Hier in Beaumont[4] stieß Herr von Estissac[5] zu unsrer Gesellschaft, um die Reise mit uns anzutreten. Er hatte einen anderen Edelmann, einen Kammerdiener, einen Treiber für das Maultier und zwei Knechte in seiner Begleitung, und trug die Hälfte der ganzen Reisekosten.

Montag, den 5. September 1580, brachen wir nach Tisch von Beaumont auf und kamen auf einen Zug zum Abendessen nach Meaux, welches eine kleine hübsche Stadt ist und an der Marne liegt. Sie hat drei Viertel. Die eigentliche Stadt und die

[1] Es fehlen hier zwei Seiten Manuskript, die das erste Blatt ausmachen. Es scheint schon lange ausgerissen zu sein, denn man hat das Buch so gefunden. Dieser erste Teil wurde von dem Sekretär nach Montaignes Diktat geschrieben. D.

[2] Der Bruder Montaignes. S. Einl. u. Essais, II, 27.

[3] Wer der kranke Graf gewesen ist, nach dem sich Montaigne erkundigen ließ, und was ihm seine Wunden zugezogen hatte, ist unbekannt. D. Vielleicht war er vor La Fère verwundet worden. S. Einl.

[4] Beaumont-sur-Oise.

[5] Der Sohn der Frau von Estissac, der Montaigne das 8. Kapitel des 2. Buches der Essais gewidmet hat. S. Einl.

Digitized by Google

Vorstadt liegen diesseits des Flusses, nach Paris zu; sie sind durch Brücken mit einem großen Ort verbunden, den man den „Markt" nennt. Vom Fluß und einem schönen Graben ganz umschlossen, umfaßt er eine Menge Bewohner und Häuser. Ehemals war dieser Ort mit großen, starken Mauern und Türmen aufs beste befestigt, aber in unseren Tagen, während der Hugenottenwirren — die Mehrzahl der Bewohner waren Anhänger dieser Partei — wurden alle diese Anlagen geschleift. Während der Kriege mit den Engländern hatte nur dieser Teil der Stadt allein dem Feinde standgehalten, während die übrigen völlig verloren gegangen waren; dafür sind noch heute alle seine Einwohner von der staatlichen Steuer und anderen Abgaben befreit.

Man sieht in der Marne eine Insel von zwei- oder dreihundert Fuß Länge, die, wie erzählt wird, von den Engländern aufgeschüttet worden war, damit sie den genannten Markt mit ihren Bombarden besser beschießen konnten.

In der Vorstadt sahen wir die Abtei des heiligen Faron, ein sehr altes Gebäude, in dem die Wohnung Ogers von Dänemark und sein Saal gezeigt wird. In der Abtei ist ein altes Refektorium mit großen langen Steintischen von außergewöhnlicher Dicke; und in der Mitte sprudelte in den Zeiten vor den Bürgerkriegen ein fröhlicher Springbrunnen, aus dem sie während der Mahlzeiten tranken.

Die meisten Klosterbrüder sind noch jetzt Edelleute. Unter anderem ist ein altes ansehnliches Grabmal zu sehen, mit den ausgestreckten Gestalten zweier außerordentlich großer Ritter. Man will darin Oger

Digitized by Google

von Dänemark mit einem seiner Paladine sehen.[1] Auf dem Grabstein steht weder Inschrift noch Wappen; ein einziger lateinischer Satz, den ein Abt vor etwa hundert Jahren hat einmeißeln lassen, besagt, daß hier „zwei unbekannte Helden begraben liegen".

In ihrem Schatz zeigen die Brüder einige Gebeine dieser beiden Helden. Der Armknochen, nämlich das Stück von der Schulter bis zum Ellbogen, ist ungefähr von der Länge eines ganzen Armes, an den gewöhnlichen Männern unserer Zeit gemessen, und ein wenig länger als der Arm des Herrn von Montaigne. Auch werden zwei Schwerter jener Paladine gezeigt, die ungefähr die Länge eines unserer Zweihänder haben und deren Schneide durch viele Hiebe sehr schartig geworden ist.

In der genannten Stadt Meaux besuchte Herr von Montaigne den Schatzmeister der Kirche des heiligen Stephan,[2] Juste Terrelle, der unter den französischen Gelehrten einen Namen hat; er ist ein kleiner Mann von sechzig Jahren, der eine Reise nach Ägypten und Jerusalem gemacht und sich sieben Jahre in Konstantinopel aufgehalten hat. Er zeigte dem Herrn von Montaigne seine Büchersammlung und die Sehenswürdigkeiten seines Gartens. Wir sahen in demselben nichts was so seltsam war wie ein Buchsbaum, der seine Zweige in die Runde ausbreitete und bei aller Dichtigkeit so kunstfertig geschnitten war,

[1] Oger der Däne fiel mit Roland im Tal von Roncevalle. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit einem anderen Oger, von Charmontray, vor, der im Jahre 1085 sein ganzes Gut diesem Kloster gegeben haben soll.

[2] Später der hl. Jungfrau unterstellt.

Digitized by Google

daß er wie eine glatte, feste Kugel von Mannshöhe aussah.[1]

Von Meaux, wo wir am Dienstag zu Mittag gegessen hatten, aus kamen wir zur Nacht nach Charly, sieben Meilen davon. Am Mittwoch reisten wir zwischen Mittag und Abend nach Dormans, sieben Meilen davon. Am nächsten Tag, der ein Donnerstag war, reisten wir bis zum Mittag nach Epernay,[2] fünf Meilen davon. Daselbst angekommen, begaben sich die Herren von Estissac und Montaigne zur Messe, wie es[3] ihre Gewohnheit war, in die Kirche Notre-Dame, und der Herr von Montaigne erkundigte sich nach dem Grabmal des Marschalls von Strossi, den er einst selbst gesehen hatte und der bei der Belagerung von Diedenhofen gefallen und danach in dieser Kirche beigesetzt worden war.[4]

Seine Grabstätte, die dem Hauptaltare gegenüber liegt, wies weder ein Grabplatte, noch ein Wappen, noch eine Inschrifttafel auf, und es wurde uns erzählt, daß die Königin den Marschall, seinem eigenen Wunsch entsprechend, dergestalt ohne Pomp und Feierlichkeit hatte bestatten lassen. Der Bischof von Reims, aus der Pariser Familie Hennequin, las gerade die

[1] Juste Terrelle hatte im Orient für Franz I. griechische Manuskripte gekauft, die noch teilweise in der Nationalbibliothek in Paris erhalten sind. Er starb 1590 und wurde in der obenerwähnten Kirche zu Meaux beigesetzt.

[2] In der Champagne, einem ausgezeichneten Weinorte.

[3] Jeden Donnerstag.

[4] Der Marschall, Vetter der Katharina v. Medici, war ein tüchtiger Soldat, schrieb Kommentare über Klassiker und starb als Atheist, worüber Vieilleville in seinen Memoiren, 7. Buch, 2. Kap. berichtet.

Digitized by Google

Messe in der Kirche, deren Abt er ist. Es war an diesem Tag das Septemberfest unsrer Lieben Frau.

Der Herr von Montaigne suchte nach der Messe in der Kirche den Herrn Maldonat auf, einen Jesuiten, der durch seine Gelehrsamkeit in Theologie und Philosophie einen sehr bekannten Namen hat;[1] sie führten mehrere gelehrte Gespräche miteinander, zuerst in der Kirche und dann nach Tisch in der Wohnung des Herrn von Montaigne, wo ihn Maldonat aufsuchte.

Unter anderem berichtete Maldonat von den Bädern von Spa, die bei Lüttich gelegen sind. Er war dort mit dem Herrn von Nevers gewesen und erzählte, es seien äußerst kalte Bäder und man wäre gleichwohl an Ort und Stelle der Meinung, es sei am besten, sie so kalt zu nehmen wie man nur könne. Sie sind so kalt, daß alle, die von dem Wasser trinken, davon Schauer und Beklemmung empfinden; dafür fühlt man freilich bald darauf eine große Wärme im Magen. Maldonat trank für seinen Teil hundert Unzen; das Wasser wird von dazu bestellten Leuten in Gläser gefüllt, die gerade so viel halten, als ein jeder zu trinken wünscht. Man trinkt den Brunnen nicht nur mit nüchternem Magen, sondern auch nach der Mahlzeit. Nach dem zu schließen, was Maldonat berichtete, ist die Wirkung ähnlich derjenigen, die

[1] Jean Maldonat (Maldonado) war in Spanien 1534 geboren, lehrte in Salamanka, trat in den Jesuitenorden, kam 1563 als Professor an ein Jesuitenkolleg in Paris, geriet mit der theologischen Fakultät der dortigen Universität in Streit über die unbefleckte Empfängnis, aus dem er siegreich hervorging, und starb in Rom 1543, mit einer griechischen Ausgabe der Bibel beschäftigt.

Digitized by Google

die Mineralwässer der Gascogne hervorbringen. Er selbst freilich fand das Spaer Wasser wirkungsvoller, das er zu verschiedenen Malen ganz in Schweiß und nach starker Bewegung getrunken hatte. Ferner erzählte er, daß er mit eigenen Augen gesehen habe, wie Frösche und andere kleine Tiere, die man dort in das Wasser hineinwarf, auf der Stelle verendeten; und wenn man ein Taschentuch auf ein mit diesem Wasser gefülltes Glas lege, färbe es sich sofort gelb. Man gebraucht den Brunnen mindestens zwei bis drei Wochen. Es ist ein Ort, an dem man sehr gut aufgehoben ist und bequem wohnen kann,[1] eigens bei Verstopfung und Blasengries; jedoch waren weder Herr von Nevers noch er viel gesunder zurückgekommen.

Maldonat hatte bei diesem Besuch einen Haushofmeister des Herrn von Nevers mitgenommen und sie überreichten dem Herrn von Montaigne einen gedruckten Bericht über den Grund der Spannung, der zwischen den Herren von Montpensier und Nevers besteht, damit er unterrichtet sei und seinerseits die Edelleute unterrichten könne, die sich danach erkundigen sollten.[2]

Wir brachen von hier am Freitag morgen auf und kamen nach Châlons,[3] sieben Meilen davon.

[1] Die Königin von Navarra, Margarete von Valois war anderer Meinung, als sie 1577 eine Reise nach Spa machte und es empfehlenswert fand, in Lüttich zu wohnen, da sich bei den Quellen von Spa nur drei oder vier kleine elende Wohnhäuser befänden. Vgl. ihre Memoiren.

[2] Der Herzog von Montpensier hatte dem Bruder des Königs einige geringschätzige Worte des Herzogs von Nevers über diesen berichtet. Der Herzog von Nevers stellte sie in Abrede und entzog sich dem Austrag des Streites durch eben diese Badereise nach Spa.

[3] Châlon-sur-Marne.

Digitized by Google

Daſelbſt wohnten wir in der Krone, einem ſchönen Wirtshauſe, in dem auf Silbergeſchirr aufgetragen wird und die meiſten Betten und Decken aus Seide ſind. Die Häuſer beſtehen gewöhnlich aus Gries, der in viereckige, ungefähr einen halben Schuh große Stücke geſchnitten wird; andere wieder aus Raſenſtücken.

Am nächſten Tag brachen wir nach dem Mittageſſen auf und kamen zur Nacht nach Vitry-le-François, ſieben Meilen davon. Dies iſt ein kleiner Ort an der Marne, der vor fünfunddreißig oder vierzig Jahren angelegt wurde,[1] an Stelle des anderen Vitry, das eingeäſchert worden war.[2] Er beſitzt noch ſeine urſprünglich gegliederte und hübſche Anlage, ſeinen Mittelpunkt bildet ein großer viereckiger Platz, einer der ſchönſten in Frankreich.

Wir erfuhren daſelbſt drei merkwürdige Sachen, die Erwähnung verdienen. Die eine war, daß die Herzogin-Witwe von Guiſe und Bourbon mit 87 Jahren noch lebte und noch eine Viertelmeile zu Fuß gehen konnte.[3] Die andere, daß vor wenigen Tagen jemand an einem nahegelegenen Ort, Montier-en-Der, aus folgender Urſache gehenkt worden war:

Sieben oder acht Mädchen aus der Umgebung von Chaumont-en-Baſſigny verabredeten vor einigen Jahren, ſich in Männer zu verkleiden und ſo in die Welt zu

---

[1] 1545 von Franz I.

[2] Von Karl V. Dieſes alte Vitry hatte Vitry-en-Perthois geheißen.

[3] Antoinette von Bourbon, Witwe des Claudius von Lothringen, des erſten Herzogs von Guiſe, ſtarb im Jahre 1583 im 89. Jahre. Sie war die Großmutter der Maria Stuart und überlebte zehn ihrer elf Kinder.

Digitized by Google

gehen. Eine unter ihnen kam unter dem Namen Mary nach diesem Vitry, bestritt ihr Leben als Weber und galt als ordentlicher junger Mann, der sich jeden zum Freund machte. Er verlobte sich in Vitry mit einer Frau, die noch am Leben ist; aber nach einem Zerwürfnis, das eintrat, ging ihr Handel nicht weiter. Als er sich darauf nach dem genannten Ort Montieren-Der begab, wo er seinen Unterhalt immer mit demselben Gewerbe gewann, faßte er Zuneigung zu einer anderen Frau und heiratete sie auch. Er lebte vier oder fünf Monate mit ihr zu seiner Zufriedenheit, wie man sagt, aber darauf wurde er von jemand aus Chaumont erkannt und die Sache der Gerechtigkeit übergeben, die ihn zum Tod durch den Strick verurteilte: das wollte sie noch lieber erleiden als wieder ein Mädchen werden. Sie wurde auch richtig gehängt, um Erfindungen willen, die bei ihrem Geschlecht unerlaubt waren.

Die dritte Merkwürdigkeit betrifft einen Mann, der noch am Leben ist und Germain heißt. Er ist von niedriger Herkunft und ohne Geschäft noch Amt. Derselbe war bis in das Alter von 22 Jahren ein Weib und von allen Bürgern der Stadt gekannt; auch ward bemerkt, daß er ums Kinn ein wenig mehr Haar hatte als die andern Mädchen, weshalb er die bärtige Marie genannt wurde. Eines Tages, als er sich anstrengte einen Sprung zu machen, traten seine männlichen Geschlechtsteile hervor und der Kardinal Lenoncourt, damals Bischof von Châlons, gab ihm den Namen Germain. Er hat sich gleichwohl nicht verheiratet, bekam aber einen sehr starken Bart. Wir vermochten ihn nicht zu sehn, da er auf dem Dorf war. Es ist auch in diesem Ort noch ein im Mund

Digitized by Google

der Mädchen ordinäres Lied gebräuchlich, worin sie sich gegenseitig auffordern, die Beine nicht zu weit zu spreizen, es könnte ihnen sonst passieren, daß sie zu Männern würden gleich Marie Germain. Man sagte mir, daß Ambroise Paré diesen seltsamen Fall in sein Buch über Chirurgie aufgenommen hat;[1] in der Tat lautet die Erzählung ganz bestimmt und wurde dem Herrn von Montaigne auch von den angesehensten Beamten der Stadt bezeugt.

Von hier reisten wir Sonntag vormittag nach dem Frühstück ab und gelangten in einem Zug nach Bar,[2] neun Meilen davon. Der Herr von Montaigne war bereits früher hier gewesen[3] und fand nichts neues, das bemerkenswert gewesen wäre, ausgenommen den ungewöhnlichen Aufwand, den ein einzelner Geistlicher, der dort Dechant war, für öffentliche Bauten machte und alle Tage noch fortsetzte. Sein Name war Gilles de Trèves. Er hat eine Kapelle gebaut, die an Marmor, Malerei und Schmuck die kostbarste in Frankreich ist, und er besorgte auch den Bau und die Einrichtung des schönsten Stadthauses von ganz Frankreich. Es wird von der schönsten Bauart, am zweckmäßigsten angeordnet, mit den besten Stoffen bespannt, mit den reichsten Gegenständen eingerichtet und am wohnlichsten sein. Er will daraus ein Kolleg machen und hat die Absicht, es zu dotieren und auf seine Kosten zu unterhalten.[4]

---

[1] Paré führt in seinen „Monstres et prodiges" diesen Fall mit allen Einzelheiten an. Auch Montaigne übernahm ihn in die Essais Buch I, Kap. 20.

[2] Bar-le-Duc.

[3] Vgl. Essais Buch II, Kap. 17.

[4] Gilles de Trèves vermachte dieses Kolleg den Jesuiten, die es bis zur Revolution leiteten.

Digitized by Google

Von Bar, wo wir am Montag vormittag speisten, kamen wir zur Nacht nach Mauvèse,[1] vier Meilen davon. Kleiner Ort, an dem Herr von Montaigne durch seine Kolik aufgehalten wurde, die auch der Grund wurde, weshalb er seinen ursprünglichen Plan, Toul, Metz, Nancy, Joinville und St. Dizier zu sehen, aufgab, alles Städte, die zwar an seinem Reiseweg lagen — aber er mußte sich beeilen, die Bäder von Plombières ohne Aufenthalt zu erreichen.

Von Mauvèse brachen wir Dienstag morgen auf und kamen zum Mittagessen nach Vaucouleur, eine Meile davon, worauf wir der Meuse folgten und auf ein Dorf namens Donrémy an der Meuse trafen, drei Meilen von Vaucouleur.

Von hier war die berühmte Jungfrau von Orleans gebürtig, die sich Jeanne d'Arc oder Dullis nannte. Ihre Nachkommen wurden durch die Gnade des Königs geadelt[2] und man zeigte uns das Wappen, das der König ihnen verliehen hatte: auf blauem Grund ein gerades Schwert mit Krone und Griff von Gold, sowie zwei goldene Lilien neben dem Schwert.

Ein Einnehmer von Vaucouleur gab dem Herrn von Cazalis ein danach gemaltes Wappenschild. Die Front des Häuschen, in dem die Jungfrau geboren wurde, ist ganz mit ihren Taten ausgemalt, aber das Alter hat die Malerei stark verdorben. Man findet auch in einem Weinberg einen Baum, welcher der „Baum der Jungfrau" heißt, aber sonst nicht merkwürdig ist.

[1] Lautet im Originaltext Mannese. L. schlägt Mauvèse vor, ein Dorf 2 Meilen westlich von dem nachher erwähnten Vaucouleur.

[2] Karl IX. adelte 1429 die Jungfrau und ihre Familie ihre beiden Brüder nahmen den Namen du Lys an.

Digitized by Google

Wir kamen am selben Abend ins Nachtquartier nach Neufchâteau, fünf Meilen davon. Dort sind in der Kirche der Franziskaner zahlreiche drei- oder vierhundert Jahre alte Grabsteine des Adels der Landschaft, die alle folgende Inschrift tragen: Hier liegt der und der, welcher starb, als die Zeit den Meilenstein des Jahres 1200 usf. erreicht hatte.

Herr von Montaigne besichtigte die Bibliothek der Mönche, die eine große Menge Bücher, aber nichts Besonderes, enthielt, ferner einen Brunnen, aus dem das Wasser mit sehr großen Eimern geschöpft wird, indem man mit den Füßen ein auf einem Zapfen ruhendes Brett in Bewegung setzt; mit dem Zapfen steht ein rundes Holzstück in Verbindung, an dem das Brunnenseil angebunden ist. Er hatte ähnliche Hebevorrichtungen schon anderswo gesehen. Dicht neben dem Brunnen, fünf oder sechs Fuß über dem Rand, ist ein großer steinerner Behälter, bis zu dem die Eimer steigen; ohne daß jemand etwas dazu tut, leeren sie das Wasser in den Behälter aus und gleiten leer in die Tiefe zurück. Der Behälter ist so hoch, daß von hier aus mit Hilfe von Bleiröhren das Wasser nach Refektorium, Küche und Backstube geleitet wird, wo es aus Steinfassungen ausströmt, die wie natürliche Quellen geformt sind.

Von Neufchâteau, wo wir frühstückten, gelangten wir bis zum Abendessen nach Mirecourt, sechs Meilen davon. Eine hübsche kleine Stadt, wo der Herr von Montaigne Neuigkeiten über den Herrn und die Frau von Bourbonne[1] hörte, die ganz in der Nähe wohnen.

[1] Montaigne schreibt Bourbon. — Erard de Livron, Baron de Bourbonne und Gabrielle de Bassompierre, seine Frau, wohnten wahrscheinlich auf dem Schloß Harous bei Mirecourt.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück suchte er, sich um eine Viertelmeile von seiner Straße entfernend, die Nonnen von Poussay auf. Sie haben in dieser Gegend mehrere Klöster, die zur Erziehung der Mädchen aus guten Häusern bestimmt sind. Jede Dame bekommt eine Pfründe von hundert, zweihundert oder dreihundert Talern, die eine mehr, die andere weniger, und jede hat eine eigene Wohnung, in der sie für sich lebt. Sogar stillende Frauen werden dort aufgenommen. Es besteht kein Keuschheitsgelübde, außer für die Klosterschwestern im Amte, wie Äbtissin, Priorin usw. Sie können sich wie andere Damen nach Belieben kleiden, nur müssen sie das Gesicht mit einem weißen Schleier verdecken und während des Amtes in der Kirche einen großen Mantel tragen, den sie auf ihren Plätzen im Chor liegen lassen. Besucher, die als Bewerber oder in anderen Geschäften kommen, werden offen aufgenommen. Wenn eine Dame ihren Austritt erklärt, kann sie weggehen und ihre Pfründe nach Belieben verkaufen; vorausgesetzt, daß die Neueintretende die verlangten Bedingungen erfüllt. Es sind nämlich adelige Herren aus der Landschaft beauftragt und eidlich verpflichtet, die edle Geburt der Mädchen, die sich im Kloster vorstellen, zu prüfen. Es ist nicht ungehörig, daß ein einzelnes Fräulein drei oder vier Pfründen besitzt. Sie halten übrigens den Gottesdienst wie anderswo ab. Die meisten beschließen dort ihre Tage und tragen kein Verlangen sich zu verändern.

Von hier aus gelangten wir bis zum Abendessen nach Epinal, fünf Meilen davon. Das ist eine schöne kleine Stadt am Ufer der Mosel, die zu betreten uns aber verwehrt wurde, weil wir durch

Digitized by Google

Neufchâteau gekommen waren, wo die Pest vor kurzem geherrscht hatte. Am nächsten Tag kamen wir bis Mittag nach Plombières, vier Meilen davon. Seit Bar-le-Duc werden die Meilenweiten nach gaskognischem Fuß berechnet und nehmen, je näher man Deutschland kommt, immer zu bis zum doppelten und dreifachen Umfang.[1] Wir langten dort Freitag, den 16. September 1580, um zwei Uhr nachmittag an. Dieser Ort liegt an der Grenze von Lothringen und Deutschland, in einem Talkessel, der von hohen Hügeln und Kuppen auf allen Seiten bedrängt wird.

Auf der Sohle dieses Tales entspringen mehrere teils kalte, teils heiße Quellen: das heiße Wasser ist geruch- und geschmacklos, und es ist so heiß, daß man sich beim Trinken verbrennt; dergestalt, daß der Herr von Montaigne gezwungen war, es von einem Glas ins andere zu gießen. Es gibt nur zwei Quellen, die zum Trinken benützt werden. Diejenige, welche von Osten kommt und das sogenannte Bad der Königin speist, läßt im Mund einen leichten Geschmack wie von der Süßholzwurzel zurück, und erregt überhaupt nicht den geringsten Widerwillen, es sei denn, daß sie, wie es dem Herrn von Montaigne vorkam, bei sehr aufmerksamem Trinken Eisen zu enthalten scheint. Die zweite Quelle, die am Fuße des gegenüberliegenden Berges entspringt, und von der der Herr von Montaigne nur an einem einzigen Tage trank, ist etwas schärfer und man kann darin einen Alaungeschmack finden.

[1] Pantagruel Kap. 23 erklärt Pantagruel, „warum die Meilen in Frankreich so klein sind". (L.)

Digitized by Google

Es ist dort Sitte, nur zu baden und zwar zwei- oder dreimal am Tage. Manche nehmen ihre Mahlzeit während des Badens selbst ein, lassen sich darin schröpfen und purgieren auch allemal, bevor sie hineinsteigen. Wenn sie überhaupt von dem Wasser trinken, so sind es ein oder zwei Gläser. Man fand daher die Art des Herrn von Montaigne seltsam, der jeden Morgen um sieben Uhr ohne vorhergehende Medizin neun Gläser trank, die ungefähr eine Kanne ausmachten, darauf zu Mittag speiste, und an den Tagen, an denen er badete — und das geschah jeden zweiten Tag und dann ungefähr um vier Uhr — nur eine Stunde im Wasser blieb. An diesem Tag enthielt er sich auch freiwillig des Abendessens.

Wir sahen dort Leute, die von Geschwüren und andere, die von über den ganzen Körper zerstreuten Hitzpocken geheilt worden waren. Es ist Regel, daß man mindestens einen Monat dort bleibt. Die Zeit vom Frühling bis in den Mai wird vor allem empfohlen; nach dem August meidet man das Bad wegen der Kälte des Klimas, jedoch fanden wir diesmal auch Gesellschaft, denn Trockenheit und Hitze waren heuer größer gewesen und hatten länger angehalten als sonst.

Unter den Leuten, mit denen der Herr von Montaigne freundschaftlich zu verkehren begann, war der Herr von Andelot aus der Freigrafschaft Burgund, dessen Vater Oberstallmeister des Kaisers Karl V. war; er selbst war erster Feldmarschall in der Armee Don Juan d'Austrias und Gouverneur von St. Quentin gewesen, nachdem wir die Stadt verloren hatten.[1]

[1] Der Herr von Andelot-en-Montagne oder Andelot-sur-Salins war der Sohn des Jean d'Andelot, der in der Schlacht von Pavia

Digitized by Google

Eine Stelle seines Bartes und eine halbe Augenbraue waren ganz weiß; er erzählte dem Herrn von Montaigne, daß diese Veränderung in einem einzigen Augenblick eingetreten sei: er habe zu Hause voll Bekümmernis über den Tod seines Bruders, den der Herzog von Alba als Mitschuldigen der Grafen Egmont und Horn hatte hinrichten lassen, den Kopf in die Hand gestützt: als er ihn aufrichtete, seien die Stellen weiß gewesen, derart, daß die Anwesenden glaubten, es sei Mehl, womit er sich zufällig bestäubt habe. Seither hatte er dieses Aussehen behalten.

Früher war das Bad nur von Deutschen besucht worden, aber seit einigen Jahren kommen Leute aus der Freigrafschaft und verschiedene Franzosen in großer Zahl hin. Es sind mehrere Bäder vorhanden, darunter ein großes Hauptbad, das in ovaler Form in altertümlicher Art gefaßt ist. Es hat eine Länge von 35 Schritt und eine Breite von 15. Das heiße Wasser quillt von unten empor in mehreren Sprudeln, und man leitet von oben her kaltes Wasser hinein, um nach den Bedürfnissen der Badenden eine gemäßigte Temperatur zu erhalten. Die Plätze liegen auf den Seiten und sind durch Schranken von einander getrennt, wie man sie ähnlich in den Ställen findet; darüber liegen Bretter, um Sonne und Regen aufzuhalten. Ringsherum um das Bad ziehen sich drei Reihen von Stufen wie in einem Theater

---

Mann gegen Mann mit Franz I. gekämpft hatte. — Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Karls V., der Sieger von Lepanto, war von 1576 bis 1578, in welchem Jahr er starb, Statthalter der Niederlande. Die Eroberung von St. Quentin durch ein spanisches Heer erfolgte schon 1557. — Egmont und Horn wurden 1568 in Brüssel enthauptet.

Digitized by Google

hin, worauf die Badegäste sitzen oder sich zurücklehnen können.

Es wird sehr auf Anstand gehalten, obwohl die Männer nur mit einer Badehose bekleidet und im übrigen nackt sind; die Frauen tragen nur ein Hemd.

Wir wohnten im Engel, dem besten Wirtshaus, zumal es nahe bei zwei Bädern liegt. Die ganze Wohnung, die mehrere Zimmer umfaßte, kostete uns nicht mehr als 15 Sous im Tag. Die Wirte setzen überall das Holz auf die Rechnung, obwohl das Land so reich daran ist, daß nur das Abschlagen etwas kostet. Die Wirtin besorgt die Küche sehr gut. Zur Zeit des großen Zulaufs hatte unsere Wohnung täglich einen Taler gekostet, was nicht teuer ist. Der Unterhalt der Pferde kam auf sieben Sous. Gleichermaßen vernünftig waren die Preise bei den anderen Ausgaben. Die Wohnungen sind nicht pomphaft, aber sehr bequem, denn da überall Galerien benutzt werden, so ist jedes Zimmer vom anderen getrennt. Wein und Brot sind schlecht.

Es ist ein tüchtiger Menschenschlag, freiheitsliebend, gescheit und gern gefällig. Alle Landesgesetze werden gewissenhaft beachtet. Jedes Jahr werden auf einer am Eingang zum großen Bad angebrachten Tafel auf deutsch und französisch die hier folgenden Gesetze aufgefrischt:

Wir, Claudius von Reinach, edler Herr von St. Bâlesmont, Montureux-en-Ferrette. Lendacourt usw., Rat und Kämmerer unseres erlauchten Herrn des Herzogs usw., und dessen Vogt in den Vogesen: Tun kund und zu wissen, daß wir zur Sicherheit und Ruhe der Damen und anderen edlen Personen,

Digitized by Google

die aus allen Gegenden und Orten in unser Bad zu Plombières kommen, gemäß dem Willen seiner Hoheit, verkünden und festsetzen wie folgt:

Die von alters gewohnte Strafübung für die leichten Vergehen soll in den Händen der Deutschen verbleiben, wie bisher; damit ist verbunden die Überwachung der Sitten, der Einrichtungen und Verordnungen, die sie zur Verschönerung der Bäder eingeführt haben; ferner die Bestrafung der Fehler, die von ihren Landsleuten begangen werden, ohne Ansehen der Person, unter Auferlegung von Lösegeld, ohne sich der Gotteslästerung oder anderer unehrerbietiger Reden wider die katholische Kirche und deren Überlieferung schuldig zu machen.

Es wird hiermit männiglich befohlen, daß sich ein jeder, von welchem Stand, Geschäft oder Land er auch sei, aller ehrenrührigen Worte, alles Streitens, aller tätigen Beleidigungen enthalte, daß niemand bewaffnet ins Bad gehe, noch weniger zu den Waffen greife und sich ihrer bediene, auf Gefahr hin, als Übertreter des Schutzbriefes, Empörer und Verächter seiner Hoheit schwer gestraft zu werden.

Allen Huren und unzüchtigen Frauenzimmern ist untersagt, die Bäder zu betreten und ihnen näher als 500 Schritt zu kommen, auf Gefahr, an allen vier Ecken der Bäder gestäupt zu werden. Gegen Wirte, die sie aufnehmen oder verbergen, ergeht die Strafe der Verhaftung und beliebiger Geldbuße.

Unter derselben Strafe ist jedermann verboten, gegen adlige Frauen, Edelfräulein und andere Frauenzimmer, die in den Bädern Aufenthalt ge-

Digitized by Google

nommen haben, unkeusche Reden zu führen oder sie auf eine unehrenhafte Weise zu berühren; desgleichen ist untersagt beim Betreten oder Verlassen der Bäder den öffentlichen Anstand zu verletzen.

Und weil, zum Vorteil unserer Bäder, Gott und die Natur uns vielfache Heilung und Erleichterung schaffen, und möglichste Sauberkeit und Reinlichkeit erforderlich sind, um mannigfachen Ansteckungen vorzubeugen, welche sich einstellen könnten, so wird dem Bademeister ausdrücklich anbefohlen, sorgfältig acht zu haben und die Badegäste zu untersuchen, bevor sie die Bäder betreten, bei Tag wie bei Nacht, wobei er nachts dafür zu sorgen hat, daß sie in Zurückhaltung und Ruhe verharren, ohne es zu Lärm, Skandal oder Beleidigungen kommen zu lassen. Wenn jemand ihm hierin nicht willfährig ist, so soll er ihn augenblicklich der Obrigkeit zur exemplarischen Ahndung anzeigen.

Außerdem ist allen Personen, die aus Orten mit Ansteckungsgefahr kommen, aufs strengste bei Todesstrafe untersagt, sich in Plombières oder nur in der Umgebung zu zeigen; den Bürgermeistern und allen Dienern der Gerechtigkeit wird ausdrücklich auferlegt, darauf sorgfältig zu achten, und desgleichen allen Einwohnern des Ortes, uns Zettel mit Namen, Zunamen und Wohnort der aufgenommenen Personen einzureichen, bei Strafe der Haft.

Alle diese obenbenannten Verordnungen sind am heutigen Tage vor dem großen Bad in Plombières zur Kenntnis gebracht und Abschriften davon in

Digitized by Google

französischer wie in deutscher Sprache in nächster Nähe an sichtbarer Stelle des großen Bades angeheftet und von uns, Vogt der Vogesen, unterzeichnet worden.

Gegeben in Plombières den vierten Tag im Mai im Jahre des Heils unseres Herrn tausendfünfhundertundsoundsoviel. Folgt der Name des Vogts.

Wir blieben an diesem Ort vom 18. bis zum 27. September. Der Herr von Montaigne trank elf Morgen lang vom Brunnen, und zwar neun Glas während acht Tagen, sieben Glas während dreier Tage, und nahm fünf Bäder. Er fand das Wasser angenehm zu trinken und ließ es jeden Tag vor Tisch wieder ab. Er bemerkte keine andere Wirkung als einen starken Drang zum Harnen. Der Appetit war gut; Schlaf und Verdauung, überhaupt sein leiblicher Zustand, wurden durch diese Trinkkur nicht schlechter. Am sechsten Tag bekam er heftige Koliken, viel schlimmer als seine gewöhnlichen,[1] und fühlte sie auch in der rechten Seite, wo er niemals Schmerzen gehabt hatte, außer einmal ganz leichte in Arsac,[2] die ohne Folgen geblieben waren. Diesmal dauerte der Anfall vier Stunden und er spürte die Wirkung und das Gleiten des Steines durch die Harnwege und den Unterleib ganz deutlich. An den beiden ersten Tagen gab er zwei kleine Steine von sich, die in der Blase waren, später einigemal Sand, verließ aber gleichwohl

[1] S. Essais, II. Buch, Kap. 37.

[2] Das Dorf Arsac, nordwestlich von Bordeaux gelegen, gehörte durch Heirat mit Jacquette d'Arsac dem Bruder Montaignes, Thomas von Beauregard.

Digitized by Google

die Bäder in der Überzeugung, in der Blase noch den Stein zu haben, den er bei der erwähnten Kolik gespürt hatte, sowie andere, deren Herabgleiten er gefühlt zu haben vermeinte. Er hält die Wirkung des dortigen Wassers und ihren Heilwert in seinem Fall für ähnlich dem der hohen Quelle von Banières. Das Bad selbst fand er von recht milder Temperatur, und Kinder von sechs Monaten oder einem Jahr plätscherten ganz fröhlich darin umher. Es bringt stark, aber allmählich zum Schwitzen.

Da es Landessitte ist, ließ er der Wirtin einen Holzschild mit seinem Wappen zurück, das ein Maler im Ort für einen Taler malte, und die Wirtin hing es sorgfältig außen an der Mauer auf.

Am 27. September brachen wir nach Tisch auf und kamen durch eine Gebirgsgegend, die während der ganzen Zeit unter den Füßen unserer Pferde hallte, als ritten wir auf einem Gewölbe oder als würden um uns her Trommeln gerührt. Zur Nacht kamen wir nach Remiremont, zwei Meilen davon. Hübsche kleine Stadt, gute Wohnung im Einhorn; alle lothringischen Städte — diese hier war die letzte — haben angenehmere und im Essen vorzüglichere Gasthäuser als ganz Frankreich.

Hier ist jenes berühmte Damenstift, von der Art des Stiftes in Poussai, von dem ich gesprochen habe. Die Damen bestehen dem Herzog von Lothringen gegenüber auf ihrer Souveränität und der Herrschaft über die Stadt.[1] Die Herren von Estissac und

[1] Sie behaupteten, die Reichsunmittelbarkeit des heiligen römischen Reiches zu besitzen, und nannten sich die „demütigen

Digitized by Google

Montaigne suchten sie sofort nach ihrer Ankunft auf und sahen sich ihre verschiedenen Privatwohnungen an, die sehr schön und sehr gut möbliert sind. Die Äbtissin, aus dem Hause Dinteville, war eben gestorben und man war mit der Wahl der Nachfolgerin beschäftigt. Die Schwester des Grafen von Salm machte Anspruch auf diese Würde. Sie besuchten auch die Dechantin, die aus dem Hause Ludre stammt; sie hatte dem Herrn von Montaigne die Ehre erwiesen, ihn im Bad zu Plombières aufsuchen und ihm Artischoken, Rebhühner und ein Fäßchen Wein überbringen zu lassen.

Man erzählte ihnen, daß bestimmte Dörfer in der Umgebung dem Stift jede Pfingsten zwei große Becken voll Schnee liefern müßten, oder in Ermangelung dieser einen mit vier weißen Ochsen bespannten Wagen. Wie die Damen sagten, fehlt ihnen diese Schneelieferung niemals; und dabei war in der Zeit, als wir dort verweilten, die Hitze so groß wie nur zu irgendeiner Zeit in der Gascogne.

Die Damen tragen bloß einen weißen Kopfschleier, der mit einem Stückchen Flor umwunden ist. Ihre Kleider, bei denen ihnen Stoff und Schnitt freistehen, sind schwarz, solange sie in den Räumen des Stifts weilen; auswärts dürfen sie sich farbig kleiden. Tanz-, Halbschuhe und solche mit hohen Absätzen fehlen nicht, über dem Schleier tragen sie Frisur. Auch hier müssen sie auf beiden Seiten die Ahnenprobe bis ins vierte Glied bestehen.

Damen und Herrinnen von Remiremont", jedoch hatten sie bereits 1566 den Herzog von Lothringen als ihren obersten Lehnsherrn anerkannt. „Geschichte Lothringens" von Dom Calmet, Nancy 1745, Band V, S. 741.

Digitized by Google

Wir verabschiedeten uns am Abend von ihnen. Am nächsten Morgen reisten wir mit Tagesanbruch weiter. Als wir bereits zu Pferde saßen, trat ein Edelmann, den die Dechantin geschickt hatte, an den Herrn von Montaigne heran und entbot ihn zu seiner Herrin, was dieser auch tat; dadurch wurden wir eine Stunde zurückgehalten. Die Damen des Stifts gaben ihm Vollmacht für Rom in Geschäften, die sie betrafen.

Wir folgten unterwegs lange einem sehr schönen und lieblichen Tal, überschritten die Mosel und gelangten zum Mittagessen nach Bussang, vier Meilen davon. Ein kleines häßliches Dorf, das letzte im französischen Sprachgebiet. Daselbst statteten die Herren von Estissac und Montaigne in Leinwandkitteln, die sie sich geliehen hatten, den Silberminen, die der Herzog von Lothringen dort in einer Entfernung von reichlich zweitausend Schritt besitzt, einen Besuch ab.

Nach Tisch setzten wir unseren Weg durchs Gebirge fort; man zeigte uns unter anderen Dingen auf unzugänglichen Felsen die Nester von Habichten, die dort gefangen werden — sie kosten daselbst nicht mehr als drei kleine Scheidemünzen. Wir sahen auch den Ort, wo die Mosel entspringt. Zum Abendessen kamen wir nach Thann, vier Meilen davon. Die erste deutsche Stadt; sie gehört dem Kaiser[1] und ist sehr schön.

Am nächsten Morgen kamen wir in eine schöne, große Ebene; zur Linken zogen sich Hügel voll von den schönsten und gepflegtesten Reben hin, in einer solchen Ausdehnung, daß die Gaskogner, die mit uns

[1] D. h. den Habsburgern.

Digitized by Google

waren, noch nie eine gleiche Menge gesehen hatten. Überall war die Weinlese im Gang. Zu Mittag kamen wir nach Mülhausen, zwei Meilen davon. Eine kleine, hübsche Stadt, die zum Schweizer Kanton Basel gehört.[1]

Der Herr von Montaigne besuchte die Kirche, denn die Einwohner sind nicht katholisch. Er fand sie, wie alle Kirchen in diesem Land,[2] schön gebaut; denn es ist so gut wie keine Änderung eingetreten, außer, daß Altäre und Bilder fehlen — was den Raum selbst nicht entstellt.

Der Herr von Montaigne sah mit außerordentlicher Freude die Freiheit und gute Verfassung dieses Gemeinwesens: sein Wirt, der Besitzer des Gasthofs zur „Traube", kam aus dem Stadtrat, der in einem prächtigen und ganz vergoldeten Stadthaus tagte, und wo er den Vorsitz geführt hatte, zurück, um seine Gäste an der Tafel zu bedienen; und ein Mann ohne Anhang und Gewicht, der ihnen mit dem Trinken aufwartete, hatte doch vier Fähnlein Fußvolk unter Kasimir[3] gegen den König nach Frankreich ins Feld geführt, und bezog, seit länger als 20 Jahren, vom König einen Altersold von jährlich 300 Talern.[4]

---

[1] Mülhausen, einst freie Reichsstadt und im Bund der zehn elsässischen Reichsstädte, trat 1515 in den Verband der Schweizer Kantone. Erst 1797 wurde es französisch, indem es notgedrungen um die Einverleibung in die Republik nachsuchte.

[2] In der Schweiz.

[3] Johann Kasimir, zweiter Sohn Friedrichs III. des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, führte 1568 den Hugenotten 3000 Landsknechte und 6500 Reiter zu. 1576 zog er zum zweitenmal nach Frankreich.

[4] Das ist natürlich ein Widerspruch; er kann nicht zugleich gegen den König zu Feld gezogen sein und dafür von diesem eine Pension erhalten haben.

Digitized by Google

Dieser Herr[1] erzählte uns bei Tisch, ohne Einbildung und Wichtigtuerei, seine Umstände und sein Leben: unter anderem, daß bei ihnen die Religion nicht als Hindernis angesehen wird, dem König gegen die Hugenotten zu dienen (in der Tat wurde uns das auf unserer Reise wiederholt bestätigt, und als wir La Fère belagerten, befanden sich mehr als fünfzig Leute aus dieser Stadt bei uns), daß sie ohne weiteres die Frauen unserer Religion unter priesterlichem Segen heiraten und daß sie auch keinen Zwang auf sie ausüben, ihren Glauben abzuschwören.

Wir brachen nach Tisch auf und zogen durch eine schöne Landschaft, eine äußerst fruchtbare Ebene mit verschiedentlichen hübschen Dörfern und Gasthäusern; zur Nacht kamen wir nach Basel, drei Meilen davon.

Das ist eine schöne Stadt, ungefähr von der Größe von Blois; sie besteht aus zwei Teilen, denn der Rhein fließt unter einer großen, sehr breiten Holzbrücke mitten hindurch.

Der Rat der Stadt erwies den Herren von Estissac und Montaigne die Ehre, sie durch einen ihrer Beamten willkommen zu heißen und ihnen Wein zu überreichen. Damit war eine lange Ansprache an der Tafel verbunden. Der Herr von Montaigne erwiderte seinerseits mit einer sehr langen Rede und während der ganzen Zeit standen beide Parteien mit entblößtem Haupte da, auch hörten viele anwesende Franzosen und Deutsche zu. Der Wirt diente ihnen als Dolmetsch. Die Weine sind dort sehr gut.

---

[1] Wer dieser Herr ist, ergibt sich nicht aus dem Vorhergehenden. Die ganze Stelle ist unklar.

Digitized by Google

Wir sahen an Bemerkenswertem das Haus des Arztes Felix Platter,[1] das aufs bunteste und zierlichste in französischer Art bemalt war. Besagter Arzt hatte es groß, geräumig und prächtig aufführen lassen. Unter anderen Dingen legte er ein Buch über die Heilpflanzen an, das schon recht weit vorgeschritten ist; statt wie sonst die Pflanzen nach ihren Farben abmalen zu lassen, hat er die Kunst entdeckt,[2] natürliche Exemplare so sauber aufs Papier zu kleben, daß die geringsten Blättchen und Fäserchen so zu sehen sind wie sie in Wirklichkeit aussehen. Er kann in seinem Buch blättern, ohne daß etwas herausfällt, und er zeigte uns Pflanzen, die vor mehr als zwanzig Jahren eingeklebt worden waren. Auch sahen wir bei ihm sowie auf dem anatomischen Theater vollständige menschliche Leichname, die sich erhalten.

Sie haben die Eigentümlichkeit, daß die Kirchenuhren in der Stadt, jedoch nicht in der Vorstadt,[3] immer eine Stunde vorgehen; wenn es zehn schlägt, ist es der Zeit nach erst neun. Sie tun dies, weil, wie sie sagen, dieser zufällige Fehler der Uhr einst die Stadt vor einem Handstreich rettete.[4] Die Stadt

[1] Sohn des Humanisten Thomas Platter, war 1536 geboren, lehrte an der Universität Basel, war einer der berühmtesten Anatomen, schrieb Erinnerungen, die aber nur bis 1557 reichen, und starb 1614.

[2] In Wirklichkeit kam die Sitte der Herbarien in der damaligen Zeit in Italien auf.

[3] Kleinbasel auf dem rechten Ufer.

[4] Andere leiten, so erzählt der deutsche Übersetzer von 1777 diese Gewohnheit, die Uhren früher schlagen zu lassen als es Zeit ist, von dem Konzilium ab, welches, nachdem es siebzehn Jahre gedauert hatte, im Jahre 1448 hier geendigt wurde. Dazumal habe man dies Mittel gebraucht, um den Heiligen Vater und Mitglieder dieses Konziliums entweder des Morgens eine Stunde

Digitized by Google

heißt Basel nicht nach dem griechischen Wort,[1] sondern weil Bas im Deutschen Paß, Durchgang bedeutet.[2]

Wir trafen dort mit vielen Gelehrten zusammen, z. B. mit Grynaeus,[3] mit dem Verfasser des „Theatrum“,[4] mit dem besagten Arzt (Platerus) und mit François Hotman.[5] Die beiden letzten speisten bei uns am Tage nach unserer Ankunft zu Nacht. Der Herr von Montaigne fand, daß sie über ihre Religion sehr uneins waren, den Antworten nach zu urteilen, die er von ihnen hörte. Der eine nannte sich Zwinglianer, der andere Calvinist, der dritte Martinist, und so kam der Herr von Montaigne auf den Gedanken, daß verschiedene noch der römischen Religion in ihrem Herzen den Vorzug geben möchten. Als Regel gilt, das Sakrament dem Kommunikanten in den Mund zu stecken; gleichwohl nimmt, wer will, dasselbe mit der Hand, und die Geistlichen wagen nicht, diesen kitzlichsten Punkt in den Streitigkeiten über die wahre Religion zu berühren.

---

früher aus ihren Betten oder des Mittags eine Stunde eher von der Tafel zu bringen, da sie sich um zwei Uhr versammeln sollten.

[1] Für König.

[2] Sebastian Münster: es hieße besser Passel als Basel. (Passel von Paß.)

[3] Es lebten zur Zeit der Reise Montaignes nicht weniger als fünf Grynaeus (Gryner) in Basel: Samuel Grynaeus, der Jurist (gest. 1599) und die vier Söhne des Theologen Simon Grynaeus, des Freundes Melanchthons (gest. 1541).

[4] Theodor Zwinger (1533—1588), Professor des Griechischen, schrieb ein „theatrum vitae humanae“.

[5] Hotman (Hotmannus), geb. 1524 zu Paris, trat zur reformierten Kirche über, lehrte in Lausanne, Straßburg, am Hof zu Navarra, zu Bourges, zu Genf (nach der Bartholomäusnacht) und zuletzt zu Basel, wo er 1590 starb. Er bekämpfte das römische Recht, den Papst und lehrte die Souveränität des Volkes.

Digitized by Google

Der Eindruck ihrer Kirchen ist so, wie ich ihn schon beschrieb. Außen sieht man viele Bilder und alte wohlerhaltene Grabsteine, auf denen Gebete für die Seelen der Verstorbenen zu lesen sind. Orgeln, Glocken und Glockenkreuze, sämmliche großen Glasgemälde, Bänke und Chorgestühl sind in bestem Zustand. Das Taufbecken steht gewöhnlich dort, wo früher der große Altar war; dafür ist für das Abendmahl am äußersten Ende des Schiffes ein anderer Altar gebaut; in Basel zeichnet er sich durch seine Schönheit aus. Die Kartäuserkirche, ein sehr schönes Gebäude, ist aufs beste erhalten und wird sorgfältig in diesem Zustand belassen, sogar Ausschmückung und Mobiliar sind dieselben geblieben: worauf die Baseler hinweisen, um ihre Treue zu bezeugen; denn sie sind durch ein Übereinkommen gebunden.

Der Bischof ist ihr geschworener Feind und residiert außerhalb der Stadt in seiner Diözese;[1] er hat den größeren Teil der ländlichen Bevölkerung der alten Religion zu bewahren gewußt und er bezieht von der Stadt gut 50000 Franken Rente; es wird immer wieder ein neuer Bischof gewählt.

Der Herr von Montaigne hörte viel über die Auflösung der Sitten und über die Trunksucht der Einwohner klagen. Wir wohnten auch einer Operation bei, die an dem kleinen Kind eines armen Mannes wegen eines Bruches ausgeführt wurde und wobei der Chirurg sein Messer recht gefühllos handhabte. Ferner sahen wir eine sehr schöne öffentliche Bibliothek, die am Fluß recht hübsch liegt.

Wir blieben den ganzen Tag nach unserer Ankunft in der Stadt und speisten auch noch am nächsten

[1] In Pruntrut (Porrentruy) im Kanton Bern.

Digitized by Google

Tag zu Mittag; darauf brachen wir auf und hielten uns etwa zwei Meilen längs des Rheines; zuletzt ließen wir ihn zur linken Hand und kamen in einen fruchtbaren und ziemlich ebenen Landstrich.

Diese ganze Gegend hat Überfluß an Brunnen; es gibt kein Dorf, keinen Kreuzweg, wo man sie nicht in der schönsten Art vorfände.[1] In Basel sollen alles in allem mehr als dreihundert zu zählen sein. Auch sind die Einwohner bis ins Lothringische hinein so sehr an Galerien gewohnt, daß in allen Häusern zwischen den Fenstern der oberen Zimmer Türen eingelassen sind, die auf die Straße hinausgehen, in der Absicht, über kurz oder lang eine Galerie anbauen zu lassen.

Von Epinal an ist das kleinste Haus mit Glasfenstern versehen; vor allem die besseren Wohnungen gewinnen nicht nur an Bequemlichkeit dadurch, sondern werden auch ansehnlicher, sowohl von außen als von innen, wenn z. B. die Scheiben eines Fensters teils geöffnet, teils geschlossen sind. Auch Eisen wird auf reichlichste verwendet und an guten Arbeiten ist auf diesem Gebiet kein Mangel; sie übertreffen uns in vielem; außerdem gibt es keine noch so kleine Kirche, die nicht eine prächtige Uhr oder Sonnenuhr besäße. Ferner zeichnen sie sich durch ihre Kunst des Ziegelbrennens aus, derart, daß die Dächer ihrer Häuser durch bunte Ziegeln in verschiedenen Mustern sehr hübsch erscheinen, ebenso die Fliesen des Fußbodens; und es gibt nichts Reizenderes als die Öfen, die aus Ton gebrannt sind. Die Tanne findet starke

[1] „Diese Brunnen in Säulen- oder Obeliskenform, bei denen das Wasser aus eisernen Röhren in große Behälter fließt, sind ein Schmuck der Schweiz." J. J. Rousseau. (L.)

Digitized by Google

Verwendung und es gibt ausgezeichnete Zimmerleute Die Fässer werden bis ins kleinste ausgeführt, gefirnißt und bemalt.

Die Zimmer, ich meine die gemeinsamen Speiseräume, sind reich ausgelegt. In jedem Saal, der übrigens immer gut ausgestattet ist, stehen gern fünf oder sechs Tische mit Bänken; alle Gäste speisen hier zusammen, jede Gesellschaft an ihrem Tisch. Die geringsten Gasthöfe besitzen zwei oder drei solche sehr schöne Säle mit großen Fenstern und Glasscheiben. Dagegen scheint es wohl, als ob mehr Wert auf die Speiseräume als auf die Wohnzimmer gelegt wird, denn diese sind oft recht dürftig.

An den Betten gibt es niemals Vorhänge, und immer stehen in einem einzigen Zimmer drei oder vier Betten nebeneinander; Kamine sind nicht vorhanden und wärmen kann man sich nur gemeinsam, in den Speisesälen; anderswo gibt es kein Feuer und sie nehmen es sehr übel, wenn man in die Küche geht.

Sie sind sehr unsauber in der Besorgung der Kammern; glücklich, wer ein weißes Zimmer haben kann; die Kopfkissen, die bei ihnen Mode sind, werden nicht überzogen; zum Zudecken dienen nur Federbetten und die recht unsauber. Sie sind jedoch ausgezeichnete Köche, zumal verstehen sie Fische zuzubereiten. Gegen Wind und Wetter kennen sie keinen anderen Schutz als das einfache Glasfenster ohne Holzladen, ja, sie schließen die Fenster nicht einmal zu Nacht; überhaupt sind ihre Häuser luftig und hell, sowohl die Speisesäle als die Schlafzimmer.

Ihre Gebräuche bei Tisch unterscheiden sich gänzlich von unseren. Sie mischen nie Wasser zum Wein und haben gewissermaßen recht, denn ihre Weine sind

Digitized by Google

so schwach, daß unsere Edelleute sie noch schwächer als die reichlich getauften Gaskognerweine fanden; gleichwohl sind die Weine recht angenehm. Das Gesinde ißt zur gleichen Zeit wie die Herrschaft, entweder am selben Tisch oder einem danebenstehenden. Es ist nur ein Diener zum Bedienen eines großen Tisches nötig; jeder hat seinen Becher oder seinen silbernen Pokal vor seinem Gedeck stehen und der Aufwärter trägt Sorge, daß der Becher sofort, wenn er leer ist, wieder gefüllt wird, ohne daß er ihn wegzunehmen braucht — vielmehr reicht er über den Tisch und schenkt aus einem großen Zinn- oder Holzgefäß mit langer Schneppe frischen Wein ein.

Was Fleisch betrifft, so werden bei jedem Gang bloß zwei oder drei Platten serviert; die verschiedenen Fleischsorten werdn gern gemischt, sie sind gut zubereitet, kommen aber in ganz anderer Anordnung wie bei uns; bisweilen werden sie übereinander liegend aufgetragen, unter Anwendung von gewissen eisernen Geräten mit langen Schenkeln: auf diesen ruht eine Platte und über dieser eine zweite. Die Tische sind breit, teils rund, teils viereckig; letzterer erschwert das Auftragen der Speisen. Der aufwartende Diener trägt bequem alle Platten auf einmal ab und stellt dafür ein paar andere hin, und dieser Wechsel vollzieht sich bis zu sechs- oder siebenmal. Eine Platte wird nämlich immer erst herumgereicht, wenn die andere draußen ist; was den Tellerwechsel betrifft, so besteht folgender Gebrauch: wenn das Fleisch abgetragen ist und das Obst an die Reihe kommt, wird mitten auf den Tisch ein Weidenkorb oder ein großes bemaltes Holzbrett gestellt und darauf stellt nun der Angesehenste als erster seinen Teller,

Digitized by Google

darauf die übrigen: der Ehrenrang wird hierbei streng eingehalten. Dann trägt der Aufwärter den Korb schnell fort und reicht auf zwei Schüsseln gemischtes Obst, wozu gern Rettiche gelegt werden, ähnlich wie beim Braten gekochte Birnen beliebt sind. Unter anderem tun sie den Krebsen große Ehre an und lassen sie auf einer Schüssel auftragen, die ganz allein zugedeckt ist, worauf sie sich diese gegenseitig anbieten, während sie es mit dem Fleisch nicht so halten. Das ganze Land ist reich an Krebsen, sie wollen solche täglich auf dem Tische sehen und haben ihre höchste Freude daran. Weder zu Beginn noch zum Schluß der Tafel wird Handwasser gereicht, jeder muß es sich selbst aus einer kleinen Wasserkanne holen, die ähnlich wie in unseren Klöstern in der Ecke steht.

Zumeist sind hölzerne Teller in Gebrauch. Aber auch hölzerne Töpfe und Nachtgeschirre, und alles ist sauber und so weiß wie möglich. Andere stellen in die hölzernen Teller solche aus Zinn, ausgenommen beim letzten Gang, dem Obst, bei dem nur Holz verwendet wird. Holz wird nur aus Gewohnheit benutzt, denn auch dort, wo dieses Material aufgetragen wird, sind Trinkbecher aus Silber im Gebrauch, und zwar finden sie sich in außerordentlicher Menge.

Sie säubern und polieren ihre Holzmöbel aufs sorgfältigste, bis zu den Dielen in den Zimmern herab. Ihre Betten sind so hoch, daß man zumeist auf Stufen in sie steigen muß, und fast überall sind über den großen Betten noch kleine angebracht. Da sie ausgezeichnete Eisenschmiede sind, drehen sich auch fast überall die Bratspieße durch Federn oder Gewichte, wie bei den Uhren, oder auch durch gewisse breite dünne Holzfächer, die, in den Rauchfang eingesetzt,

Digitized by Google

infolge des Zuges im Kamin und des Rauches sich mit großer Schnelligkeit bewegen und den Braten sehr langsam gar machen: sie lieben nämlich das Fleisch etwas zu trocken. Solche Windmühlen sind jedoch nur in den großen Wirtshäusern, wie in Baden in Gebrauch, wo ein starkes Feuer vorhanden ist. Die Drehung dieser Maschinerien ist einheitlich und gleichmäßig. Von Lothringen ab sind die Kamine meist anders wie bei uns: der Herd wird in der Mitte oder einer Ecke der Küche aufgebaut und fast die ganze Breite des Raumes wird vom Rauchfang eingenommen: eine sieben oder acht Schritte im Geviert große Öffnung, die bis zur Höhe der Wohnung reicht. Dies ist der Grund, weshalb der Wind durch ihre Schornsteine fahren kann, ohne Rauch zu verursachen, was in unseren engen Röhren nicht möglich ist.

Die geringsten Mahlzeiten dauern drei oder vier Stunden infolge der Länge der einzelnen Gänge, und sie essen auch in der Tat weit weniger hastig und viel gesünder als wir. Sie haben großen Überfluß an allen möglichen Fleisch- und Fischsorten, und überhäufen ihre Tafel, wenigstens war es bei uns so. Am Freitag wird für niemand Fleisch aufgetragen und sie würden es nach ihrer Behauptung nur ungern essen, nicht anders als in Frankreich um Paris herum. Die Pferde bekommen meist mehr Hafer als sie fressen können.

Zur Nacht kamen wir nach Horn,[1] vier Meilen davon. Ein kleiner, dem Herzogtum Österreich gehöriger Ort. Am nächsten Tag, einem Sonntag, hörten wir daselbst die Messe und es fiel mir auf, daß die

[1] Es ist unklar, was für ein Ort gemeint ist. Er muß in der Gegend von Wittnau liegen.

Digitized by Google

Frauen die ganze linke Seite der Kirche, die Männer die rechte einnahmen, ohne sich untereinander zu mischen. Diese Frauenbänke ziehen sich in verschiedenen Reihen quer durch die Kirche hin; sie haben Sitzhöhe, und die Frauen knien auf ihnen statt auf dem Boden nieder, sodaß sie ganz aufrecht aussehen; die Männer stützen sich noch auf Querhölzer, knien aber auch ebenso auf die Sitze vor ihnen nieder. Statt wie wir die Hände zu falten, wenn sie sie zu Gott erheben, spreizen sie sie mit offenen Flächen auseinander und halten sie so in die Höhe, so lange, bis der Priester ihnen die Monstranz gezeigt hat.

Den Herren von Estissac und Montaigne wurden Plätze in der dritten Männerbank angewiesen; die andern Reihen vor ihnen nahmen die Männer von geringerem Rang ein, wie auch auf der Frauenseite die ersten Reihen keineswegs die vornehmsten zu sein schienen. Der Dolmetscher und Führer, den wir in Basel genommen hatten, amtlicher Vertreter der Stadt, begleitete uns in die Messe und bewies durch sein Benehmen, daß er daselbst in großer Demut und mit großem Verlangen verweilte.

Nach Tisch überschritten wir die Aar bei Brugg, einer hübschen kleinen Stadt im Besitz der Herren[1] von Bern, und sahen jenseits eine Abtei, die die Königin Katharina von Ungarn im Jahre 1524 den Herren von Bern verliehen hatte; daselbst sind Leopold, Erzherzog von Österreich und viele Edelleute begraben, die mit ihm gegen die Schweizer im Jahre 1386 gefallen sind.[2] Ihre Wappen und Namen sind

[1] Des Rats.

[2] In der Schlacht bei Sempach. Die Zahl der gefallenen Edelleute betrug 60. Die Abtei heißt Königsfelden.

Digitized by Google

daselbst noch eingegraben und ihre Kleider werden sorgfältig aufbewahrt. Der Herr von Montaigne sprach mit einem der Herren von Bern, der dort die Gewalt ausübt und dieser ließ ihnen alles zeigen. Die Abtei hält Brot und Suppe für jeden Durchreisenden, der danach verlangt, bereit und niemals wird die Speisung jemand verweigert, nach der Satzung der Abtei.

Von hier aus überschritten wir auf einer Fähre, die einem Drahtseil, das mitten über den Fluß geht, folgt, die aus dem Luzerner See kommende Reuß und gelangten nach Baden, vier Meilen davon, einer kleinen Stadt und einem abgesonderten Flecken, wo die Bäder sind.

Es ist eine katholische Stadt, die unter dem Schutz der acht Schweizer Kantone steht;[1] verschiedene Fürsten haben hier schon geweilt. Wir wohnten nicht in der Stadt, sondern in dem erwähnten Flecken, der sich dicht am Fuß des Gebirges an einem Fluß, oder schon eher Strom, namens Limmat hinzieht, der aus dem Züricherse kommt.

Zwei oder drei der Bäder sind ungedeckt, sie sind öffentlich und werden nur von den armen Leuten benutzt. Die anderen sehr zahlreichen liegen in den Häusern, wo sie in verschiedene kleine, geschlossene und überdeckte Zellen getrennt sind, die man mit den Zimmern mietet; diese Zellen sind die hübschesten und bequemsten, die man finden kann, und enthalten jede heißes Wasser zum Baden.

[1] Baden stand von 1424 bis 1798 als „Vogtei" unter dem Schutz der Eidgenossen. In dieser Zeit, solange hier (bis 1712) die Eidgenossen ihre Tagsatzungen hielten, war es der besuchteste Badeort Europas.

Digitized by Google

Die Wohngelegenheiten sind ausgezeichnet. In dem Gasthaus, in dem wir wohnten, waren an einem Tage dreihundert Menschen zu ernähren. Auch während unseres ganzen Aufenthaltes war viel Zuspruch, und etwa hundertsiebzig Betten standen den daselbst wohnenden Gästen zur Verfügung. Die Zahl der Speisesäle war siebzehn, der Küchen elf; ein anderes Gasthaus in unserer Nähe faßte fünfzig möblierte Zimmer. Die Wände in den Wohnungen sind ganz mit den Wappenschildern der Edelleute, die dort logiert haben, behangen.

Die Stadt ist hoch gelegen, über den Bergrücken hingestreut, und sehr schön, wie fast alle in diesem Land. Denn nicht nur, daß die Straßen breiter und offener als die unsrigen, die Plätze geräumiger und allenthalben Fenster mit vielen Glasscheiben zu sehen sind — es herrscht auch die Sitte, fast alle Häuser außen zu bemalen und mit Sprüchen zu versehen, so daß sie einen recht gefälligen Anblick gewähren: zudem gibt es keine Stadt, in der nicht mehrere Brunnen springen; sie stehen an den Straßenkreuzungen, in Holz oder Stein reichlich eingefaßt. Das läßt diese Städte viel anziehender als die französischen erscheinen.

Das Wasser in den Bädern riecht nach Schwefel, ähnlich wie in Eaux-Chaudes[1] und anderswo. Die Temperatur ist lau wie in Barbotan[2] oder Eaux-Chaudes, die Bäder daher sehr milde und angenehm. Wer Damen zu begleiten hat, die während des Badens unbelästigt und ungeniert sein wollen, mag sie hierher

[1] Basses-Pyrénées.
[2] Flecken Cazaubon, Departement du Gers.

Digitized by Google

führen; denn auch für sie gibt es besondere Badegelegenheit, nämlich reiche, helle, mit Glasfenster versehene, ringsum mit bemalter Täfelung verkleidete, sehr sauber gedielte Kabinette; allenthalben stehen Ruhesitze und kleine Tische zur Verfügung, um während des Bades lesen oder spielen zu können. Beim Baden kann jeder soviel Wasser wie er will, ablaufen und sich neu geben lassen; alle Zimmer, in denen man logiert, liegen dicht beim Bad. Längs des Flusses ziehen sich schöne Promenaden hin; außerdem kann man auch noch in verdeckten Gängen spazieren gehen.

Baden liegt in einem kleinen, von hohen aber doch zumeist ertragreichen und bebauten Bergen beherrschten Tal. Das Trinkwasser ist etwas fade und weich wie Wasser, das verschiedene Male aus einem Gefäß in ein anderes gegossen wird; was seinen Geschmack betrifft, so riecht es nach Schwefel und hat irgendeinen Stich ins Salzige. Die Einheimischen gebrauchen es hauptsächlich in dem Bad, in dem man sich schröpfen läßt; und der Aderlaß wird dort so stark angewandt, daß ich die beiden öffentlichen Bäder bisweilen in einem Zustand gesehen habe, als seien sie mit reinem Blut gefüllt. Man trinkt gewöhnlich ein oder höchstens zwei Glas.

Der Aufenthalt bemißt sich meist auf fünf oder sechs Wochen, und fast den ganzen Sommer über ist das Bad besucht. Zumeist sind es Deutsche, die massenweise kommen. Der Gebrauch dieses Bades ist sehr alt, und Tacitus tut seiner Erwähnung.[1] Er[2] gab sich

[1] Hist. I, 67.

[2] Montaigne M. bezog dieses „er" auf Tacitus und gab die Anmerkung: Ich weiß nicht, wo der Verfasser das hergenommen hat.

Digitized by Google

viel Mühe, die Hauptquelle ausfindig zu machen, ohne etwas erfahren zu können; sie scheinen aber alle sehr tief, wie die Sohle des Flusses, zu liegen. Das Wasser ist hier nicht so klar wie bei anderen Quellen, die wir sonst gesehen haben, und führt, wenn man es schöpft, gewisse ganz feine Fädchen mit sich. Auch bemerkt man an ihm nicht das Perlen, das andere schwefelhaltige Wasser zeigen, wenn man sie in ein Glas gießt und worüber Herr von Maldonat von dem Wasser in Spa berichtet.

Der Herr von Montaigne trank am Tage nach unserer Ankunft, die auf Montag vormittag fiel, sieben kleine Gläser davon, die einem großen Schoppen zu Hause gleichkamen, am nächsten Tag fünf große Gläser, die zehn dieser kleinen entsprachen und eine Pinte ausmachen können. Am gleichen Dienstag um neun Uhr früh, während die anderen aßen, setzte er sich ins Bad und schwitzte dort, nachdem er das Wasser wieder verlassen hatte, sehr stark im Bett. Er war nicht länger als eine halbe Stunde im Wasser geblieben, denn wenn die Einheimischen darin den ganzen Tag mit Spielen und Trinken zubringen, so geht ihnen das Wasser nur bis zu den Hüften, während er sich der Länge nach ausstreckte und bis zum Hals hineinlegte.

Am gleichen Tage verließ ein Schweizer Edelmann, ein getreuer Diener unsrer Krone, das Bad. Er hatte den Herrn von Montaigne während des ganzen vorhergehenden Tages aufs beste über die Schweizer Angelegenheiten unterhalten und ihm einen Brief gezeigt, den ihm der französische Gesandte, ein Sohn des Präsidenten de Harlay,[1] aus Solothurn, wo er

[1] Charles de Harlay (gest. 1617) war verschiedentlich Gesandter in Deutschland, Polen und der Schweiz, Sohn des Christophe de Harlay, Gerichtspräsidenten am Parlament in Paris.

Digitized by Google

sich aufhält, geschrieben hatte, um ihm während seiner Abwesenheit — er selbst wurde von der Königin[1] nach Lyon bestellt, damit er sich den Plänen Spaniens mit Savoyen entgegensetze — die Geschäfte des Königs anzuvertrauen. Der eben verstorbene Herzog von Savoyen[2] hatte vor ein oder zwei Jahren mit einigen Kantonen ein Bündnis geschlossen, dem sich der König offen widersetzt hatte, indem er geltend machte, daß sie, ihm schon verpflichtet, keine neuen Verpflichtungen eingehen könnten, ohne sein Interesse zu verletzen: einige der Kantone hatten das auch eingesehen, teils auf die Vorstellungen jenes Schweizer Herren hin, und dieses Bündnis abgelehnt.[3] In der Tat wird dort[4] in allen Quartieren der Name des Königs in Ehrfurcht und Freundschaft genannt und man erweist uns alle erdenklichen Höflichkeiten. Die Spanier sind schlecht angeschrieben.

Die Gesellschaft dieses Schweizers war vier Pferde stark: auf dem einen saß der Sohn, der bereits wie der Vater Pensionär des Königs ist, auf dem zweiten ein Diener, auf dem dritten die Tochter, ein großes schönes Mädchen, mit Mantel und französischem Damensattel,[5] einem Felleisen auf der Kruppe des Tieres

---

[1] Der Königin-Mutter, Katharina von Medici.

[2] Immanuel-Philibert, „Eisenkopf", der Sieger von Saint-Quentin, Schwager Heinrichts II., einer der tatkräftigsten der savoyischen Fürsten, gest. 1580. Sein Denkmal steht in Turin.

[3] Die Verständigung von 1564 betraf Bern und seine Eidgenossen.

[4] Bei den Eidgenossen.

[5] Brantôme VII. berichtet: .. (Katharina von Medici) war eine vorzügliche kühne Reiterin, die sich mit vollendeter Grazie auf dem Pferd hielt; sie war die erste, die die Beine über den Sattelbogen hängen ließ statt die Steigbügel zu benützen, da die Anmut bei jener Art viel größer und offenkundiger war.

Digitized by Google

und einem Mützenriemen am Sattel; eine Kammerfrau hatte sie nicht mitgenommen, obwohl sie zwei große Tagereisen von ihrem Ort, dessen Gouverneur der Schweizer ist, entfernt waren. Der Ehrenmann selbst saß auf dem vierten Pferd.

Die gewöhnliche Frauenzimmertracht scheint mir geradeso appetitlich wie die unsrige, ebenso der Kopfputz, ein Kokardenhut,[1] der hinten eine Krempe und vorn, über der Stirn, einen Vorsprung trägt; das ganze ist ringsherum mit Seidenquasten oder Pelzstreifen aufs reichste ausstaffiert. Das Haupthaar hängt ihnen zusammengeflochten in den Nacken. Wenn man ihnen den Hut zum Scherz abnimmt — er hält nämlich ebensowenig wie bei unsern Frauen — so wehren sie sich nicht und lassen ihr Haupt ganz unbedeckt. Die jungen Mädchen tragen statt des Hutes bloß einen Blumenkranz auf dem Kopf. Es besteht kein großer Unterschied in der Kleidung, um den Stand auszudrücken. Man begrüßt sie, indem man ihnen die Hand küßt und die seinige anbietet. Wenn man nur beim Vorübergehen durch Hutabnehmen und Verbeugung grüßt, behalten die meisten unter ihnen ihre unbewegliche Haltung nach alter Sitte bei, nur wenige neigen den Kopf, um zu danken. Die meisten Frauen sind groß und weiß.

Der Volksstamm ist gutartig, zumal wenn man sich ihnen anzupassen versteht. Die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche von Grund aus kennen zu lernen, ließ sich der Herr von Montaigne überall nach der Landessitte servieren,[2] soviel Beschwerden es ihm

[1] Unter der Kokarde ist meist eine Medaille zu verstehen, die in der Mitte der niederen Mütze getragen wurde.

[2] Vgl. Essais Buch III, Kap. 9.

Digitized by Google

auch bisweilen machte. Jedoch in der Schweiz fand er keine, es sei denn, daß er bei Tisch bloß ein handbreites Tuch als Serviette benützen konnte; die Schweizer aber entfalten das gleiche Tuch nicht einmal bei ihrem Mittagessen, obwohl sie eine Menge von Saucen und unterschiedliche Arten von Suppen haben; jedoch legen sie Holzlöffel mit silbernen Griffen auf, und zwar immer soviel als Teilnehmer da sind. Auch ist niemals ein Schweizer ohne Messer, mit dem sie alle Speisen nehmen, so daß sie die Schüsseln nicht mit den Fingern berühren.

Fast alle ihre Städte tragen über dem eigenen Stadtwappen das des Kaisers und des Hauses Österreich: denn die meisten unter ihnen haben sich von diesem Erzherzogtum erst infolge der schlechten Verwalter des Hauses Österreich losgelöst. Die Schweizer behaupten, alle Mitglieder dieses Hauses, ausgenommen der katholische König, seien in große Armut geraten, sogar der Kaiser, der in Deutschland überhaupt wenig Ansehen genießt.[1]

Das Wasser, das der Herr von Montaigne am Dienstag getrunken hatte, verschaffte ihm dreimaligen Stuhlgang und war vor Mittag wieder ganz abgegangen. Am Mittwoch morgen nahm er dasselbe Maß wie am Tag vorher. Er findet, daß er am Tage nach einem Schwitzbad viel weniger Urin läßt und das getrunkene Wasser nicht von sich gibt, was er auch in Plombières bestätigt fand. Das Wasser, das er so am nächsten Tage läßt, ist trüb und spärlich, woraus er schließt, daß es schnell verbraucht wird, ob nun daran der Verlust des Schweißes oder das

[1] Rudolf II.

Digitized by Google

Faſten ſchuld iſt; denn wenn er badete, pflegte er nur eine Mahlzeit zu ſich zu nehmen, daher er auch hier nur einmal badete.

Am Mittwoch kaufte ſein Wirt viel Fiſche und als der Herr ſich nach dem Grund erkundigte, wurde ihm geantwortet, daß aus religiöſen Gründen in Baden zumeiſt am Mittwoch Fiſche gegeſſen würden; das beſtätigte, was der Herr von Montaigne ſchon gehört hatte: die Anhänger der katholiſchen Religion, ſeien dort viel eifriger und andächtiger, weil ſie ſich gegen einen entgegengeſetzten Glauben behaupten müſſen. Er ließ ſich darüber folgendermaßen aus: Wenn in Städten, die zu einem großen Ganzen gehören und der gleichen Polizei unterſtehen, ſolche Meinungsverſchiedenheiten und Wirren Platz greifen, ſo wird die Leidenſchaftlichkeit der Herzen abgeſchwächt werden; geht doch z. B. in Augsburg und den Reichsſtädten die Verſchmelzung ſo weit, daß ſich die Individuen miſchen. Aber wenn eine Stadt ihre nur ihr eigentümliche Verwaltung beſitzt (und die Städte der Schweiz haben alle ihre beſonderen Geſetze, ihre Verwaltung für ſich und hängen in dieſen Fragen keine von der anderen ab, ſondern Ähnlichkeit beſteht nur in gewiſſen allgemeinen Vorausſetzungen) wenn eine Stadt eine Gemeinde für ſich, einen ganz ſelbſtändigen bürgerlichen Körper bildet, ſo bedeutet das eine Stärkung und Stütze: ſie ſchließen ſich ohne Zweifel nach außen ab, nach innen enger zuſammen und werden durch die Erſchütterung, die die Berührung mit den Nachbarn mit ſich bringt, einander zugeführt.

Wir gewöhnten uns bald an die Wärme ihrer Säle, die ihnen keiner von uns verübelte. Denn ſobald man an ihren eigentümlichen Geruch gewöhnt

Digitized by Google

war, der einem beim Eintreten entgegenschlägt, bleibt eine linde und gleichmäßige Wärme. Der Herr von Montaigne, der in einem solchen Saal schlief, äußerte sich sehr lobend, auch darüber, daß man die ganze Nacht eine angenehme und gemäßigte Wärme der Luft empfand. Wenigstens verbrennt man sich hier nicht Gesicht oder Stiefel und ist des Rauches der französischen Kamine ledig.[1] Während wir beim Betreten der Wohnung recht wärmende und gefütterte Hauskleider anlegen, ziehen sie daher im Gegenteil ihr Wams an, lassen den Kopf unbedeckt, und kleiden sich warm an, wenn sie an die Luft gehen.

Am Donnerstag trank der Herr von Montaigne wieder vom Brunnen; das Wasser hatte Wirkung, sowohl vornen wie hinten, und er entleerte Körner in nicht beträchtlicher Menge. Er fand das Wasser hier wirksamer als anderes, das er versucht hatte, sei es nun, daß der Grund wirklich in der Kraft des Wassers lag, sei es daß sein Körper gerade so aufgelegt war; und dabei trank er hier weniger als überhaupt sonst, schied auch das Wasser nicht so unverdaut wie andernorts aus.

Am gleichen Donnerstag geriet er mit einem in Zürich wohnenden und auch von da gebürtigen Geistlichen, der angekommen war, ins Gespräch, und erfuhr, daß sie dort zuerst Bekenner Zwinglis gewesen waren, von dem sie sich aber Calvin zugewandt hatten, weil seine Lehre etwas gemäßigter war. Und über die Prädestination befragt, antwortete ihm der Geistliche, sie hielten die Mitte zwischen Genf und Augs-

[1] Vgl. Essais III, 13

Digitized by Google

burg, würden aber ihrer Gemeinde in dieser Streitfrage freie Hand lassen. Sein eigenes Urteil neigte eher zur extremen Richtung Zwinglis, die er höchlichst lobte, da sie sich am meisten dem ersten Christentum nähere.

Am Freitag, dem siebten Tag im Oktober, nach dem Frühstück, um sieben Uhr des Vormittags verließen wir Baden, und vor dem Aufbruch trank der Herr von Montaigne noch das erwähnte Maß seines Wassers, so daß er daselbst fünfmal getrunken hatte. Was die Frage nach der Wirksamkeit dieses Wassers betrifft, so findet er, daß es aussichtsreicher als jedes andere ist, sowohl als Trinkwasser wie als Badewasser, und er würde kein Bad von allen, die er bis dahin gesehen, lieber empfehlen.

Der Ort ist angenehm, die Wohnungen bequem, sauber und gut abgeteilt, so daß jeder vom anderen unabhängig ist und so viel Zimmer erhalten kann als er wünscht; gibt es doch Appartements für kleine Mieter und solche für große; überall sind Bäder, bedeckte Gänge, Küchen, Kabinetts und Kapellen für eine ganze Reisegesellschaft, die für sich bleiben will. In dem uns benachbarten Absteigequartier, das der Stadthof genannt wird, während unseres der hintere Hof heißt (beide sind öffentliche Unternehmungen, die der Ritterschaft der Kantone gehören und von Pächtern bewirtschaftet werden) besitzen alle Hauptzimmer Öfen; im genannten Nachbarlogis gibt es auch einige französische Kamine.

Die Preise, die man den Fremden macht, sind nicht gerade bescheiden, wie übrigens überall und zumal bei uns selbst. Vier Zimmer mit neun Betten, darunter zwei mit Öfen und Bad, kosteten uns täglich:

Digitized by Google

jeder Herr einen Taler, jeder Diener vier Batzen, d. h. etwas mehr als neun Sous, die Pferde sechs Batzen oder ungefähr vierzehn Sous täglich. Aber außerdem fügen sie, gegen ihre sonstige Gewohnheit, verschiedene betrügerische Posten hinzu.

In ihren Städten besteht ein Sicherheitsdienst, ebenso wie im Bad, das nur ein Dorf ist. Jede Nacht machen zwei Wächter die Runde, nicht so sehr, um sich vor Feinden vorzusehen als aus Furcht vor Feuer oder anderen Unruhen. Jedesmal, wenn die Stunde voll schlägt, ist der eine gehalten, aus vollem Halse den anderen anzurufen und ihn zu fragen wieviel Uhr es ist; worauf der andere mit ebensolcher Stimme Rapport erteilt und hinzufügt, er halte gute Wacht.

Die Frauen waschen im Freien und auf offenem Platz, wo sie nahe am Wasser einen kleinen Holzofen aufstellen, um das Wasser zu kochen; sie versehen ihre Arbeit besser und reinigen auch die Troge viel sorgfältiger als es in unseren französischen Gasthäusern geschieht. In den Schweizer Gasthöfen hat jedes Zimmermädchen und jeder Diener seine bestimmte Tätigkeit.

Es ist ein Unglück, daß bei aller Mühe, die man sich auch gibt, es für einen Fremden unmöglich ist, von den Eingeborenen — es sei denn, daß man gewandtere Leute als gewöhnlich trifft — die bemerkenswerten Angaben über jeden Ort zu erhalten: was man sie fragt, wissen sie nicht. Ich sage dies im Hinblick auf die Tatsache, daß wir dort fünf Tage ver-

Digitized by Google

weilten, voller Neugierde, uns umzutun, und kein einziges Mal von dem sprechen hörten, was wir beim Austritt aus der Stadt vorfanden: einen mannhohen Steinstumpf, der das Stück eines Pfeilers zu sein schien, und formlos und unbearbeitet, an der Ecke eines Hauses wie ein Wahrzeichen auf der großen Straße dastand; er enthielt eine lateinische Inschrift, die ich nicht abschreiben konnte; jedenfalls aber ist es eine einfache Widmung an die Kaiser Nerva und Trajan.

Wir überschritten den Rhein bei der Stadt Kaiserstuhl, die mit den Schweizern verbündet und katholisch ist; von hier folgten wir dem Strom durch eine sehr schöne ebene Landschaft, bis wir Fälle erreichten, woselbst sich der Strom gegen Felsen bricht; sie heißen Katarakte wie beim Nil. Unterhalb Schaffhausen stößt nämlich der Rhein auf ein Massiv von mächtigen Felsen, an denen er zerschäumt und weiter unten in derselben Felswand trifft er einen Abhang von der Höhe etwa zweier Lanzen, wo er einen großen Fall bildet, kochend und erstaunlich brüllend. Das hält den Lauf der Boote auf und unterbricht die Schiffahrt auf dem Strom. Zum Abendessen kamen wir ohne Aufenthalt nach Schaffhausen, vier Meilen davon. Hauptstadt einer der Schweizer Kantone, dem obengenannten Züricher Glauben zugetan.

Beim Aufbruch von Baden hatten wir Zürich zur Rechten gelassen; der Herr von Montaigne war entschlossen gewesen, die Stadt zu besuchen, die nur zwei Meilen entfernt lag, aber man hatte ihm mitgeteilt, daß die Pest dort herrschte.

In Schaffhausen sahen wir nichts Besonderes. Es wurde gerade eine Zitadelle gebaut, die gut zu ge-

Digitized by Google

raten verspricht. Es ist ein Schießstand für Armbrustschützen vorhanden und dieser Platz ist sehr schön, groß und schattig, mit Sitzen, Galerien und Räumen aufs allerbeste versehen; ein ähnlicher ist für Hakenbüchsenschützen vorhanden. Ferner gibt es Wassermühlen, wie wir sie verschiedentlich in anderen Orten sahen, um Holz zu sägen, andere wieder, um Hanf zu brechen und Hirse zu mahlen. Auch trafen wir einen Baum von ähnlicher Art, wie wir sie von anderswo, auch von Baden selbst kannten, aber nicht von gleicher Größe. Die ersten untersten Zweige dienen als Boden einer ringsherum führenden Galerie von zwanzig Fuß Durchmesser; die Zweige werden so weit wie möglich aufwärts gebogen, damit sie die runde Brüstung der Galerie erreichen. Darauf wird der Baum geschoren und das Nachwachsen von Zweigen bis zur Höhe der Galerie verhindert, die etwa zehn Fuß beträgt. Die anderen Zweige legen sie auf Rippen und stellen so die Bedachung der Galerie her, indem sie sie nach unten biegen, mit den nach oben gebogenen verbinden und schließlich den ganzen leeren Raum mit Laub füllen. Darauf wird der Baum bis zur Spitze geschoren und auf dieser breiten sich die Zweige in Freiheit aus. Das ergibt eine sehr schöne Form und einen sehr schönen Baum. Außerdem ist am Fuß des Baumes ein Springbrunnen angelegt, der sein Wasser höher als der Boden der Galerie liegt, emporwirft.

Der Herr von Montaigne machte den Bürgermeistern der Stadt einen Besuch; die ihrerseits um ihn zu beschenken, mit anderen Gemeindebeamten zum Essen in unser Quartier kamen und dabei ihm und Herrn von Estissac Wein anbieten ließen. Das ging

Digitized by Google

nicht ohne verschiedene zeremonielle Ansprachen von einer wie der anderen Seite ab. Der Hauptbürgermeister war Edelmann und als Page bei dem verstorbenen Herzog von Orleans aufgewachsen, hatte aber schon sein Französisch ganz vergessen.

Der ganze Kanton fühlt erklärtermaßen starke Sympathien für uns und hat auch jüngst den Beweis geliefert, indem er uns zuliebe das Bündnis, das der verstorbene Herzog von Savoyen mit den Kantonen suchte, ausschlug, welcher Sache ich oben Erwähnung getan habe.

Samstag den 8. Oktober brachen wir morgens um acht Uhr nach dem Frühstück von Schaffhausen auf, wo es in der Krone sehr gutes Logis gibt. Ein dort einheimischer Gelehrter unterhielt Herrn von Montaigne; unter anderem auch darüber, daß die Bevölkerung der Stadt in Wahrheit keineswegs unserem Hof günstig gesinnt sei; derart, daß bei allen Beratungen über das Bündnis mit dem König die Mehrzahl der Einwohnerschaft stets für Bruch des Verhältnisses gewesen sei; jedoch durch die Anschläge einiger Reicher die Angelegenheit eine andere Richtung genommen habe.

Beim Aufbruch sahen wir ein eisernes Gerät, das wir auch anderswo getroffen hatten, um große Steinblöcke ohne Anwendung von Menschenkraft auf Karren zu heben.

Wir folgten dem Rhein, den wir zu unserer Rechten hatten, bis Stein, einer kleinen mit den Kantonen verbündeten Stadt. Die Religion ist dieselbe wie in Schaffhausen, den vielen Kreuzen nach zu urteilen, die wir auf dem Weg trafen. Daselbst überschritten wir den Rhein auf einer anderen Holz-

Digitized by Google

brücke, und dem Fluß weiterfolgend, der jetzt zu unserer Linken lag, kamen wir durch eine neue, kleine Stadt,[1] die gleichfalls zu den Verbündeten der katholischen Kantone gehört. Der Rhein breitet sich da zu einer wundervollen Breite aus,[2] wie unsere Garonne vor Blaye und verengert sich dann wieder bis Konstanz, vier Meilen davon, wo wir gegen vier Uhr ankamen.

Das ist eine Stadt in der Größe von Chalons, dem Erzherzog von Österreich gehörig, und katholisch, nachdem sie vorher dreißig Jahre lang im Besitz der Lutheraner gewesen war, die Karl V. gewaltsam daraus vertrieb.[3] Die Kirchen spüren die Folgen noch an ihrem Bilderschmuck. Der Bischof, der aus dem einheimischen Adel und Kardinal ist, wohnt in Rom[4] und zieht aus der Stadt gute vierzigtausend Taler Einkünfte. Es gibt im Münster Kanonikerpfründen, die tausendfünfhundert Florins einbringen und für Edelleute bestimmt sind. Einen von ihnen sahen wir zu Pferd; er kam von auswärts und war unbekümmert als Kriegsmann gekleidet. Man sagt, daß es eine Menge Lutheraner in der Stadt gibt.

Wir bestiegen den Glockenturm, der sehr hoch ist, und trafen oben einen Mann, der, als Wache ausgestellt, seinen Aufenthalt niemals verläßt, bei welcher Gelegenheit es auch sei, und dort eingeschlossen bleibt. Am Ufer des Rheins läßt die Stadt ein großes bedecktes Gebäude von etwa fünfzig Schritt Länge und

[1] Wahrscheinlich Steckborn.

[2] Dem Untersee (Bodensee.)

[3] 1548 schenkte Karl V. die Sadt seinem Bruder Ferdinand.

[4] Der Kardinal Marco Sitico Altemps († 1595) stammte aus der Familie Hohenems, deren Schloß in Vorarlberg steht.

Digitized by Google

vierzig Breite aufführen; darin werden zwölf bis fünfzehn große Räder zur Aufstellung kommen, mit deren Hilfe ununterbrochen große Mengen Wasser auf einen ein Stockwerk höher liegenden Boden gehoben werden sollen; auf diesem arbeiten andere Eisenräder in gleicher Zahl — die unteren sind von Holz — um das Wasser von diesem Stockwerk in ein noch höher gelegenes zu heben. Von dieser Höhe, die etwa fünfzig Fuß beträgt, soll sich das Wasser durch einen langen und breiten künstlichen Kanal herabstürzen und so in die Stadt geleitet werden, um hier mehrere Mühlen zu treiben. Der Architekt, der das Gebäude aufführte, bekam allein für seine Arbeit fünftausendsiebenhundert Florins und erhielt außerdem den Wein geliefert. Ganz am Ende der Bahn wird ein ringsum geschlossener Behälter angelegt, um das Gefälle des Wassers zu brechen und zu besänftigen, damit es bequemer geschöpft werden kann. Auch werden Winden aufgestellt, um dies ganze Räderwerk heben und senken zu können, je nach dem Wasserstande.

Der Rhein verändert dort seinen Namen, denn an der Einfahrt zur Stadt dehnt er sich zu einem See von gut vier deutschen Meilen Breite und fünf bis sechs Meilen Länge aus.[1] Es ist eine schöne Terrasse vorhanden, die als Spitze in den See verläuft[2] und als Warenstapelplatz dient; fünfzig Schritt vom See steht ein hübsches Häuschen, in dem fort-

[1] Wie man sieht, setzt Montaigne die Länge im Verhältnis zur Breite viel zu nieder an. In Wahrheit erreicht der Bodensee eine größte Länge von über 63 km, eine Breite von annähernd 15 km.

[2] Die heutige Inselhotelanlage.

Digitized by Google

während eine Wache vorhanden ist: daran ist eine Kette befestigt, die die Zufahrt in den Hafeneingang sperren konnte, auch sind zahlreiche Pfähle eingerammt, die dieses Stück des Sees von zwei Seiten einschließen, in diesem Raum liegen die Boote und werden verladen. Vom Münster führt über den Rhein hinweg eine Kanalröhre in die Vorstadt.

Wir erkannten, daß wir die Schweiz hinter uns hatten liegen lassen, daran, daß wir vor dem Eintritt in die Stadt mehrere Adeligen gehörige Häuser[1] sahen. In der Schweiz sind sie unbekannt; was aber die Bürgerhäuser betrifft, so sind sie in den Städten und auf dem Land, auf unsrer ganzen Reise, unvergleichlich schöner als in Frankreich (nur daß ihnen die Schieferbedeckung fehlt), zumal die Gasthöfe, in denen auch die Beköstigung besser ist; denn wenn ihnen im Vergleich zu unserer Aufwartung verschiedenes abgeht, so geschieht das nicht aus Mangel — das erkennt man genügend am übrigen Zubehör: stets wird man große Silbergefäße, die zumeist vergoldet sind und reiche Arbeit zeigen, vorfinden, aus denen jedermann trinkt, freilich mehr aus Gewohnheit. Es ist ein fruchtbares, namentlich ein weinreiches Land.

Um auf Konstanz zurückzukommen, so waren wir im Adler schlecht untergebracht und machten beim Wirt Bekanntschaft mit der Freiheitsliebe und dem barbarischen Stolz der Alemannen, als einer unsrer Diener mit unserem Basler Führer in Streit geriet. Die Sache ging auf Antreiben des Herrn von Montaigne bis vors Gericht, und auf seine Frage, ob seine Leute als Zeugen zu seinen Gunsten zugelassen

[1] Befestigte Wohnhäuser.

Digitized by Google

würden, antwortete der Ortrichter, ein italienischer Edelmann, der dort ansässig und verheiratet ist und seit langer Zeit das Bürgerrecht besitzt, es wäre erlaubt, vorausgesetzt daß er[1] seine Leute entließe — er könne sie ja sofort nachher wieder in seinen Dienst nehmen. Das war eine bemerkenswerte Feinheit.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, mußten wir wegen dieser Störung bis nach Tisch warten und zogen dann in den Hecht um, wo wir sehr gut aufgehoben waren. Der Sohn des Stadthauptmanns, der als Page beim Herrn von Méru[2] auferzogen worden war, leistete den Herren täglich bei den Mahlzeiten und sonst Gesellschaft; gleichwohl wußte er kein Wort französisch. Die Gänge wechselten an unserer Tafel oft. Hier und seither oft reichte man uns, nachdem bereits das Tischtuch abgehoben war, neue Gänge zu den verschiedenen Gläsern Wein: zunächst etwas was die Gascogner Canaulos[3] nennen, darauf Pfefferkuchen und zum dritten ein zartes Weißbrot, das in Stücke geschnitten, gleichwohl zusammenhielt; in die Einschnitte ist Gewürz und viel Salz gestreut, ebenso über die ganze Kruste.

Diese Gegend ist außerordentlich voll von Aussatzhäusern und die Wege sind voll von diesen Kranken. Die Bauern geben ihren Arbeitern zum Frühstück flache unter der Asche gebackene und mit Fenchel

---

[1] Montaigne.

[2] Charles de Montmorency, Herr von Méru, war der dritte Sohn des Connetable Anne de Montmorency und Generaloberst der Schweizer.

[3] Kuchen in Form eines Kranzes. Vgl. Fr. Mistral: „Lou Tresor dóu Felibrige." (L.)

Digitized by Google

bestreute Brote, darauf eine Schicht in kleine Stücke geschnittenen Specks und etwas Knoblauch liegt. Um einen zu ehren, tritt man bei den Deutschen immer an seine linke Seite, wo es auch sei; sich auf seiner rechten Seite zu halten, gilt als Beleidigung, denn nach ihrer Meinung muß man ihm die rechte Seite frei lassen, damit er die Hand an die Waffen legen kann.

Am Sonntag nach Tisch verließen wir Konstanz und kamen, nachdem wir eine Meile von der Stadt über den See gefahren waren, zur Nacht nach Markdorf,[1] zwei Meilen davon, einem katholischen Städtchen, wo wir im Gasthaus zur Stadt Köln abstiegen; darin ist für den Kaiser die Post zwischen Italien und Deutschland eingerichtet. Wie an verschiedenen anderen Orten werden hier die Strohsäcke mit den Blättern eines bestimmten Baumes gefüllt, die bessere Dienste als Stroh leisten und länger halten. Die Stadt liegt in einer Gegend, die weit und breit mit Reben bepflanzt ist und es wachsen dort sehr gute Weine.

Montag den 10. Oktober brachen wir nach dem Frühstück auf, denn der Herr von Montaigne wurde von dem schönen Wetter verlockt, statt wie festgesetzt nach Ravensburg zu gehen, einen Abstecher von einem Tag nach Lindau zu machen. Herr von Montaigne frühstückte niemals, sondern ließ sich nur ein Stück trocknen Brotes geben, das er dann unterwegs verzehrte; manchmal fügte er ein paar Trauben hinzu, wenn sie sich ihm boten — in der dortigen Gegend wurde noch geherbstet und es war alles voll von

[1] Jenseits des Sees, auf badischem Gebiet, bereits ziemlich landeinwärts.

Digitized by Google

Reben, selbst bei Lindau. Sie wachsen dort an Spalieren in die Höhe und überziehen sie mit reichstem Laub, was sehr schön ist.

Wir kamen durch eine Stadt namens Buchhorn;[1] sie ist kaiserlich und katholisch und liegt am Ufer des Bodensees. Hier kommen alle Waren aus Ulm, Nürnberg und anderen Städten in Fuhren zusammen, um dann mit Hilfe des Sees den Rheinweg zu erreichen. Um drei Uhr nachmittags kamen wir nach Lindau, drei Meilen davon, einer kleinen Stadt, die hundert Schritt weit draußen im See liegt: es gibt nur einen Zugang, der ganze Ort ist vom Wasser umschlossen. Der See ist hier eine gute Meile breit und jenseits erheben sich die Graubündener Berge. Der See und alle seine Zuflüsse sind im Winter niedrig, im Sommer nach der Schneeschmelze hoch.

In der ganzen Gegend tragen die Frauen Pelzhüte oder -Mützen, die es auch bei uns gibt; die äußere Seite aus einem angemesseneren Pelz, etwa Grauwerk, die innere aus Lammfell. Eine solche Mütze kostet nicht mehr als drei kleine Silbermünzen. Die Öffnung, die unsre Mützen vorne haben, tragen sie hinten, so daß man hier ihre krausen Haare sieht. Sie ziehen auch gern rote oder weiße Schuhe an, die ihnen nicht schlecht stehen.

Die Ausübung zweier Religionen ist erlaubt. Wir besuchten die im Jahre 866 erbaute katholische Kirche, in der alle Dinge unversehrt geblieben sind, und sahen auch die protestantische Kirche. In allen kaiserlichen Städten[2] besteht freie Religionsübung für

[1] Heute Friedrichshafen.
[2] D. h. die freien, reichsunmittelbaren Städte.

Digitized by Google

Katholiken und Protestanten, nach Belieben der Bürger; im ganzen genommen wird immer eine oder die andere überwiegen. In Lindau gibt es nur zwei oder drei Katholiken, wie der Priester dem Herrn von Montaigne sagte. Die Priester beziehen gleichwohl ihr Einkünfte weiter und fahren fort, ihren Gottesdienst zu versehen, wie auch die üblichen Nonen.

Der Herr von Montaigne sprach auch mit dem lutherischen Geistlichen, von dem er nichts besonderes vernahm außer ihrem gewöhnlichen Haß gegen Zwingli und Calvin. In Wahrheit gibt es kaum eine Stadt, die nicht etwas Besonderes in ihrem Glaubensbekenntnis hat: unter der Autorität Martins,[1] den sie als ihren Führer anerkennen, streiten sie doch in verschiedenen Fragen über die Auslegung der Meinung und Schriften desselben Martin.[2]

Wir wohnten in der Krone, einem hübschen Gasthaus. In das Tafelwerk des Speisesaales war eine Art Käfig eingebrochen, in dem eine große Anzahl Vögel Platz fanden; Schwebegänge, die mit Messingdrähten aufgehängt waren und von einem Ende des Zimmers bis zum anderen gingen, dienten den Vögeln zum spazieren gehen. Zu Möbeln und Getäfel wird nur Tannenholz verwendet, die gewöhnlichste Holzart in ihren Wäldern; jedoch wird es sorgfältig gefärbt, gebeizt und gereinigt, und man verwendet sogar eine besondere Haarbürste zum Abstauben von Bänken und Tischen. Überall werden Kohlköpfe gezogen, die man mit einem besonderen Instrument klein zerhackt und dann in großen Mengen in Zubern einsalzt: davon werden den ganzen Winter Kohlsuppen gekocht.

[1] Luthers.
[2] Vgl. Essais III, 13.

Digitized by Google

Der Herr von Montaigne machte dort auch einen Versuch, sich im Bett mit einer Federdecke zu bedecken, wie es dort Gebrauch ist, und war damit sehr zufrieden; er sah, daß es eine zugleich warme und leichte Bedeckung war. Überhaupt fand er, daß nur empfindliche Männer sich dort über das Schlafen beklagen könnten; wer eine Matratze, die dort unbekannt ist, und einen Betthimmel in seinen Koffern mitschleppen würde, fände nichts mehr auszusetzen.[1] Denn was die Aufwartung bei Tisch betrifft, machen sie solchen Aufwand an Lebensmitteln und bringen in die Gerichte eine solche Abwechslung an Suppen, Saucen und Salaten, und das alles ist in den guten Gasthäusern mit solchem Wohlgeschmack zubereitet, daß kaum die Küche des französischen Adels damit verglichen werden kann, auch fände man in unseren Schlössern wenige derartig geschmückte Säle. Uns unbekannt waren Quittensuppe, Suppe, in die gebackene Äpfel geschnitten waren, und Krautsalat, ferner dicke Suppen ohne Brot, z. B. von Reis, von denen alle gemeinsam essen, da besonderes Gedeck unbekannt ist.

Bemerkenswert ist der Reichtum an guten Fischen, die mit anderem Fleisch in einer Schüssel aufgetragen werden; Forellen sind nicht geschätzt und man ißt nur ihren Laich; Wild, Schnepfen und junge Hasen, die ganz anders als wie bei uns, aber mindestens ebenso gut hergerichtet werden, sind reichlich vorhanden. Wir sahen niemals so zarte Fleischspeisen, wie sie dort täglich aufgetragen werden. Mit dem Fleisch

[1] Vgl. Essais III, 13: „Der Deutsche wird krank, wenn er auf einer Matratze schlafen muß, der Italiener auf Federn, der Franzose ohne Vorhang und Feuer."

Digitized by Google

werden gekochte Pflaumen, Birnen- und Apfelschnitze gereicht; bald wird der Braten zuerst und die Suppe zuletzt aufgetragen, bald umgekehrt. An Früchten gibt es nur Birnen, Äpfel, die sehr gut sind, und Nüsse, sodann Käse. Zum Fleisch wird ein silbernes oder zinnernes Besteck mit vier Behältern aufgestellt, um verschiedene gestoßene Spezereien aufzunehmen, darunter Kümmel oder etwas ähnliches, das pikant und scharf schmeckt, und das auf das Brot gestreut wird; zumeist ist das Brot mit Fenchel gebacken. Nach der Mahlzeit werden nochmals volle Gläser[1] und zwei oder drei verschiedene Sachen aufgetragen, die die Verdauung befördern.

Der Herr von Montaigne bedauerte dreierlei auf seiner Reise: einmal, daß er keinen Koch mitgenommen hatte, um ihn die hiesigen Gerichte studieren und dann zu Hause erproben zu lassen; zweitens, daß er nicht einen deutschen Diener angenommen oder die Gesellschaft eines einheimischen Edelmanns gesucht hatte: denn auf den guten Willen eines armseligen Führers angewiesen zu sein, empfand er als große Unbequemlichkeit; und drittens, daß er vor Antritt der Reise kein Buch zur Hand gehabt hatte, das ihn auf die seltenen und beachtenswerten Dinge jedes Ortes aufmerksam machte, daß er keinen Münster[2] oder etwas ähnliches in seinem Gepäck hatte. Wenn sich auch in sein Urteil ein wenig von leidenschaftlichem Unwillen gegen sein Land mischte, das aus anderen Gründen[3] Haß und Widerwillen in ihm er-

[1] Wein.

[2] Sebastian Münster: „Cosmographia universa", Basel 1541 u. f., die erste zusammenhängende Weltbeschreibung.

[3] Gemeint sind die Bürgerkriege.

Digitized by Google

zeugt hatte, so zöge er doch in der Tat in vielen Punkten die Annehmlichkeiten dieses Landes weit den französischen vor; er paßte sich sogar soweit an, daß er dort den Wein ohne Wasser trank. Wenn um die Wette getrunken wurde, so lud man ihn zwar ein; es geschah aber nur aus Höflichkeit und er kam auch niemals nach.[1]

In Oberdeutschland lebt man weit teurer als in Frankreich, denn nach unserer Rechnung brauchen Mann und Pferd täglich mindestens einen Sonnentaler.[2] Die Wirte berechnen an erster Stelle die Mahlzeit mit vier, fünf und sechs Batzen für Table d'hote. In einem zweiten Posten berechnen sie alles was man vor oder nach den beiden Mahlzeiten trinkt; ferner den geringsten Imbiß; derart, daß die Deutschen des Morgens das Wirtshaus gewöhnlich verlassen, ohne etwas getrunken zu haben. Der Nachtisch und der dabei getrunkene Wein, der für sie die größte Ausgabe bedeutet, wird zusammen mit den Imbissen berechnet. Und im Hinblick auf den Überfluß ihrer Gänge und zumal des Weines (selbst da, wo er außerordentlich teuer ist und von weit hergeschafft werden muß), finde ich die hohen Preise entschuldbar. Sie selbst fordern die Diener zum Trinken auf und lassen sie zwei bis drei Stunden bei Tisch sitzen.

Der Wein wird in gewissen großen Krügen aufgetragen, und es ist ein Verbrechen, einen leeren Becher nicht gleich nachzufüllen; Wasser gibt es niemals, auch nicht wenn man es verlangt, man müßte

[1] Eine Ausnahme erzählt er Essais II, 17.

[2] Der „écu au soleil" oder „écusol", zeigte über der königlichen Krone eine kleine Sonne und war eine Goldmünze von 50—90 Sous. (L.)

Digitized by Google

denn besonders angesehen sein.[1] Auf diesen Posten folgt auf der Rechnung der Hafer für die Pferde, darauf der Stall und das Heu. Sie haben das Gute, daß sie von vornherein nur das verlangen, was sie haben wollen, und man gewinnt nichts beim Handeln. Sie sind ruhmredneriſch, hitzig und trunksüchtig, aber sie sind, meinte der Herr von Montaigne, weder unzuverlässig noch unehrlich.

Wir brachen von hier nach dem Frühstück auf und gelangten gegen zwei Uhr nachmittags nach Wangen,[2] zwei Meilen davon, wo ein Unfall, der dem Gepäckmaulesel zustieß, uns wider Willen zurückhielt und zwang, vom nächsten Tag ab einen Karren zu mieten, der täglich drei Taler kostete; der Karrenführer, der vier Pferde hatte, nährte sich davon. Es ist eine kleine kaiserliche Stadt, die niemals einer anderen Religion als der katholischen hat Einlaß gewähren wollen; die Sicheln, die daselbst gemacht werden, sind so berühmt, daß sie bis nach Lothringen zum Verkauf verschickt werden.

Wir verließen den Ort am nächsten Vormittag — es war Mittwoch, der 12. Oktober — und wandten uns kurz entschlossen der Straße zu, die die geradeste und gewöhnlichste nach Trient war;[3] zum Mittagessen kamen wir nach Isny,[4] einer kleinen kaiserlichen Stadt, die vortrefflich angelegt ist.

Der Herr von Montaigne suchte, in seiner rasch entschlossenen Art, einen Doktor der Theologie in dieser

[1] Vgl. über diese Trunksucht der Deutschen Essais II, 2.
[2] Im württembergischen Donaukreis.
[3] D. h. die Reisenden, die von Lindau aus direkt nördlich gezogen waren, halten sich nun nach Osten.
[4] Im württembergischen Allgäu.

Digitized by Google

Stadt auf, um sich bei ihm zu unterrichten; der Doktor aß mit ihnen. Er erfuhr, daß die ganze Bevölkerung lutherisch war und er sah auch die protestantische Kirche, die wie stets in den kaiserlichen Städten aus der Zahl der katholischen Kirchen genommen worden war.

Im Lauf des Gesprächs, das unter anderem auch auf das Sakrament kam, fiel es dem Herrn von Montaigne ein, daß einige Calviniſten ihm unterwegs gesagt hatten, die Protestanten mischten unter die alten Lehren Martins mehrere seltsame Irrtümer, so den Ubiquismus, der lehrt, daß der Leib Jesu Christi überall ebenso wie in der Hostie gegenwärtig sei, wodurch sie in dieselbe Mißlichkeit wie Zwingli gerieten, wenn auch auf verschiedenen Wegen: der eine, indem er die Allgegenwart des Leibes zu sehr, der andere indem er sie zu wenig betonte; in dieser Beziehung hätte ihr Sakrament nichts vor dem Leib der Kirche, dieser Versammlung dreier ordentlicher Personen, voraus. Ihre hauptsächlichsten Beweisgründe waren: die Gottheit sei vom Leib unzertrennbar, daher, wenn die Gottheit allgegenwärtig ist, es der Leib auch sein müsse; ferner sei Jesus Christus allgegenwärtig, da er ewig zur Rechten des Vaters bleibe, ebenso wie die Rechte Gottes, die seine Macht ist, allgegenwärtig ist. Dieser Doktor leugnete mit vielen Worten diese Anschuldigung[1] und wehrte sich dagegen wie gegen eine Verleumdung, aber in Wahrheit schien es dem Herrn von Montaigne, als wehre er sich nicht besonders dagegen.[2]

[1] Der Calviniſten.

[2] D. macht dazu die Anmerkung: Man muß selber ein Theologe sein, um diesen Galimathias erklären zu können. Montaigne macht es so gut als er konnte.

Digitized by Google

Er leistete dem Herrn von Montaigne beim Besuch eines sehr schönen Klosters[1] Gesellschaft; es wurde Messe gelesen und er trat ein und verharrte, ohne die Mütze zu ziehen, bis die Herren von Estissac und Montaigne ihre Gebete gesprochen hatten.

In einem Keller der Abtei sahen sie sich einen langen, runden unbehauenen Stein an, der anscheinend aus einem Pfeiler gesprengt ist, auf dem in deutlichen römischen Buchstaben eine Inschrift besagt, daß die Kaiser Pertinax und Antoninus Verus Wege und Brücken elftausend Schritt von Campidonum (d. i. Kempten), wo wir zur Nacht ankamen, wiederhergestellt haben.[2] Der Stein, den man als Denkmal der Ausbesserung des Weges wohl ansehen kann, beweist keineswegs das Alter der Stadt Isny, da man hier sagt, sie sei noch nicht sehr alt. Jedoch fanden wir auf den Straßen nach Kempten, die wir von einem Ende bis zum anderen zurücklegten, keine Aufbesserung, die solcher Arbeiter würdig gewesen wäre. Es gab nicht einmal Brücken. Man findet wohl ein paar durchbrochene Berge, aber das ist eben keine so große Arbeit.

Kempten, drei Meilen davon, ist eine Stadt in der Größe von Sainte-Foy,[3] sehr hübsch, bevölkert und mit guten Gasthäusern. Wir wohnten im Bären, der ausgezeichnet ist.

Man bediente uns mit großen Silbergefäßen aller Art, die sonst nicht zum Gebrauch, sondern nur zum

[1] Heute als Schloß dienende Benediktinerabtei.

[2] Der Stein befindet sich heute im Museum von Augsburg. Vgl. Mommsen, corpus inscr. III 5987. (Anc.)

[3] Sainte-Foy-la-Grande, an der Dordogne, in deren Nähe Montaignes Schloß liegt.

Digitized by Google

Staat da sind; sie waren reich gearbeitet und mit den Wappen verschiedener Herren geziert; man findet sie kaum in großen Häusern.[1] Hier bestätigte sich das, was der Herr von Montaigne früher[2] sagte: Wenn im Vergleich zu unseren Verhältnissen etwas fehlt, so geschieht es, weil man hier keinen Wert darauf legt. Z. B. werden trotz des Überflusses an Zinngeschirr, das wie bei uns auf Montaigne gescheuert wird, nur Holzteller aufgetragen, die übrigens wirklich sehr sauber und hübsch sind. Beim Sitzen werden hier überall Kissen untergeschoben, und die getäfelte Decke ist meist halbmondförmig gewölbt, was ihr ein anmutiges Aussehen gibt. Was die Wäsche betrifft, über die wir uns anfänglich beklagten, so litten wir später daran keine Not, und es fehlte mir auch niemals Stoff, um für meinen Herrn[3] Vorhänge ans Bett zu machen; auch konnte er seine Serviette verschiedene Male wechseln, wenn sie ihm nicht mehr genügte.

In dieser Stadt gibt es einen Kaufmann, der für hunderttausend Florins Leinen im Handel hat. Von Konstanz aus hätte der Herr von Montaigne jenen Schweizer Kanton[4] besucht, von dem die ganze Christenheit ihr Linnen bezieht, wenn nicht, um nach Lindau zu gelangen, eine Überfahrt über den See von vier bis fünf Stunden nötig gewesen wäre.

---

[1] Bei uns in Frankreich.

[2] Basel.

[3] Diese Stelle verrät deutlich, daß der Schreiber (dieser ersten Hälfte) des Tagebuchs Montaignes Diener war.

[4] Appenzell mit Sankt-Gallen. Die Bemerkung, daß von hier aus „die ganze Christenheit" ihr Linnen bezieht, findet sich auch bei Sebastian Münster.

Digitized by Google

Die Stadt ist protestantisch, aber das Seltsame dabei ist, daß ebenso wie in Isny auch hier die katholische Kirche feierlichen Gottesdienst aufrecht erhält: denn am Tage nach unserer Ankunft, einem Donnerstag und Werktag, wurde morgens in der Abtei vor der Stadt[1] die Messe gelesen wie in Nôtre-Dame zu Paris an Ostern, mit Musik und Orgelspiel; es wohnten nur die Ordensbrüder bei. Außerhalb der kaiserlichen Städte hat das Volk nicht die Freiheit erlangt, die Religion wechseln zu können, und besucht an den Feiertagen diesen Gottesdienst. Die Abtei ist sehr schön.

Der Abt ist gefürstet und zieht aus ihr fünfzigtausend Gulden Rente. Er gehört zum Hause von Stein. Für alle Ordensbrüder ist edle Abstammung Bedingung. Hildegard, Gemahlin[2] Karls des Großen, gründete die Abtei im Jahre 783 und liegt dort begraben; sie gilt als Heilige, ihre Gebeine ruhten ursprünglich in einem Gewölbe, wurden aber dann in einen Schrein gelegt.

Am gleichen Donnerstagmorgen besuchte der Herr von Montaigne die protestantische Kirche, die wie die anderen lutherischen und hugenottischen eingerichtet war; nur daß vor dem Altar, im Kopf des Schiffs, einige mit Stützen versehene Holzbänke standen, in denen die Empfänger des Abendmahls nach ihrer Sitte knien können.

Der Herr von Montaigne fand daselbst zwei alte Geistliche, von denen der eine vor einer nicht gerade großen Gemeinde auf deutsch predigte. Als er geendigt

[1] Kempten im Tal war freie Stadt, die höher gelegene Stiftsstadt wurde erst 1803 mit der Altstadt vereinigt.

[2] Die dritte; sie starb 783.

Digitized by Google

hatte, sang man ebenfalls auf deutsch einen Psalm, der ziemlich anders wie bei uns klang. Jeder Vers wurde von der Orgel begleitet, einem neu aufgestellten schönen Instrument; so oft der Prediger den Namen Jesus Christi aussprach, zog er seine Kopfbedeckung ab und das Volk tat ein Gleiches.

Nach der Predigt stellte sich der andere Geistliche mit einem Buch in der Hand vor den Altar, das Gesicht gegen die Gemeinde gerichtet; eine junge Frauensperson mit bloßem Kopf und gekräuseltem Haar ging auf ihn zu, machte ihm eine Verbeugung nach der Sitte des Landes und blieb vor ihm stehen; darauf trat ein junger Mann, der ein Handwerker war, obwohl er einen Degen an der Seite trug, ebenfalls mit einer Verneigung an ihre Seite. Der Geistliche sagte ihnen allein ein paar Worte ins Ohr und ließ sie dann jeden das Vaterunser sprechen, danach las er aus seinem Buch vor. Das waren bestimmte Vorschriften für Leute, die in die Ehe treten wollen, und er hieß sie einander die Hand geben, ohne sich zu küssen.

Nach dieser Zeremonie entfernte er sich und der Herr von Montaigne schloß sich ihm an; sie plauderten lange Zeit miteinander; er führte den Herrn von Montaigne in sein Haus und in seine Studierstube, ein schönes, gut eingerichtetes Zimmer; sein Name ist Johannes Tilianus, Augustanus.[1] Der Herr von Montaigne erkundigte sich bei ihm nach einer neuen Bekenntnisschrift,[2] die die Protestanten aufgestellt haben, mit den Unterschriften aller Doktoren und

[1] Von Augsburg.

[2] Eine neue Redaktion der Augsburger Konfession, die verschiedene Male teils deutsch teils lateinisch erschien.

Digitized by Google

Fürsten, die ihr ihre Hilfe angedeihen lassen; jedoch ist sie nicht lateinisch abgefaßt.

Beim Verlassen der Kirche schallten aus dem Hintergrund die Geigen und Trommeln, mit denen die Vermählten hinaus geleitet wurden. Auf die Frage, ob die Kirche den Tanz gestatte, gab er zur Antwort: Warum nicht? Auf die Frage, warum auf den Glasfenstern und den neuen Orgeln Jesus Christus und viele Bilder gemalt seien, erwiderte er, sie verböten die Bilder nicht, um das Volk zu unterrichten, vorausgesetzt daß sie nicht angebetet würden. Warum sie dann die alten Bilder aus den Kirchen entfernt hätten? Das wären nicht sie gewesen, sondern ihre lieben Schüler, die Zwinglianer, hätten, vom bösen Geist getrieben, vor ihnen diese Verheerung und noch manche andere angerichtet: das ist dieselbe Antwort, die der Herr von Montaigne von anderen Anhängern dieses Bekenntnisses bekommen hatte; der Doktor in Isny rief sogar, als er ihn fragte, ob er denn Gestalt und Bild des Kreuzes hasse, plötzlich: Wie könnte ich so gottlos sein, etwas zu hassen, das für den Christen so beseligend und ruhmvoll ist? Das wäre eine teuflische Meinung. Dieser hier erklärte sogar bei Tisch ganz offen, er möchte lieber hundert Messen anhören als am Abendmahl Calvins teilnehmen.

Am selben Platz wartete man uns mit weißen Hasen auf.[1] Die Stadt liegt am Ufer der Iller; wir aßen dort am genannten Donnerstag zu Mittag, zogen dann auf einem bergigen, rauhen Weg weiter und kamen zur Nacht nach Pfronten, vier Meilen davon, einem kleinen Ort, der wie die ganze übrige,

[1] Vgl. Essais I, XX.

Digitized by Google

dem Erzherzog von Österreich gehörige Gegend katholisch ist.

Ich vergaß beim Kapitel über Lindau zu erwähnen, daß am Eingang zur Stadt eine große Mauer steht, die augenscheinlich bis ins Altertum hinaufreicht; ich bemerkte keine Inschrift daran, aber ich höre, daß sie im Deutschen alte Mauer heißt, was man auch mit ihrem römischen Ursprung erklärte.

Am Freitag vormittag fanden wir in unserem Gasthaus, obwohl es recht unansehnlich war, doch eine Menge eßbarer Dinge vor. Es ist dort nicht Gebrauch, das Bettzeug beim Schlafengehen oder die Kleider beim Aufstehen zu wärmen, und sie nehmen es übel, wenn man in der Küche zu diesem Zweck Feuer anzünden oder das gerade brennende benützen will, und das war eine der größten Streitigkeiten, die wir in allen Gasthöfen hatten. Sogar hier, inmitten von Bergen und Wäldern, wo sechstausend Fuß Tannenholz keine fünfzig Sous kosten, wollten sie ebensowenig wie anderswo erlauben, daß wir Feuer machten.

Am gleichen Freitag vormittag reisten wir weiter und schlugen zur Linken einen sanfteren Weg ein, indem wir die Bergpfade, die auf dem geradesten Weg nach Trient geführt hätten, verließen. Der Herr von Montaigne wollte einen Abstecher von einigen Tagen machen, um verschiedene schöne Städte Deutschlands zu sehen und bereute, deshalb in Wangen seine erste Absicht aufgegeben und jene andere Route eingeschlagen zu haben. Unterwegs trafen wir, wie schon sonst zu verschiedenen Malen, Wassermühlen an; sie erhalten das Wasser bloß aus Holztraufen, die am Fuß irgendeiner Erhöhung beginnen und dann frei

Digitized by Google

über Stützen hinweg fortgeführt werden. Am Ende bekommen die Traufen dann eine starke Neigung und können so das Wasser ablaufen lassen. Zum Mittagessen kamen wir nach Füssen, eine Meile davon, einer kleinen dem Bischof von Augsburg gehörenden Stadt; wir trafen daselbst auf viele Leute aus dem Gefolge des Erzherzogs von Österreich, der sich in der Nähe auf einem Schloß mit dem Herzog von Bayern aufhielt.[1] Ich[2] wurde hier mit unserem Gepäck auf ein sogenanntes Floß gesetzt, das uns auf dem Lech nach Augsburg zu bringen hatte; ein solches Floß besteht aus miteinander verbundenen Holzstämmen, die sich ausdehnen, wenn sie im Hafen stilliegen.

In einer Abtei,[3] die wir dort besuchten, zeigte man uns in einem Reliquienkästchen Kelch und Stola eines Heiligen namens Magnus, der der Sohn eines Königs von Schottland und Schüler des Columbanus gewesen sein soll. Diesem Magnus zu Ehren gründete Pippin dieses Kloster[4] und setzte ihn als ersten Abt ein, und in der Höhe des Schiffs steht folgende Inschrift (darüber wieder Musiknoten, um ihr den Klang zu verleihen): „Comperta virtute, beati Magni fama, Pipinus Princeps locum quem Sanctus incoluit regia largitate donavit.“ Karl der Große beschenkte das Kloster reich, wovon ebenfalls im Kloster eine Inschrift aussagt.

---

[1] Hohenschwangau.

[2] Der Diener-Sekretär.

[3] Benediktinerabtei St. Mang (S. Magni ad fauces Julias).

[4] Die Gründung erfolgte 629; die Erwähnung Pippins bei dieser Gelegenheit beruht wohl auf einer Verwechslung damit, daß Pippin der Kleine das Kloster reich beschenkte, ebenso wie Karl d. Gr.

Digitized by Google

Nach Tisch brachen wir auf und kamen die einen wie die anderen zur Nacht nach Schongau, vier Meilen, einer kleinen dem Herzog von Bayern gehörenden und infolgedessen ganz katholischen Stadt: Dieser Fürst hat mehr als jeder andere deutsche sein Gebiet von der Ansteckung reingehalten und bleibt unentwegt beim alten Glauben.

Der Stern ist ein gutes Gasthaus. Wir fanden hier eine neue Anordnung der Tafel: die Salzständer wurden auf einem quadratischen Tisch von einer Ecke zur gegenüberliegenden aufgestellt, die Leuchter desgleichen, so daß ein St. Andreaskreuz gebildet wurde. Eier wurden uns, wenigstens bis dahin, niemals anders als hartgesotten und in Vierteln zerschnitten auf Salat serviert, der dort sehr gut war, ebenso wie die Kräuter sehr frisch; wir bekamen ferner neuen Wein, der dort meist gleich nach Beendigung des Gärens getrunken wird. Getreide wird in den Scheunen nach jedesmaligem Bedarf gedroschen und zwar mit dem dicken Ende einer Peitsche.

Am Samstag aßen wir mittags in Landsberg, vier Meilen davon, einer kleinen, ebenfalls dem Herzog von Bayern zugehörigen Stadt am Lech, sehr hübsch für ihre Größe, bestehend aus Stadt, Vorstadt und Schloß. Wir kamen an einem Markttag an, an dem eine Menge Volks da war. Mitten auf einem sehr großen Platz läßt ein Springbrunnen das Wasser aus hundert Röhren eine Lanze hoch hervorschießen und auf sehr kunstfertige Art verlaufen, indem die Röhren sich nach Belieben drehen lassen. Sowohl in der Stadt als auch der Vorstadt, die bergauf zusammen eine gerade Linie bilden, innerhalb derer auch das Schloß liegt, steht eine recht schöne Kirche.

Digitized by Google

Der Herr von Montaigne suchte dort ein Jesuitenkolleg auf, ein neues Gebäude, mit dem die Väter sich nicht beklagen können; auch sind sie dabei, eine schöne Kirche zu bauen. Der Herr von Montaigne unterhielt sich mit ihnen, denn er empfand Bedürfnis danach. Der Graf von Helfenstein[1] ist Schloßkommandant. Wer einen anderen Glauben als den römischen im Herzen hat, muß es verschweigen.

Am Tor, das Stadt und Vorstadt trennt, steht eine große lateinische Inschrift vom Jahre 1552, worin gesagt wird, daß Senatus Populusque der Stadt dies Denkmal zum Gedächtnis an die Brüder Wilhelm und Ludwig, Herzöge „utriusque Boiariae“[2] errichtet haben. Eine Menge anderer Sprüche ist im Ort selbst zu finden, wie diese: horridum militem esse decet, nec duro caelatum, sed animo et ferro fretum;[3] und an der Spitze: cavea stultorum mundus.[4] Und an einer anderen, sehr sichtbaren Stelle las man Worte aus irgendeinem lateinischen Geschichtsschreiber, die sich auf die Niederlage des Consuls Marcellus gegen einen bajuvarischen König bezogen: Carolami Boiorumque Regis cum Marcello Cos. pugna qua eum vicit, usw.[5]

---

[1] Graf Helfenstein gründete 1576 das genannte Jesuitenkolleg.

[2] Wilhelm IV. und Ludwig waren die Söhne Albrechts IV., unter dem Ober- und Niederbayern endgültig vereinigt wurden und die Primogenitur festgesetzt wurde. Demnach hatte der jüngere Bruder Ludwig nicht von vornherein Anspruch auf die Regierung. Die Zeit der beiden Brüder ist für Bayern darum wichtig, weil in ihr die anfangs freundlich behandelte Reformation unterdrückt wurde. Ludwig starb 1534, Wilhelm 1550.

[3] Putz und Zierat muß ein Soldat verachten, aber auf seinen Mut und seinen Degen kann er sich etwas zugute tun.

[4] Die Welt ist ein Narrenhaus.

[5] Carolamus, König der Bajuvaren, besiegte den Consul

Digitized by Google

Auf Privattüren stehen mehrere andere gute lateinische Inschriften.

In all diesen Städten werden Häuser und Kirchen oft neu bemalt,[1] was ihnen ein ganz leuchtendes Ansehen gibt, und zur rechten Zeit, wie in Erwartung unserer Durchreise, war vor drei oder vier Jahren, wo wir uns aufhielten, alles erneuert worden — was wir aus den Daten ersahen, die anzubringen Sitte ist. Die Stadtuhr schlägt in dieser Stadt, wie auch sonst oft in der Gegend, alle Viertelstunden, und von der Nürnberger erzählt man, daß sie die Minuten schlage.

Wir reisten nach Tisch weiter und kamen durch eine weite Ebene[2] mit ganz einheitlicher Vegetation, ähnlich der Ebene von Beausse,[3] nach Augsburg, vier Meilen davon, das als die schönste Stadt Deutschlands gilt,[5] wie Straßburg als die stärkste.[4]

Die erste seltsame Zurüstung, die wir bei unsrer Ankunft sahen, die aber die Reinlichkeit dieser Stadt beweist, war, daß die Stufen der Wendeltreppe unsres Gasthauses ganz mit Leinenzeug belegt waren, über das wir schreiten mußten, um die eben, wie jeden Samstag, gewaschene und geputzte Treppe nicht schmutzig

---

Marcellus in einem Treffen. Anspielung auf Titus Livius XXXIII, 36. Zeit: 196 v. Chr.

[1] Man darf darin wohl einen Beweis für die Wohlhabenheit des damaligen Deutschlands sehen, die auch sonst Montaigne nicht entgangen ist.

[2] Das Lechfeld.

[3] Beauce, alte Provinz Frankreichs, heute Eure-et-Loir.

[4] Seb. Münster: Augsburg ist die hervorragendste Stadt des ganzen heilgen römischen Reiches, sowohl an Reichtum als an Schönheit.

[5] Seit der Befestigung durch Specklin.

Digitized by Google

zu machen. Wir bemerkten niemals Spinngewebe noch Schmutzspuren in all diesen Gasthäusern; in einigen gibt es Vorhänge, die man nach Gefallen vor die Scheiben ziehen kann. Tische finden sich nicht in den Zimmern, ausgenommen die an dem Fuß jedes Bettes angebrachten, die sich in Scharnieren bewegen und nach Belieben auf- und zugeklappt werden können.

Die Bettfüße ragen zwei bis drei Fuß über die Bettstellen hinaus, oft so hoch wie das Kopfkissen; das Holz, das dabei verwendet wird, ist gut und zeigt schöne Arbeit, jedoch übertrifft unser Nußholz weit ihr Tannenholz. Auch hier wurden in die blinkenden Zinnteller zur Schonung hölzerne gesetzt; an den Betten sind vor die Wand oft Tücher und Vorhänge gezogen, damit man die Wand nicht anspuckt und verunreinigt. Die Deutschen sind Liebhaber von Wappen: denn in allen Gasthäusern findet man sie von den durchziehenden Edelleuten schockweise an den Wänden zurückgelassen, auch alle Scheiben sind damit versehen. Die Speisenfolge ist im Land sehr verschieden; hier wurden zuerst Krebse aufgetragen, die überall sonst gegen Ende kommen, sie waren von einer außerordentlichen Größe. In verschiedenen Gasthäusern, wenigstens den großen, wird alles zugedeckt aufgetragen. Was die Glasscheiben so leuchtend macht, ist das Fehlen unserer festen Fenster; vielmehr sind hier die Rahmen beweglich und die Scheiben werden oft geputzt.

Der Herr von Montaigne besah sich am nächsten Morgen, einem Sonntag, mehrere Kirchen, und fand in den sehr zahlreichen katholischen überall den Gottesdienst sehr gut eingerichtet. Sechs Kirchen mit sechzehn Geistlichen gehören den Protestanten, zwei da-

Digitized by Google

von sind den Katholiken weggenommen, die vier übrigen für sie erbaut. Am gleichen Morgen besuchte er eine davon, die einem großen Kollegsaal glich, und weder Bilder, noch Orgeln, noch Kreuze hatte.[1] An den Wänden ziehen sich viele Inschriften in deutscher Sprache hin: es sind Bibelstellen; ferner sind zwei Kanzeln da, die eine für den Geistlichen bei der Predigt, die andere, die etwas tiefer liegt, für den, der den zu singenden Psalm anstimmt: nach jeder Strophe wartet die Gemeinde, bis dieser die nächste beginnt; es wird durcheinander gesungen, wer gerade will, und auch mit bedecktem Haupt, wer will. Darauf schritt ein Prediger, der in der Menge stand, zum Altar, las ein langes Gebet aus einem Buch und die Gemeinde erhob sich, faltete die Hände und erwies dem Namen Jesu Christi ihre große Ehrfurcht.

Nachdem der Prediger, der unbedeckt geblieben war, mit dem Vorlesen aufgehört hatte, kamen auf den Altar ein weißes Tuch, eine Kanne und ein Napf mit Wasser; eine Frau reichte ihm, in Gesellschaft von zehn bis zwölf anderen Frauen, ein Wickelkind mit unbedecktem Gesicht. Der Prediger tauchte dreimal alle Finger in den Napf, berührte das Gesicht des Kindes und sprach bestimmte Worte. Darauf traten zwei Männer heran und legten jeder zwei Finger der rechten Hand auf dies Kind: der Prediger sprach zu ihnen und die Handlung war zu Ende. Beim Hinausgehen unterhielt sich der Herr von Montaigne mit dem Prediger. Sie rühren an keine Einkünfte der Kirche, sondern werden öffentlich

[1] Vgl. Essais II, 12, und III, 8.

Digitized by Google

vom Staat besoldet. In dieser Kirche allein war eine größere Gemeinde und mehr Arbeit als in zwei oder drei katholischen zusammengenommen.

Wir sahen kein einziges schönes Frauenzimmer. Deren Kleidung ist sehr verschieden; bei den Männern dagegen ist es schwer, die Adeligen zu erkennen, um so mehr, als jedermann seine verbrämte Mütze und einen Degen an der Seite trägt.

Das Gasthaus, in dem wir wohnten, hatte auf dem Wirtsschild einen Baum, der dort zu Land „Linde" heißt; es war neben dem Palast der Fugger. Einer aus dieser Familie war vor ein paar Jahren gestorben und hatte seinen Erben zwei Millionen guter französischer Taler hinterlassen, und jene gaben, um für seine Seele bitten zu lassen, den dort ansässigen Jesuiten bare dreißigtausend Gulden, womit die Väter sich eine hübsche Niederlassung bauten. Das Fuggerhaus ist mit Kupfer gedeckt. Im allgemeinen sind hier die Häuser schöner, größer und höher als in irgendeiner französischen Stadt, die Straßen breiter. Der Herr von Montaigne schätzt, daß Augsburg die Größe von Orleans besitzt.

Nach Tisch besuchten wir ein Schaufechten in einem öffentlichen Saal. Es wohnte eine große Menge bei; man bezahlt den Eintritt wie bei Taschenspielern und außerdem den Platz auf der Bank. Es wurden mit dem Dolch, dem Zweihänder, einem an beiden Enden mit Eisen beschlagenen Stab und dem kurzen Breitschwert gefochten; hernach wohnten wir einem Preisschießen mit Armbrust und Bogen bei, an einer noch prächtigeren Örtlichkeit als in Schaffhausen.

An dem Stadttor, durch das wir eingezogen waren, bemerkten wir unter der Brücke eine große

Digitized by Google

Wasserleitung, die von außen kommt, und auf eine hölzerne Brücke unter der Verkehrsbrücke und über den Fluß,[1] der durch den Stadtgraben zieht, hinweggeleitet ist. Diese Leitung dient dazu, eine bestimmte Anzahl Räder zu treiben, die mehrere Pumpen in Bewegung setzen und durch zwei Bleiröhren das Wasser eines Brunnens, der dort sehr tief liegt, auf die Höhe eines mindestens fünfzig Fuß hohen Turmes heben. Hier ergießt sich das Wasser in einen großen steinernen Behälter, sinkt in verschiedenen Röhren wieder hinunter und verteilt sich von da in die Stadt, die durch dieses eine Kunstmittel mit Brunnen reich versehen ist. Die Eigentümer, die eine Abzweigung davon für eigenen Gebrauch wollen, haben der Stadt bloß zehn Gulden Rente oder zweihundert Gulden einmalig zu zahlen. Es sind vierzig Jahre her, seit die Stadt mit diesem ansehnlichen Werk verschönert worden ist.

Heiraten zwischen Katholiken und Protestanten finden täglich statt und der Teil, der am meisten Verlangen hat, nimmt den Glauben des anderen an; solche Ehen bestehen zu Tausenden; unser Wirt z. B. war Katholik, seine Frau Protestantin.

Die Gläser werden hier mit einer am Ende eines Griffs befestigten Haarbürste gereinigt. Nach der Aussage der Einheimischen gibt es sehr schöne Pferde im Preis von vierzig bis fünfzig Talern.

Die Stadt ließ den Herrn von Estissac und Montaigne, um sie zu ehren, für ihr Souper vierzehn große Krüge mit einheimischem Wein von sieben livrierten Stadtsoldaten und einem ehrenwerten Offizier überbringen. Den Offizier luden wir zum Souper

[1] Eine in den Graben geleitete Abzweigung des Lech.

Digitized by Google

ein, denn so ist es Sitte, ebenso wie wir den Trägern etwas schenkten; wir gaben ihnen einen Taler. Der Offizier, der so mit uns speiste, sagte dem Herrn von Montaigne, sie wären zu dritt in der Stadt mit dem Amt betraut, den Fremden von Qualität dergestalt aufzuwarten, und sie wären deshalb besorgt, unseren Stand kennen zu lernen, um danach die gebührenden Zeremonien einzuhalten: es bekommt nicht einer gleich viel Wein wie der andere. Bei einem Herzog kommt einer der Bürgermeister, um ihn zu überreichen; wir wurden für Barone und Ritter angesehen. Aus bestimmten Gründen hatte der Herr von Montaigne gewollt, man solle dieser Annahme entgegentreten und unseren Stand nicht verraten,[1] auch ging er den ganzen Tag ohne Begleitung durch die Stadt, glaubte aber, daß gerade das dazu diente, uns noch angesehener zu machen. Die erwähnte Ehrung wurde uns in allen deutschen Städten zuteil.

Als er durch die Kirche unserer lieben Frau ging, hielt er, ohne daran zu denken, der Kälte wegen — die Kälte begann nämlich seit Kempten fühlbar zu werden, während wir bis dahin das denkbar glücklichste Wetter gehabt hatten — das Taschentuch an die Nase; auch war er der Meinung, er würde so allein und sehr schlecht angezogen niemandes Aufmerksamkeit erregen: als die Leute später vertrauter mit ihm standen, sagten sie ihm, die Besucher der Kirche hätten dies Benehmen

[1] Wohl um den Geschenken und Ansprachen zu entgehen. — A. d. Ancona macht auf eine Notiz der „Revue britannique“ 1859, II 101 aufmerksam, daß Chroniken aus dieser Zeit von einem geheimen französischen Spion in Augsburg sprechen. Aber es wäre widersinnig, dabei an Montaigne zu denken.

Digitized by Google

seltsam gefunden. So entging er doch nicht dem, was er am meisten haßte, durch irgendein von der ortsüblichen Art abweichendes Auftreten auffällig zu werden; denn soweit es an ihm liegt, paßt er sich den Sitten der Stadt an, in der er sich aufhält, und in Augsburg z. B. trug er eine verbrämte Mütze.

Wie die Augsburger erzählen, haben sie zwar Mäuse, dagegen keine der großen Ratten, von denen das übrige Deutschland heimgesucht wird; sie erzählen darüber eine Menge Wundergeschichten und schreiben ihre Bevorzugung einem ihrer dort begrabenen Bischöfe zu; von diesem Grab wird Erde in kleinen nußgroßen Stückchen verkauft und sie soll das Gezücht überall verjagen.

Am Montag wohnten wir in der Kirche unserer lieben Frau[1] der pomphaften Hochzeit eines reichen und häßlichen Bürgermädchens mit einem Geschäftsführer der Fugger, einem Venezianer, bei: wir sahen dabei kein einziges hübsches Frauenzimmer.

Die verschiedenen Fugger, die alle sehr reich sind, nehmen die erste Stelle in der Stadt ein. Wir sahen auch zwei Säle in ihrem Haus; der eine war groß, hoch und mit Marmor ausgelegt; der andere ist niedrig, reich an alten und modernen Medaillons und besitzt am Ende ein kleines Zimmer. Es sind die reichsten Zimmer, die ich je gesehen habe.

Wir sahen uns auch den Tanz der Hochzeitsgesellschaft an: man tanzte bloß Allemanden, die jeden Augenblick abgebrochen wurden, worauf die Herren die Damen zu ihren Plätzen zurückführten: es waren zwei Reihen mit rotem Tuch ausgeschlagene Bänke

[1] Der katholische Dom.

Digitized by Google

an den Seiten des Saales. Nach einer kleinen Erholungspause holten sie sie wieder ab, dabei küssen die Herren ihre eigene Hand, während die Damen dies nicht tun, dann legen sie ihre Hand unter die Achsel der Damen, pressen sie an sich und die seitwärts gewendeten Gesichter nähern sich einander, wobei die rechte Hand der Dame auf der Schulter des Tänzers ruht. So tanzen sie und unterhalten sich, ganz ohne Kopfbedeckung und nicht besonders reich gekleidet.

Wir sahen noch andere Häuser der Fugger in anderen Gegenden deren Stadt, die ihnen durch so viel Aufwendungen zur Verschönerung verbunden ist: es sind Lusthäuser für den Sommer. In einem sahen wir eine Uhr, die durch die Bewegung von Wasser, das als Uhrgewicht dient, in Gang gehalten wird, ferner zwei große gedeckte Fischbehälter, zwanzig Schritt im Geviert und voll von Fischen. An den vier Ecken jedes Behälters waren verschiedene kleine Röhren angebracht, die einen gerade, die anderen nach oben gerichtet; daraus läuft das Wasser sehr gefällig in die Behälter, teils in geradem Strahl, teils bis zur Höhe einer Lanze emporspringend.

Zwischen den beiden Behältern liegt ein zehn Schritt breiter mit Dielen belegter Raum, und durch die Dielen dringen zahlreiche kleine unsichtbare Bronzespitzen: wenn die Damen sich damit ergötzen, dem Haschen der Fische zuzusehen, wird irgendeine Hemmung frei und all die Spitzen sprudeln dünne, flinke Strahlen bis zur Manneshöhe und netzen die Unterröcke und Schenkel der Damen. Anderswo wieder kann es beim Betrachten eines hübschen Springbrunnens passieren, daß man vor unsichtbare Röhrchen

Digitized by Google

tritt, die einem das Wasser hundertfach in feinsten Strahlen ins Gesicht spritzen; dabei steht die lateinische Inschrift: Quaesisti nugas, nugis, gaudeto repertis.[1]

Auch ein Vogelhaus ist da, zwanzig Schritt im Geviert, zwölf bis fünfzehn Fuß hoch, überall mit gut geknüpftem und verflochtenem Eisendraht geschlossen; innen sieht man zehn bis zwölf Tannen und einen Springbrunnen: das alles ist voll von Vögeln. Wir fanden da polnische Tauben, die bei ihnen indische heißen und die ich schon kannte: sie sind fett und haben einen Schnabel wie ein Rebhuhn. Wir sahen auch den Betrieb eines Gärtners, der in Voraussicht der schädlichen Fröste in eine kleine gedeckte Hütte eine Menge Artischocken, Kraut, Lattich, Spinat, Zichorie und andere Pflanzen zusammengebracht hatte; sie waren alle gepflückt, als sollten sie auf der Stelle gebraucht werden, aber indem er sie in einen besonderen Boden brachte, hoffte er sie zwei bis drei Monate gut und frisch zu erhalten; und in der Tat hatte er damals hundert gar nicht welke Artischocken, die doch schon vor mehr als sechs Wochen ausgenommen worden waren.

Weiter sahen wir eine Vorrichtung, die aus einer gekrümmten, oben und unten offenen und hohlen Bleiröhre besteht.[2] Zuerst wird sie derart mit Wasser gefüllt, daß die beiden Öffnungen nach oben kommen, dann stürzt man sie ganz schnell und geschickt um, und nun tropft das Wasser an dem einen Ende nach außen, während das andere in einem gefüllten Gefäß

[1] Du suchtest nach einer Spielerei: wo du sie gefunden hast, freue dich an ihr.

[2] Ein Siphonheber.

Digitized by Google

steht; um die Leere zu vermeiden, wird das Wasser nun fortwährend die Röhre füllen und ablaufen.

Das Wappen der Fugger zeigt auf einem halbgeteilten Schild links eine blaue Lilie auf goldenem Feld; rechts eine goldene Lilie auf blauem Feld; sie erhielten es bei der Erhebung in den Adel von Karl V.[1]

Wir verfehlten auch nicht, Männer aufzusuchen, die von Venedig dem Herzog von Sachsen zwei Strauße brachten; das Männchen ist schwärzer und hat einen roten Hals, das Weibchen mehr grau; dieses legte viel Eier. Die Überbringer führten sie zu Fuß und sagten, die Tiere würden weniger müde als sie und drohten ihnen jeden Augenblick zu entweichen;[2] daher wurden sie durch Gurte gefesselt, von denen der eine das Kreuz umschnürte und über die Schenkel lief, der andere über die Schulterblätter; durch lange Leinen wurden sie zum Halten veranlaßt und nach Belieben der Führer hin und her gewendet.

Am Dienstag konnten wir durch eine ganz besondere Gefälligkeit der Herren vom Stadtrat eine Schlupfpforte in der Stadtmauer besichtigen, durch die zu allen Stunden der Nacht jedermann eingelassen wird, sei er zu Fuß, sei er zu Pferd, vorausgesetzt, daß er seinen Namen nennt und zu wem er in der Stadt will, oder den Namen des Gasthauses, das er

[1] Die Erhebung der verschiedenen Zweige der Fugger in den Adelsstand erfolgte zu verschiedenen Zeiten. Karl V. erhob 1526 die Brüder Raymund und Antonius mit allen ihren Nachkommen in den Reichsgrafenstand; diese Linien blühen noch heute.

[2] Montaigne schreibt „entwichen". Man traut den Führern nicht recht zu, daß sie jeden Augenblick durchgehende Strauße wieder einfingen.

Digitized by Google

ſucht. Zwei zuverläſſige Leute wachen im Sold der Stadt an dieſem Tor. Berittene zahlen zwei Batzen Einlaßgeld, Fußgänger einen. Außen iſt die Türe mit Eiſen beſchlagen: ſeitwärts hängt an einer Kette ein Stück Eiſen, an dem man zieht; die Kette führt auf weitem Umweg und in vielen Windungen in das ſehr hoch gelegene Gelaß des einen jener Türwächter und ſetzt hier ein Glöckchen in Bewegung. Der Pförtner, der nur ſein Hemd an hat und im Bett liegt, öffnet dadurch, daß er eine Winde zurückzieht und wieder vorſchnellen läßt, auf eine Entfernung von mehr als gut hundert Schritt die erſte Pforte. Der Ankömmling tritt ein und befindet ſich auf einer Brücke, die eine Länge von ungefähr vierzig Schritt hat, ganz gedeckt iſt und über den Stadtgraben führt; längs der Brücke iſt in einem hölzernen Rohre die Winde gelegt, mit der die Außenpforte geöffnet wird, welch letztere ſich übrigens unmittelbar hinter den Eingetretenen ſchließt.

Hat man die Brücke überſchritten, ſo kommt man auf einen kleinen, freien Raum und ſagt dem erſten Pförtner ſeinen Namen und die erwähnte Adreſſe. Danach benachrichtigt dieſer durch eine Klingel ſeinen Kameraden, der ein Stockwerk unter dieſem Portal wohnt (wo viele Wohnräume ſind); vermittels einer Spirale öffnet dieſer zweite Pförtner von einer Galerie neben ſeinem Zimmer aus zunächſt eine kleine eiſerne Schranke und windet darauf mit Hilfe eines großen Rades die Zugbrücke auf, ohne daß man von allen dieſen Bewegungen etwas merkte, da ſie innerhalb der dicken Mauern und des Tores vor ſich gehen, und mit einem Male ſchnellt das alles mit großem Getöſe in ſeine Lage zurück. Nach der Brücke öffnet ſich eine

Digitized by Google

große, dicke Holztür, die durch mehrere Eisenplatten verstärkt ist. Der Fremde findet sich in einem Saal, und sieht auf dem ganzen Weg niemand, mit dem er sprechen könnte. Wenn hier das Tor hinter ihm zugefallen ist, öffnet ihm jemand eine zweite ähnliche Tür: er tritt in einen neuen Saal, und dieser ist beleuchtet. Von der Decke hängt an einer Kette ein ehernes Becken, in das er das Einlaßgeld werfen muß. Der Pförtner windet die Schale herauf und wenn er nicht zufrieden ist, läßt er den Fremden bis zum nächsten Morgen warten; entspricht das Geld dem herkömmlichen Betrag, so öffnet er ihm auf die frühere Weise ein großes, den anderen ähnliches Tor, das sich sofort hinter dem Ankömmling schließt und nun ist er in der Stadt. Das ist eine der kunstreichsten Einrichtungen, die man sehen kann; die Königin von England[1] hat einen besonderen Gesandten geschickt, um den Rat um Erklärung der Maschinerie zu bitten: wie sie erzählen, wurde ihr Ansuchen abgeschlagen. Unter diesem Portal ist ein großer Keller, in dem fünfhundert Pferde unbemerkt Platz finden, um eine Verstärkung erhalten oder ohne Wissen der gewöhnlichen Bürger im Kriegsfall senden zu können.

Von da gingen wir nach der sehr schönen Heiligkreuzkirche. Hier spielt ein Wunder, das vor nahe hundert Jahren sich zutrug, eine große Rolle: eine Frau wollte den Leib des Herrn nicht schlucken, zog ihn aus dem Munde und legte ihn, in Wachs eingehüllt, in eine Schachtel; als sie dann beichtete, fand man ihn in Fleisch verwandelt. Diesem Zeichen

[1] Elisabeth.

Digitized by Google

wird großer Wert beigelegt und an mehreren Orten ist auf lateinisch und deutsch auf das Wunder verwiesen. Unter Kristall zeigt man das Wachs und dazu ein kleines fleischfarbenes Stückchen. Die Kirche ist wie das Fuggerhaus mit Kupfer belegt, was überhaupt dort nicht selten vorkommt. Dicht daneben steht eine lutherische Kirche: auch hier wieder haben sie sich gleichsam in den Kreuzgängen der katholischen Kirchen einlogiert und angebaut. An dem Portal dieser Kirche ist das Bild unserer Lieben Frau mit dem Jesuskind und anderen Heiligen und Kindern angebracht, dabei der Spruch „Sinite parvulos venire ad me“[1] usw.

In unserem Gasthaus sahen wir eine aus Eisenstücken zusammengesetzte Winde, die bis auf den Boden eines tiefen Brunnens reichte; wenn dann oben ein Bursche eine gewisse Vorrichtung in Bewegung setzte und die Eisenteile zwei bis drei Fuß hob und senkte, so verdrängten sie nacheinander das auf dem Boden stehende Wasser, trieben es aus den Pumpen und zwangen es dergestalt, sich in einer Bleiröhre zu stauen, aus der es dann in die Küchen und jeden anderen Ort nach Bedarf abgeleitet werden konnte. Ein Weißer ist dazu angestellt, sofort schmutzig gewordene Stellen an den Wänden auszubessern.

Es wurden uns Pasteten, große und kleine, in irdenen Gefäßen von der Farbe und genau der Form der Pastete selbst, serviert. Es vergehen wenig Mahlzeiten, ohne daß einem nicht Zuckerwerk und Büchsen mit Eingemachtem angeboten würden. Das Brot ist das denkbar ausgezeichnetste, die Weine sind gut

[1] Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Digitized by Google

und wie überhaupt in Deutschland meist weiß; um Augsburg wächst keiner und er kommt fünf bis sechs Tage weit her. Auf hundert Gulden, welche die Wirte für Wein bezahlen, verlangt die Stadt sechzig, die Hälfte weniger von einem Privatmann, der bloß für seinen eigenen Bedarf kauft. An verschiedenen Orten besteht schließlich die Sitte, in den Zimmern und auf den Öfen Räucherwerk zu verbrennen.

Die Stadt war zuerst ganz Zwingli ergeben; als später die Katholiken zurückgerufen wurden,[1] nahmen die Lutheraner die zweite Stelle ein; bis zur Stunde spielen noch die Katholiken die erste Rolle, trotzdem sie weit in der Minderzahl sind. Der Herr von Montaigne machte auch den Jesuiten einen Besuch und fand bei ihnen einige recht gelehrte Leute.

Mittwoch, den 19. Oktober nahmen wir zum letztenmal dort unser Frühstück ein. Der Herr von Montaigne beklagte sehr, daß er abreisen mußte, ohne die Donau zu sehen, die nicht mehr als eine Tagereise entfernt war, noch Ulm, das an ihrem Ufer liegt, noch ein nur einen halben Tag von da entferntes Bad namens Sauerbrunnen.[2] Es liegt auf dem platten Land und sein Wasser ist so kalt, daß es zum Trinken oder Baden gewärmt wird; es besitzt einen gewissen Zusatz, der es angenehm trinken läßt und besonders bei Kopf- und Magenleiden zuträglich macht. Das Bad ist berühmt und man ist dort glänzend in sehr bequemen Wohnungen aufgehoben, wie man uns sagt, gleichwie in Baden.

---

[1] 1548 stellte Karl V. die alte Ordnung wieder her.

[2] Ein Bad dieses Namens gibt es nicht im Bayerischen. Montaigne hat die Bezeichnung Sauerbrunnen für den Namen ge-

Digitized by Google

Der Winter rückte jedoch zu nahe heran und außerdem hätte uns die Reise dorthin in eine unserem Ziel ganz entgegengesetzte Richtung geführt, auch hätten wir auf dem Rückweg wieder durch Augsburg kommen müssen: und der Herr von Montaigne vermied es so viel wie möglich, denselben Weg zweimal zu machen. Ich[1] hinterließ ein Schild mit dem Wappen des Herrn von Montaigne, das vorn auf der Tür unseres Zimmers angebracht wurde; es war sehr gut gemalt und kostete mich zwei Taler an den Maler und zwanzig Sous an den Schreiner.[2]

Die Stadt liegt am Lechfluß, Lycus.

Wir durchzogen eine sehr schöne, getreidereiche Gegend und kamen zur Nacht nach Bruck, fünf Meilen davon, einem großen, schöngelegenen katholischen Dorf, im Herzogtum Bayern.[3] Am nächsten Morgen, welches ein Donnerstag, 20. Oktober war, reisten wir weiter durch eine große mit Getreide bestandene Ebene (denn Wein gibt es dort gar keinen), darauf durch eine Grassteppe, die sich ausdehnte soweit der Blick reichte,[4] und kamen zum Mittagessen nach München, vier Meilen davon, einer großen Stadt etwa im Umfang von Bordeaux, Hauptstadt des Herzogtums Bayern und erster Residenz am Ufer der Isar, Ister. Sie hat ein schönes

nommen. Vermutlich meint er das Wildbad Giengen an der Eisenbahnlinie Ulm—Aalen.

[1] Der Diener-Sekretär.

[2] Für die Holztafel, worauf es gemalt war.

[3] An der Amper.

[4] Das Dachauer Moos.

Digitized by Google

Schloß[1] und schönere Stallungen als ich je in Frankreich und Italien gesehen habe, gewölbt und zur Aufnahme von zweihundert Pferden bereit. Es ist eine stark katholische, bevölkerte, schöne und handelsreiche Stadt.

Einen Tag hinter Augsburg kann man für jeden Tag mindestens vier Livres für Mann und Pferd, vierzig Sous für den Diener rechnen. Wir fanden dort[2] in unseren Zimmern Vorhänge, aber keine Betthimmel vor, und im übrigen alles sehr sauber; die Fußböden werden mit Holzwichse, die gekocht sein muß, gebohnt.

Allenthalben im Land dort werden Rüben und Kohlrüben mit gleicher Sorgfalt zerhackt und zerkleinert, ähnlich wie man Getreide drischt; sieben, acht Männer halten in jeder Hand ein großes Messer und schlagen damit im Takt in Gefäße von Gestalt unserer Kelter: das gibt Vorrat, der wie ihre Krautköpfe für den Winter eingesalzen wird. Von diesen beiden Gewächsen sind zwar nicht die Gärten, wohl aber die Felder voll, und es finden richtige Ernten statt.

Der Herzog, der gegenwärtig regiert, hat die Schwester des Herzogs von Lothringen geheiratet, und aus dieser Ehe entsprangen zwei Knaben und eine Tochter.[3] Die beiden Brüder leben nebeneinander

---

[1] Entweder der „Alte Hof", 1253 erbaut oder, wahrscheinlicher, die Herzog-Max-Burg, 1579 aufgeführt. Die heutige Residenz wurde erst 1602 begonnen.

[2] Jedenfalls in München.

[3] Wilhem V., der Fromme, kam 1579 zur Regierung, heiratete Renate von Lothringen († 1602), trat 1597 wegen Verschwendung und Unfähigkeit zurück und ging in ein Regensburger

Digitized by Google

in der gleichen Stadt; am Tag unserer Anwesenheit, waren sie auf die Jagd gezogen mit Damen und allem Gefolge.

Am Freitag vormittag verließen wir die Stadt und reisten durch die Wälder des Herzogs weiter, in denen wir eine ungeheure Menge von Rotwild sahen, das sich wie die Hämmel in Herden hielt. Ohne Aufenthalt kamen wir nach Icking, sechs Meilen davon, einem armseligen kleinen Dorf im selben Herzogtum.[1] Die Jesuiten, die eine mächtige Partei im Land bilden, haben eine starke Gärung erzeugt und sich beim Volk verhaßt gemacht, weil sie unter Androhung schwerer Strafen die Geistlichen gezwungen haben, ihre Konkubinen zu verjagen; nach den Klagen der Geistlichen zu schließen, scheint das eine allgemein geduldete Einrichtung gewesen zu sein, die wie etwas Legitimes in Schwang war, und sie sind auch jetzt noch immer darauf aus, beim Herzog in dieser Sache vorstellig zu werden.

Hier bekamen wir zum erstenmal in Deutschland an Fischtagen[2] oder auch sonst Eier, es sei denn beim

---

Kloster, wo er 1627 starb. Die oben genannten Söhne sind Maximilian (geb. 1573) und Philipp (geb. 1576), von denen der erste als Maximilian V. dem Vater nachfolgte. Er war das Haupt der katholischen Partei (Liga) und eifriger Förderer der Gegenreformation. 1623 erhielt er zum Lohn für seine Dienste die Kurfürstenwürde. Seine Schwester Maria Anna (geb. 1574) heiratete den Erzherzog Karl II. und wurde Mutter des Kaisers Ferdinand II., den sie, den Traditionen ihrer Familie getreu, völlig im Geist der Jesuiten erzog. — Der Bruder Wilhelm V. war der 1550 geborene Ferdinand, der unter seinem Stand heiratete und die Grafenlinie Wartenberg begründete.

[1] Vermutlich Icking. Montaigne schreibt Kinief.

[2] Fasttagen.

Digitized by Google

Salat gewesen.[1] Ferner stellte man uns dort unter mehreren silbernen Bechern auch hölzerne mit kleinen Dauben und Ringen auf den Tisch. Das Fräulein eines adeligen Hauses, das in diesem Dorf stand, schickte dem Herrn von Montaigne von ihrem Wein.

Am Samstag brachen wir frühzeitig auf, und nachdem wir zur rechten Hand auf den Isarfluß[2] und einen großen See am Fuß der bayerischen Berge[3] gestoßen waren, und in einer Stunde Wegs einen kleinen Gebirgsstock[4] erstiegen hatten, auf dessen Höhe eine Inschrift besagt, daß vor etwa hundert Jahren ein Herzog von Bayern die Felswand hatte durchbrechen lassen, drangen wir mit einem Male in den eigentlichen Schlund der Alpen ein, auf einer leichten, bequemen, hübsch und erfreulich in Stand gehaltenen Straße, wobei uns schönes, heiteres Wetter zur Seite stand. Beim Abstieg von diesem kleinen Gebirgsstock stießen wir auf einen sehr schönen See, eine gascognische Meile lang und ebenso breit, überall von hohen und unzugänglichen Höhen eingeschlossen.[5] Indem wir immer der gleichen Straße an den Bergen entlang folgten, kamen wir manchmal auf kleine reizende

---

[1] Vgl. oben Schongau.

[2] Wohl eher den Nebenfluß der Isar, die Loisach. Icking, in gerader Richtung südlich von München, liegt nahe der Vereinigung beider Flüsse. Übrigens sollte man die Angabe zur linken Hand erwarten, da Icking am linken Ufer der Isar liegt und die Reisenden sich also auf diesem befinden.

[3] Der Kochelsee. Hier stimmt die rechte Hand.

[4] Der Kesselberg zwischen Kochel- und Walchensee, 860 m.

[5] Der Walchensee, der 7,5 km lang und 5 km breit ist. Die ihn einschließenden Berge sind vor allem Benediktenwand, Heimgarten mit dem Herzogstand und der Hochkopf, die wohl steil, aber alle der Besteigung gut zugänglich sind.

Digitized by Google

Halden mit Häusern, und erreichten zur Nacht in einem Zug Mittenwald, kleines dem Herzog von Bayern gehöriges Dorf, das längs der Isar ganz hübsch gelegen ist. Hier bekamen wir in Deutschland zum erstenmal Kastanien angeboten, und zwar ungekocht. Im Wirtshaus ist eine Badestube, in der die Durchreisenden allgemein für anderthalb Batzen ein Schwitzbad nehmen. Ich besuchte sie, während die Herren speisten. Eine Menge von Deutschen war da, die sich hier schröpfen und zur Ader ließen.

Am nächsten Morgen, Sonntag, den 23. Oktober, zogen wir denselben Bergpfad weiter und stießen auf ein Tor und ein Haus, die den Durchgang sperrten.[1] Es ist der Eingang zum Land Tirol, das dem Erzherzog von Österreich gehört. Zum Mittagessen kamen wir nach Seefeld, drei Meilen davon, einem kleinen Dorf und Abtei in hübscher Lage; die Kirche ist sehr schön und durch ein Wunder berühmt. Im Jahre 1384 wollte sich ein Jemand, der hier mit allen näheren Umständen genannt wird, am Pfingsttag nicht mit der gewöhnlichen Hostie zufriedengeben und verlangte die große;[2] als er sie im Munde hielt, öffnete sich die Erde unter ihm und verschlang ihn bis zum Hals; er klammerte sich an eine Ecke des Altars an und der Priester zog ihm die Hostie aus dem

[1] Der Scharnitzpaß, der schon zum österreichischen Tirol gehört. Die gewöhnliche Angabe, daß hier im dreißigjährigen Krieg von Claudia von Medici, Witwe des Erzherzogs Leopold V., eine Festung, die porta Claudia angelegt wurde, muß nach dieser Stelle dahin ergänzt werden, daß auch schon vorher der Paß befestigt war. Die Festung wurde 1805 von den Franzosen genommen und 1813 geschleift.

[2] Die der Priester nimmt.

Digitized by Google

Munde. Das Loch, das mit einem Eisengitter überdeckt ist, der Altar, der noch die Fingereindrücke des Mannes trägt, und die Hostie, die wie von Blutstropfen ganz rötlich gefärbt ist, werden noch gezeigt. Auch fanden wir hier eine soeben abgefaßte lateinische Bescheinigung eines Tirolers vor, wonach diesem vor ein paar Tagen ein Stück Fleisch in der Kehle stecken geblieben war und er es während dreier Tage weder verschlucken noch ausbrechen konnte; da habe er sich Gott geweiht und sei, kaum in diese Kirche getreten, sofort von seiner Qual befreit worden.

Bei der Weiterreise trafen wir in dieser Höhe[1] auf einige hübsche Dörfer und nach einem Abstieg von einer halben Stunde an ihrem Fuß auf einen schön gelegenen anziehenden Flecken; darüber lag auf einem abgerissenen, scheinbar unzugänglichem Felsen ein schönes Schloß,[2] das diesen abwärts führenden engen und eingeschnittenen Weg beherrscht. Die Breite ist noch etwas zu gering, um einen gewöhnlichen Karren durchzulassen, was auch sonst in den Alpen oft vorkommt, so daß die hiesigen Karren mindestens einen Fuß schmäler als gewöhnlich sind.

Darauf kamen wir in ein Tal von großer Länge, durch welches der Inn fließt, der sich bei Wien in die Donau ergießt.[3] Auf lateinisch heißt er Oenus. Von Innsbruck bis Wien braucht man fünf bis sechs Tage zu Wasser. Dies Tal erschien dem Herrn von

[1] Die Reisenden hatten folgende Höhen überwunden: Kochelsee 600 m, Kesselberg 860 m, Walchensee 790 m, Mittenwald 910 m, Scharnitz 960 m, Zirl, wo sie senkrecht auf das Inntal stießen, 620 m, Innsbruck 575 m.

[2] Fragenstein, nördlich von Zirl.

[3] Der Inn mündet bei Passau.

Digitized by Google

Montaigne als die angenehmste Landschaft, die er jemals sah: die Berge traten bald aneinander, bald wieder auf unsrer Seite, der linken des Flusses, zurück, so daß Land zum Anbau noch auf den Abhängen der hier nicht so aneinander gepreßten Berge frei war. Bald kam dieselbe Szenerie auf der anderen Seite. Dann entdeckten wir zwei oder drei Flächen wie Stockwerke übereinander, bestanden mit hübschen Häusern von Edelleuten und Kirchen. Und das alles eingeschlossen und eingemauert in Bergen, die unendlich hoch sind.

Auf unserem Ufer entdeckten wir auf einer Felsenwand ein Kruzifix, an einer Stelle, zu der unmöglich ein Mensch ohne Hilfe von Stricken, an denen er hinuntergelassen wurde, gelangt sein kann. Man erzählt, daß der Kaiser Maximilian, der Vater Karls V., auf der Jagd sich auf diese Wand[1] verstieg und zum Wahrzeichen an die entgangene Gefahr dies Kruzifix aufrichten ließ. Diese Geschichte ist in der Stadt Augsburg auch gemalt, im Saal der Armbrustschützen, zu sehen.

Wir kamen abends nach Innsbruck, drei Meilen davon. Hauptstadt der Grafschaft Tirol, Oenopontum auf lateinisch. Hier residiert Ferdinand, Erzherzog von Österreich.[2]

Eine sehr schöne kleine Stadt, in schönster Lage auf der Talsohle und voll von Brunnen und Bächlein, letzteres eine Annehmlichkeit die in den Städten Deutschlands und der Schweiz, die wir sahen, recht

[1] Die Martinswand.

[2] Ferdinand, zweiter Sohn des Kaisers Ferdinand I., Bruder des Kaisers Maximilian II., 1529—1595. Er erhielt 1564 die Grafschaft Tirol, wo er sich der Gegenreformation eifrig annahm. Zum erstenmal war er mit Philippine Welser heimlich vermählt.

Digitized by Google

gewöhnlich ist. Die Häuser sind fast alle terrassenförmig gebaut.

Wir wohnten in der Rose, einem sehr guten Gasthaus: wir bekamen hier Zinnteller. Servietten nach französischer Mode hatten wir schon ein paar Tage vorher gehabt. Teilweise waren um die Betten Vorhänge gespannt, und um die frohe Art des Volkes zu zeigen, waren sie schön und reich, auch kunstfertig zugeschnitten, im übrigen aber kurz und schmal und nicht zu dem Zweck bestimmt, zu dem sie bei uns dienen; ein kleiner Betthimmel, drei Finger breit, ganz mit Quasten behangen, fehlte auch nicht. Man gab mir für den Herrn von Montaigne Bettücher, deren ganzer Saum vier Finger breit mit reicher weißer Klöppelarbeit besetzt war.

Wie meist in deutschen Städten, werden auch hier die ganze Nacht über die Stunden beim Glockenschlag auf der Straße ausgerufen. Und überall, wo wir waren, bestand die Sitte, zwischen dem Fleisch auch Fische aufzutragen, dabei aber nicht das Gegenteil, an den Fischtagen auch Fleisch einzuschieben, wenigstens bei unserem Essen nicht.

Am Montag reisten wir weiter, indem wir den Inn, der zu unserer linken Hand lag, durch diese schöne Ebene hindurch begleiteten; zum Mittag kamen wir nach Hall, zwei Meilen davon. Wir machten den Abstecher eigens, um diesen Ort zu sehen. Es ist eine kleine Stadt wie Innsbruck, ungefähr von der Größe von Libourne,[1] am genannten Fluß, den wir auf einer Brücke überschritten.[2]

[1] Libourne, Arrondissementhauptstadt u. d. von Bordeaux, an der Dordogne. Innsbruck, das heute viel größer als Hall ist, muß demnach sehr klein gewesen sein.

[2] Hall liegt am linken Innufer.

Digitized by Google

Von hier bezieht ganz Deutschland sein Salz; jede Woche werden neunhundert Stück gewonnen, jedes zu einem Taler. Die Stücke haben die Dicke eines halben Mud[1] und ungefähr auch dessen Form, da diejenige des Gefäßes, das zum Pressen dient, ähnlich ist. Besitzer ist der Erzherzog, aber auch die Kosten sind sehr bedeutend. Für die Zwecke der Salzgewinnung war hier mehr Holz aufgespeichert als ich je anderswo gesehen habe; das Salzwasser nämlich, das mehr wie zwei Meilen weit von einem der benachbarten Berge kommt, wird auf mehreren großen eisernen Öfen, die einen Umfang von dreißig guten Schritten haben, verdampft.[2]

Der Ort besitzt einige schöne Kirchen, vor allem die Jesuitenkirche, die Herr von Montaigne besuchte, ebenso wie verschiedene in Innsbruck, die prächtig gebaut und ausgestattet sind.

Nach Tisch sahen wir noch einmal die rechte Flußseite: der Erzherzog Ferdinand von Österreich besitzt hier ein schönes Schloß, auf dem er sich aufhält[3] und der Herr von Montaigne hatte sich, da er seine Aufwartung machen wollte,[4] am Morgen

---

[1] Mud, französisch muid, altes französisches Hohlmaß von verschiedener Größe.

[2] Durch Zuführung von süßem Wasser in das Werk wird in diesem das Steinsalz aufgelöst und die so entstehende Sole zutage gefördert und auf der Salzpfanne verdampft: zuletzt fällt das reine Kochsalz in Körnern aus.

[3] Schloß Ambras, einige Kilometer s. ö. von Innsbruck, wo Ferdinand sich zumeist aufhielt. Er legte hier die berühmten Ambraser Sammlungen an, die heute zum größten Teil in Wien sind.

[4] Im französischen Text: weil er ihm die Hände küssen wollte.

Digitized by Google

dahin begeben; aber der Erzherzog war nach der Mitteilung eines gewissen Grafen durch eine Ratssitzung verhindert. Nach Tisch sprachen wir nochmals vor und fanden ihn in einem Garten, vielmehr wir glaubten, ihn flüchtig gesehen zu haben; die Leute, die ihn aufsuchten, um die Anwesenheit der Herren und die Veranlassung ihres Besuches zu melden, kamen mit der Nachricht zurück, er ließe uns bitten, ihn zu entschuldigen; jedoch wäre er morgen früh gern bereit, und sie möchten, falls sie seine Gunst beanspruchen wollten, dies einen gewissen Mailänder Grafen wissen lassen.

Diese Kälte, wozu noch kam, daß ihnen nicht einmal die bloße Besichtigung des Schlosses gestattet wurde, beleidigte den Herrn von Montaigne ein wenig; und als er sich am gleichen Tag bei einem Hausoffizier darüber beklagte, erfuhr er, daß der Fürst geantwortet hatte, er sähe nicht gern Franzosen, auch sei das Haus Frankreich mit dem seinigen verfeindet.

Wir kamen zurück nach Innsbruck, zwei Meilen davon. In einer Kirche sahen wir achtzehn sehr schöne Bronzestandbilder von Prinzen und Prinzessinnen aus dem Hause Österreich.[1]

Wir wohnten auch wenigstens teilweise einem Souper des Kardinals von Österreich und des Mark-

[1] In der damals eben erbauten Franziskaner- oder Hofkirche erhebt sich, in der Mitte des Hauptschiffs das berühmte Grabmal Maximilians I., an dem zur Zeit Montaignes noch gearbeitet wurde: die Fertigstellung erfolgte 1583. Auf einem Marmorsarkophag ist der Kaiser kniend in Bronze dargestellt, umgeben von heute 28 Kolossalstatuen, die aber nicht alle dem Hause Österreich angehören, sondern allgemein berühmte Fürsten und Fürstinnen darstellen, darunter auch Peter Vischers König Arthur.

Digitized by Google

grafen von Burgau bei, den Kindern des Erzherzogs und einer Konkubine aus der Stadt Augsburg, Tochter eines Kaufmanns; außer diesen hatte er weiter keine Kinder. Um jene zu legitimieren, heiratete er sie; sie war in diesem Jahr gestorben.[1] Der ganze Hof trägt deshalb noch Trauer. Die Tischordnung unterschied sich nicht viel von der unserer Fürsten; der Saal war ausgeschlagen, Baldachin und Stühle von schwarzem Stoff. Der Kardinal ist der ältere, aber, vermute ich, noch keine zwanzig Jahre alt.[2] Der Markgraf trinkt nichts als ein Getränk aus Wasser, Zucker und Zimmt, der Kardinal stark verdünnten Wein. Einen Schiffsaufsatz[3] bemerkten wir nicht, im übrigen war alles, auch die Fleischspeisen, nach unserer Art. Sie setzten sich nicht dicht an den Tisch, sondern dieser wird, mit Speisen ganz bedeckt, an sie herangeschoben; der Kardinal sitzt oben, denn hierzulande ist oben sitzen eine Ehre, wie auf der rechten Seite gehen lassen.

[1] Ferdinand hatte Philippine Welser (geb. 1527) 1557 geheiratet und bald die Verzeihung des Kaisers unter der Bedingung erhalten, die Ehe absolut geheim zu halten, wovon ihn 1576 der Papst befreite. Die Kinder aus dieser Ehe erhielten den Namen „von Österreich", galten aber offiziell als Findelkinder. Von ihnen wurde Andreas (geb. 1558) Kardinal und Bischof von Konstanz und Brixen, Karl (geb. 1560), Markgraf von Burgau (den gewöhnlichen Angaben nach erst 1605). Philippine Welser war im April 1580 gestorben und liegt in der Hofkirche zu Innsbruck begraben, wo auch Ferdinand ruht.

[2] Wie erwähnt, war der Kardinal 1558 geboren, damals also 22 Jahre alt.

[3] Ein schiffförmiges Gefäß, in dem das Besteck des französischen Königs verwahrt wurde; allgemeiner ein ähnliches Gefäß, das auf der Tafel vor dem Hausherrn stand und allen nicht aus der Küche kommenden Bedarf enthielt.

Digitized by Google

Im gleichen Palast sahen wir Ballspiele und einen recht schönen Garten. Der Erzherzog baut viel und ist Freund solcher Annehmlichkeiten.

Wir sahen bei ihm zehn bis zwölf Feldgeschütze, deren Kugeln von der Größe eines starken Gänseeis waren, und die auf Rädern liefen, die wie sie selbst auf die denkbar reichste Weise vergoldet und verziert waren. Sie waren nur von Holz, jedoch mit eisenausgeschlagener Mündung, ebenso wie auch der innere Lauf mit Eisenstreifen bekleidet war. Ein einzelner Mann kann ein solches Geschütz auf dem Nacken tragen; sie werden nicht allzuoft benützt, tragen aber fast so weit wie bronzene Geschütze.

Auf den Feldern seines Schlosses sahen wir zwei Ochsen von ungewöhnlicher Größe, ganz grau mit weißem Kopf, ein Geschenk des Herzogs von Ferrara, der eine seiner Schwestern geheiratet hatte: die zweite war die Gemahlin des Großherzogs von Toskana, die dritte die des Herzogs von Mantua.[1] Drei andere lebten in Hall; sie wurden die drei Königinnen genannt; den Töchtern des Kaisers gibt man diesen Titel, und wie andere Herzoginnen und Gräfinnen nach ihren Besitzungen heißen, führen diese den Namen der Königreiche, die der Kaiser besitzt. Von den drei sind zwei tot, die dritte lebt noch dort, jedoch konnte sie der Herr von Montaigne nicht sehen. Sie lebt als Nonne hinter Klostermauern und hat dort die Jesuiten aufgenommen und sich festsetzen lassen.[2]

Man war der Meinung, daß der Erzherzog seine Güter nicht seinen Kindern hinterlassen könne, sondern

[1] Barbara, Johanna und Eleonore.

[2] Margarete starb 1567, Helene 1574, Magdalena, Äbtissin von Hall, 1589.

Digitized by Google

daß sie an die Nachfolger in der Kaiserwürde zurückfallen müßten; jedoch wußte man uns den Grund nicht deutlich anzugeben: in alles, was sich um seine Frau drehte: daß sie nicht aus ebenbürtiger Linie gewesen sei, daß sie jedoch eine richtige Ehe geschlossen habe und daß sie nach jedermanns Meinung seine legitime Gattin gewesen sei, ist keine Klarheit zu bringen. Soviel steht fest, daß er eine tüchtige Menge Taler sammelt, um ihnen etwas hinterlassen zu können.[1]

Dienstag vormittag verließen wir die Stadt und nahmen unseren Weg wieder auf, indem wir die Ebene durchquerten und dem Bergpfad folgten. Als das Gasthaus eine Meile hinter uns lag, begannen wir den Aufstieg auf einen kleinen Berg, der eine Stunde dauerte und auf einem bequemen Pfad vor sich ging. Zur linken Hand hatten wir den Blick auf eine Reihe anderer Berge, die, sanfter und breiter und ausladend, mit Dörfern und Kirchen besäet und meist bis zum Gipfel in Anbau genommen sind, ein reizender und abwechslungsreicher Anblick. Die Berge zu unserer Rechten waren etwas unkultivierter und nur an wenigen Stellen bewohnt. Wir überschritten mehrere Sturzbäche, die nach verschiedenen Richtungen eilten; oft fanden wir auf diesem Weg, auf der Höhe wie am Fuß der Berge, zahlreiche wohlhabende Flecken und Dörfer, mehrere schöne Wirtshäuser und unter anderem zwei Schlösser und Edelsitze zur linken Seite.

[1] Wie erwähnt, hatte Ferdinand in dem Vergleich mit seinem Vater 1559 auf jedes Erbfolgerecht für seine Kinder verzichtet. Er verheiratete sich 1582 zum zweitenmal mit Anna Katharina von Mantua, die ihm nur Mädchen gebar.

Digitized by Google

Ungefähr vier Meilen von Innsbruck stießen wir zur rechten Hand auf fast engem Weg auf eine an einem Felsen angebrachte Bronzetafel von reicher Arbeit mit einer lateinischen Inschrift, die besagte, daß Kaiser Karl V. auf der Rückkehr von Spanien und Italien, wo er zum Kaiser gekrönt worden war,[1] und sein Bruder Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen[2] auf der Rückkehr aus Pannonien, sich hier nach achtjähriger Trennung im Jahre 1530 getroffen hatten, und daß Ferdinand diese Gedächtnistafel hatte anbringen lassen, auf der die beiden Brüder einander umarmend dargestellt sind. Etwas später fanden wir in einem Tor, das hier den Weg versperrt, lateinische Verse, in denen des Durchzugs und Aufenthaltes des Kaisers nach der Gefangennehmung des Königs von Frankreich und der Einnahme Roms Erwähnung geschieht.[3]

Der Herr von Montaigne sagte, daß es ihm hier wegen des wechselvollen Blickes sehr gefiele, und wir fanden nur eine Unannehmlichkeit, den Staub, der so dicht und unerträglich war wie wir ihn noch nie gesehen hatten; er begleitete uns auf diesem ganzen Bergeinschnitt.[4] Zehn Stunden nachher kamen wir,

---

[1] 1530 zu Bologna.

[2] Ferdinand, Bruder Karls V., wurde nach dessen Abdankung deutscher Kaiser. Er wurde durch Wahl 1526 König von Böhmen und Ungarn. In „Pannonien" kämpfte er gegen die Türken. Übrigens wurde die Freundschaft zwischen den Brüdern später gestört. — Die hier erwähnte Inschrift existiert noch heute auf dem Felsen.

[3] Schlacht bei Pavia 1525, in der Franz I. von Frankreich gefangen genommen wurde, und Erstürmung Roms durch den Connetable von Bourbon 1527.

[4] Der Brenner, 1370 m.

Digitized by Google

noch immer mit leerem Magen (der Herr von Montaigne meinte, das sei das einzige Mal, daß er durchgereist sei: freilich war es seine Gewohnheit, ob Aufenthalt unterwegs vorgesehen war oder nicht, seine Pferde morgens vor dem Aufbruch vom Gasthaus füttern zu lassen), in später Nacht nach Sterzing, sieben Meilen davon.[1] Kleine Stadt der Grafschaft Tirol, recht hübsch, über der, eine Viertelmeile entfernt, ein schönes neues Schloß liegt.[2]

Die Brote, die man uns hier vorsetzte, waren ganz rund, aber aneinander gebacken. In ganz Deutschland bekommt man den Senf flüssig und er schmeckt wie der französische weiße Senf. Der Weinessig ist überall weiß. In diesen Bergen wächst kein Wein, jedoch Getreide, dessen Menge für die Einwohner fast ausreicht, und man trinkt hier sehr gute Weißweine. Auf allen Straßen herrscht äußerste Sicherheit, und sie werden außerordentlich stark von Kaufleuten, Fuhrleuten und Karrenführern benutzt. Statt der Kälte, derentwegen die Gegend verschrien ist, trafen wir eine fast unerträgliche Hitze an.

Die Frauen tragen hier unseren Toquen ganz ähnliche Tuchmützen, die Haare geflochten und herabhängend wie anderswo. Der Herr von Montaigne sah in einer Kirche eine junge hübsche Dirne und fragte sie ob sie Latein verstände, da er sie für einen Schüler hielt. Die Betten hatten hier Vorhänge aus rotgefärbtem derben Leinen; alle vier Finger breit wechselten glatte Querstreifen mit durchbrochenen. Auf unserer ganzen Reise durch Deutschland haben

[1] Am Eisack. Damit hatte die Gesellschaft den Brenner überschritten.

[2] Vermutlich die Burg Sprechenstein.

Digitized by Google

wir kein Schlafzimmer und keinen Speisesaal gesehen, die nicht getäfelt gewesen wären und sehr niedrige Decken gehabt hätten.

Der Herr von Montaigne hatte in dieser Nacht zwei bis drei Stunden lang die Kolik, und litt, wie er am nächsten Morgen erklärte, sehr stark; beim Aufstehen gab er einen Stein von mittlerer Größe von sich, der leicht zerbrach. Von außen war er gelblich, inwendig zeigte er eine weißere Farbe. Er hatte sich am Tage vorher erkältet und befand sich schlecht. Seit Plombières hatte er keine Kolik mehr gehabt. Die heutige befreite ihn teilweise von seinem Argwohn, daß in Plombières mehr Körner in die Blase geraten wären als er von sich gegeben hatte, weshalb er schon gefürchtet hatte, daß sich in der Blase Stoff gesammelt und festgesetzt habe; da er aber sah, daß er diesen jetzt von sich gab, fand er es vernünftig, anzunehmen, der alte habe sich mit diesem abgelöst, wenn er überhaupt vorhanden war. Seit dem Bergpfad[1] beklagte er sich über seine Nieren, was auch, wie er zugibt, der Grund der verlängerten Tagereise war: er glaubte sich zu Pferd erleichtert zu fühlen.[2]

In dieser Stadt ließ er den Schulmeister rufen, um sich mit ihm auf Lateinisch unterhalten zu können; aber es war ein Dummkopf, von dem er nichts über die Verhältnisse der Gegend erfahren konnte.

Am nächsten Tag, Mittwoch den 26. Oktober, reisten wir nach dem Frühstück weiter, durch eine Ebene von der Breite einer Achtelsmeile, zur Linken

[1] Seit Innsbruck.
[2] Vgl. Essais III, 13.

Digitized by Google

der Eisack. Die Ebene währte ungefähr zwei Meilen; über den nächsten Bergen sahen wir verschiedene bebaute und bewohnte Striche, deren Zugänglichkeit uns ganz rätselhaft erschien. An unserem Weg lagen vier oder fünf Burgen. Später überschritten wir den Fluß auf einer Holzbrücke und folgten ihm auf der anderen Seite. Wir stießen auch auf einige Wegarbeiter, die die Straße herrichteten, bloß weil sie steinig war, etwa wie in Périgord.

Wir begannen darauf, nachdem wir ein Steintor passiert hatten, wieder zu steigen und betraten auf einer Anhöhe eine etwa eine Meile breite Ebene; eine zweite von ähnlicher Höhe entdeckten wir jenseits des Flusses; sie waren alle beide unfruchtbar und steinig; dagegen die Teile, die sich unterhalb von uns den Fluß entlang zogen, waren sehr schöne Grasflächen. Wir machten keine Pause und kamen zum Abendessen nach Brixen, vier Meilen davon. Sehr schöne kleine Stadt, durch deren Mitte das genannte Wasser fließt; eine Holzbrücke führt darüber. Brixen ist Bistum. Wir sahen zwei schöne Kirchen und wohnten sehr gut im Adler. Die Ebene ist nicht breit, aber die Berge liegen ringsum so sanft geschwungen da, daß sie sich überall bearbeiten und gleichsam bis zu den Ohren auskämmen lassen. Man erblickt alles bis ganz hoch ins Gebirge hinauf voll von Kirchtürmen und Dörfern und in der Nähe der Stadt eine Reihe schöner Häuser in reizender Lage.

Der Herr von Montaigne sagte: Sein ganzes Leben lang habe er dem Urteil anderer mißtraut, wenn die Rede auf die Annehmlichkeiten fremder Gegenden gekommen sei; denn jeder urteile nur nach dem Maßstab seiner eigenen Gewohnheit und versteht

Digitized by Google

nicht über den Kirchturm seines Dorfes hinauszublicken: so habe er sich recht wenig nach den Anweisungen gerichtet, die er von den Reisenden erhalten habe. Aber hier wunderte er sich noch viel mehr über ihre Dummheit, da ihm gerade für diese Reise gesagt worden war, der Übergang über die Alpen sei hier überaus schwierig, die Landessitten seltsam, die Wege unzugänglich, die Unterkunftsverhältnisse barbarisch und das Klima unerträglich. Was letzteres betrifft, so dankte er Gott, ein so mildes Klima getroffen zu haben, denn er neigte eher zu großer Wärme als zu großer Kälte entgegen und auf der ganzen Reise hatten wir bislang nicht mehr als drei kalte Tage und ungefähr eine Stunde Regen gehabt; vielmehr würde er, wenn er für seine achtjährige Tochter einen Spaziergang zu suchen hätte, sie ebenso gern hier auf diesen Wegen wie in einer Allee seines Gartens sehen; und was Gasthäuser anging, so fand er nie eine Gegend, in der sie so dicht gesäet und so schön waren: immer waren die Städte, in denen er logiert hatte, mit Lebensmitteln und Wein wohlversehen und billiger als andere gewesen.

Wir sahen hier eine Art, den Spieß zu drehen, die auf der Anwendung eines Räderwerks beruhte: eine Schnur wurde mit aller Kraft um eine eiserne Rolle gewunden und dann künstlich aufgehalten, wenn sie sich abwickeln wollte, so daß sie dazu eine Stunde brauchte, nach deren Verlauf sie wieder aufgewunden werden mußte. Wir hatten schon andere gesehen, bei denen der Windzug im Kamin die Bewegung veranlaßt hatte.

Eisen ist in solchem Reichtum vorhanden, daß nicht nur alle Fenster mit den verschiedenartigsten

Digitized by Google

Gittern versehen, sondern auch die Türen und selbst die Fensterläden mit Eisenstreifen beschlagen sind.

Wir fanden hier auch die Weinberge wieder, die uns vor Augsburg aus dem Gesicht gekommen waren. In der ganzen Gegend haben die Häuser Gewölbe, und zwar in allen Stockwerken, und was man in Frankreich nicht versteht, gehöhlte Ziegeln zum Decken schmaler Neigungsflächen zu benützen, ist in Deutschland Gebrauch: siehe auch die Kirchtürme. Die Ziegeln sind hier kleiner und gehöhlter und an einigen Orten an den Fugen mit Gips überzogen.

Wir verließen Brixen am nächsten Morgen und durchzogen wieder dasselbe Tal, das nun bedeutend breiter wurde; die Abhänge schmückte jetzt meist eine Reihe hübscher Häuser. Und auf dem rechten Ufer der Eisack haltend, kamen wir mitten durch einen kleinen Flecken namens Klausen, in dem die verschiedensten Handwerke betrieben wurden; von hier bis Mittag nach Kollmann, drei Meilen davon, einem kleinen Dorf, wo der Erzherzog ein Lusthaus besitzt. Hier stellte man uns bemalte Tonbecher neben solchen aus Silber auf den Tisch; die Gläser wurden mit weißem Sand gereinigt. Der erste Gang bestand aus einer recht sauberen Pfanne, die mit einem eisernen Untergestell, das stützen und den Stiel halten sollte, auf den Tisch kam: die Pfanne enthielt in Butter geschlagene Eier.

Auf der Weiterreise beengte uns der Weg ein wenig und die Felsen rückten uns so dicht auf den Leib, daß für uns und den Fluß kaum genug Platz war und wir in Gefahr gekommen wären, wenn nicht zwischen Fluß und Reisenden eine Schutzmauer aufgerichtet gewesen wäre, die stellenweise länger als

Digitized by Google

eine deutsche Meile anhält. Zwar bilden die Berge, die hier an uns herantreten, zumeist wilde Felsmassen, teils massiv, teils zerklüftet und von Wildbächen zerrissen, teils spröde, von welchen unaufhörlich Stücke von unheimlicher Größe in die Tiefe stürzen — ich glaube, daß es hier zur Zeit eines starken Sturmes gefährlich ist, und wir haben hier wie auch sonst ganze Tannenwälder entwurzelt gesehen, die beim Fall in ihren Wurzeln kleine Berge aus Erde mitgerissen hatten — und doch ist die Gegend so stark besiedelt, daß wir über den ersten Bergen andere höhere sahen, die angebaut und bewohnt waren, ja, man sagte uns, dort oben liegen große schöne Ebenen, die den Städten unten Getreide lieferten und sehr reiche Bauern und schöne Häuser aufzuweisen hätten.

Wir überschritten den Fluß auf einer Holzbrücke, deren es verschiedene gibt und brachten ihn wieder auf unsere linke Seite.[1] Unter anderem entdeckten wir in der stärksten und unzugänglichsten Höhe, die sich unseren Blicken bieten konnte, eine Burg, die einem landesgeborenen Freiherrn gehören soll, der sich hier aufhält und da oben eine schöne Gegend und schöne Jagdgründe findet.

Jenseits all dieser Berge trifft man immer auf einen Saum der Hochalpen; an sie wagt man sich nicht heran und mit ihrer Hilfe könnte man diese Enge nicht verlassen, sondern man muß immer in die Furche zurückkehren, in der wir uns befanden und kann nur an einem ihrer Enden aus ihr herauskommen.

[1] Da Kollmann auf dem rechten Ufer liegt, müssen die Reisenden seither einmal mit dem Ufer gewechselt haben, was Montaigne nicht erwähnt hat.

Digitized by Google

Der Erzherzog zieht aus der Grafschaft Tirol, deren ganzen Besitz diese Berge bilden,[1] dreihunderttausend Gulden jährlich, und steht sich durch sie besser als durch sein ganzes übriges Einkommen.

Wir gingen noch einmal auf einer Holzbrücke über den Fluß und kamen zu früher Stunde nach Bozen, vier Meilen davon. Eine Stadt von der Größe Libournes, am genannten Fluß, ziemlich ungefällig im Vergleich mit sonstigen deutschen Städten; derart daß der Herr von Montaigne sofort sagte, er sehe wohl, daß man anfange, Deutschland zu verlassen. Die Straßen waren enger und man fand keinen Gemeindeplatz mehr. Brunnen, Bäche, bemalte Häuser und Glasfenster gab es auch hier noch.

An Wein hat die Gegend solchen Überfluß, daß sie an ganz Deutschland liefert. In diesen Tälern ißt man das beste Brot der Welt. Wir sahen uns die Kirche an, die zu den schönsten gehört.[2] Unter anderem besitzt sie Holzorgeln, die in der Höhe neben dem Kruzifix und vor dem Hauptaltar hängen; gleichwohl sitzt der Organist über zwölf Fuß tiefer am Fuß des betreffenden Pfeilers, und die Blasebälge sind über der Kirchenmauer, mehr als fünfzehn Schritt hinter dem Organisten, angebracht; sie liefern ihm die Luft auf unterirdischem Wege.

Die Öffnung, in der die Stadt liegt, ist gerade groß genug um ihr Raum zu gewähren, doch ziehen sich die Bergabhänge auch auf unserer Seite ein

[1] Montaigne macht sich offenbar zu kleine Vorstellungen von der Ausdehnung Tirols.

[2] Die Hauptkirche auf dem heutigen Johannesplatz, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammend, während der Turm hundert Jahre jünger ist.

Digitized by Google

wenig in die Breite und lassen sie ausgedehnter erscheinen.

Hier schrieb der Herr von Montaigne an Franz Hotman, den er in Basel gesehen hatte: Am Besuch Deutschlands habe er so großen Gefallen gefunden, daß er es mit großem Bedauern verlasse, obschon es Italien sei, wohin er nun komme; daß die Fremden dort wie überall an der Geldgier der Wirte zu leiden hätten, daß er jedoch meine, das ließe sich ändern und man brauche nicht mehr den Händen der Führer und Dolmetscher ausgeliefert zu sein, die einen verkaufen und am Profite Anteil haben. Sonst aber scheine ihm überall Bequemlichkeit, Höflichkeit, vor allem auch Rechtspflege und Sicherheit zu herrschen.

Wir verließen Bozen am Freitag früh morgens und machten, um unseren Tieren ein Maß Hafer zu geben und selbst zu frühstücken, Halt in Branzoll,[1] zwei Meilen davon. Ein kleines Dorf, oberhalb dessen die Eisack, die uns bis dahin begleitet hatte, sich mit der Etsch vereinigt; diese fließt bis zum adriatischen Meer, breit und friedlich, ganz anders als die lärmenden und wilden Bäche, die wir in den höher gelegenen Bergen getroffen hatten. Auch beginnt die Ebene bis Trient etwas breiter zu werden und die Bergspitzen liegen bereits teilweise niederer; dabei sind ihre Abhänge doch weniger fruchtbar als auf der vorhergehenden Strecke. Einige Male hindern Sümpfe den Weg, der im übrigen aber sehr bequem ist und fast immer mitten durchs Tal führt und eben bleibt.

[1] Heute Eisenbahnstation auf dem linken Etschufer; ital. Bronzolo.

Digitized by Google

Zwei Meilen hinter Branzoll stießen wir auf einen großen Flecken, in den bei Gelegenheit eines Jahrmarkts eine Menge Volkes strömte.[1] Weiter auf ein anderes hübsch gelegenes Dorf namens Salurn, wo der Erzherzog ein kleines Kastell besitzt: zu unserer linken Hand, in seltsamer Lage oben auf einem Felsen.[2] Zur Nacht kamen wir nach Trient, fünf Meilen davon. Eine etwas größere Stadt als Agen,[3] keineswegs gefällig, die völlig den Reiz deutscher Städte verloren hat: die Straßen sind meist eng und gewunden.

Etwa zwei Meilen früher hatten wir das italienische Sprachgebiet betreten. Die Stadt ist nach den beiden Sprachen in zwei Hälften geteilt und ein besonderes Viertel mit eigener Kirche und deutschem Priester[4] heißt das deutsche. Von den neuen Konfessionen hört man seit Augsburg nichts mehr.

Die Stadt liegt an der Etsch. Wir sahen den Dom, der sehr alt zu sein scheint,[5] auch ein nicht weit davon stehender viereckiger Turm bezeugt ein hohes Alter.[6] Ferner besichtigten wir die neue Marien-

---

[1] Der Entfernung nach etwa Neumarkt auf dem gleichen Ufer.

[2] Salurn ist der südlichste deutsche Ort im Etschtal. Die Burg ist die heute in Trümmern liegende uralte Haderburg.

[3] Agen an der Garonne.

[4] Heute wird deutscher Gottesdienst in der Kirche des ehemaligen Augustinerklosters San Marco abgehalten.

[5] Montaigne schließt offenbar aus dem Stil des Doms einer romanischen Pfeilerbasilika, auf das Alter; in Wahrheit wurde die Kirche erst im 12. Jahrhundert begonnen.

[6] Beim Kastell steht der Augustinerturm, der aus römischer Zeit stammt.

Digitized by Google

kirche, in der unser Konzil abgehalten wurde.[1] Diese Kirche besitzt als Geschenk eines Privatmanns eine Orgel von hervorragender Schönheit; sie erhebt sich über einem Marmoraufbau, den mehrere ausgezeichnete Statuen und besonders eine Schar kleiner singender Kinder schmücken.[2] Die Kirche wurde laut Inschrift im Jahre 1520 von „Bernardus Clesius Cardinalis", Bischof der Stadt und daselbst gebürtig, erbaut.[3]

Die Stadt war frei und nur dem Bischof unterstellt gewesen. Später, als sie sich in den Kriegen gegen die Venezianer in einer Zwangslage befand, rief sie den Grafen von Tirol zur Hilfe, der zum Entgelt einige Herrschaftsrechte in der Stadt aufrecht erhalten hat.[4] Der Bischof und er liegen sich darüber im Streit, aber der Bischof besitzt die Nutznießung; gegenwärtig ist es der Kardinal Madruccio.

Der Herr von Montaigne hatte auf seiner Reise, wie er sagte, die Tatsache festgestellt, daß es mehrere Bürger gäbe, denen ihre Vaterstadt verpflichtet sei: so die Fugger, denen zumeist die Verschönerung Augsburgs zu danken ist (an jeder Straßenkreuzung erhob sich einer ihrer Paläste und die Kirchen sind voll

[1] In Santa Maria Maggiore fanden in der dritten Konzilsperiode vom 17. Januar 1562 bis 4. Dezember 1563 die Kongregationssitzungen des Konzils statt.

[2] Die „cantoria" ist eine bemerkenswerte Schöpfung des Bildhauers Vincenzo Vincentino, wohl einem Schüler des Tullio Lombardo. (Anc.)

[3] Bernhard von Clesio, der im Dom begraben liegt, wurde 1514 Bischof von Trient und starb 1539.

[4] Die Ansprüche der Grafen von Tirol treten schon seit dem 12. Jahrhundert auf, lange vor den Kriegen der Stadt gegen Venedig im 15. Jahrhundert.

Digitized by Google

ihrer Stiftungen); so auch hier der Kardinal Clesius, der außer dieser Kirche und mehreren Straßen, die er auf seine Kosten wiederherrichten ließ, auch im Stadtkastell einen sehr schönen Bau aufführte.[1]

Von außen sieht es nicht nach etwas Besonderem aus, erweist sich aber innen aufs beste eingerichtet, bemalt und verziert und wohnlicher als man es sonst irgendwo sehen könnte. Das Getäfel im Hintergrund ist reich, auch mit Sprüchen, bemalt, die getriebene Arbeit vergoldet und kunstreich; die Decke besteht aus einer gewissen gehärteten und gleich Marmor bemalten Erde; teils erinnerte sie an französische Art, teils stand sie mit deutschen Öfen in Verbindung. Einer dieser Öfen, halb irden, halb eisern, stellte ein paar große Gestalten dar, in deren Gliedern das Feuer brannte, während ein oder zwei andere an der Wand Wasser von sich gaben, das aus einem darunter gelegenen Hofe kam: ein hübsches Stück. Unter den Deckenmalereien sahen wir ferner einen nächtlichen Triumphzug mit Fackeln, den der Herr von Montaigne sehr bewunderte.[2] Zwei oder drei der Gemächer waren rund. In dem einen besagte eine Inschrift, daß der erwähnte Clesius, Bischof von Trient, im Jahre 1530, als er der Krönung Kaiser Karl V. durch Papst Clemens VII. am St. Matheustage als Gesandter Ferdinands, Königs von Ungarn und Böhmen, Grafen von Tirol, Bruder des Kaisers, beiwohnte, Kardinal wurde. Auch ließ er rings an den Wänden die Waffen und Namen der Edelleute anbringen, die ihn auf dieser Reise begleitet hatten: etwa fünfzig

[1] Castello del buon Consiglio.

[2] Nach Lautrey stellte die Malerei einen Triumphzug Cäsars dar.

Digitized by Google

an der Zahl, alle Grafen oder Barone, Vasallen des Bischofs.[1] In diesem Gemach war eine Falltür, durch die der Bischof in die Stadt entkommen konnte, ohne die gewöhnlichen Ausgänge zu benutzen. Ferner enthielt es zwei reiche Kamine.

Es war ein guter Kardinal. Auch die Fugger haben gebaut, aber für ihre Nachkommenschaft, er für die Allgemeinheit,[2] denn er ließ dies Schloß, dessen Einrichtung mehr als hunderttausend Taler gekostet hatte (sie ist noch ganz erhalten), seinen Nachfolgern, den Bischöfen, und in der öffentlichen bischöflichen Kasse hinterließ er hundertfünfzigtausend Taler in gemünztem Silber, von denen sie stets nur die Zinsen verbrauchen. Und doch haben sie seine Liebfrauenkirche unvollendet gelassen und ihm selbst ein sehr dürftiges Grab gebaut. Unter anderem sahen wir auch einige Gemälde von großer Natürlichkeit und eine Menge Karten. Die Bischöfe, die ihm nachfolgten, brauchen in diesem Schloß keine neuen Möbel anzuschaffen: es sind welche für die beiden

[1] Einige Jahre nach dieser Krönung, im Februar 1536, sah Rabelais denselben Kardinal mit einem gleich prächtigen Zuge in Rom, worüber er in seinem Brief vom 15. Februar 1536 berichtet: „Am 5. dieses Monats traf hier auf Geheiß des Kaisers der Kardinal von Trient in Deutschland mit großem Gefolge ein; sein Aufwand war größer als der des Papstes. Mehr als hundert Deutsche in roten Gewändern mit gelber Binde folgten ihm, und auf dem rechten Ärmel trugen sie in Stickerei eine gebundene Getreidegarbe, um die zu lesen war: unitas."

[2] Immerhin hatte Montaigne in Augsburg den Fuggern die Verschönerung der Stadt nachgerühmt (s. das.). Dabei tat er ihnen unrecht, denn er wußte nichts von der großen Gründung der Fugger, der Fuggerei, die aus mehr als hundert Wohnungen für arme Leute bestand.

Digitized by Google

Jahreszeiten, Sommer und Winter, vorhanden, und sie können auch nicht veräußert werden.

Wir fangen nun an, mit italienischen Meilen zu rechnen, bei denen fünftausend Schritt auf eine deutsche gehen. Statt daß der Tag in zwei Hälften geteilt wird, zählt er vierundzwanzig Stunden. Wir wohnten in der Rose, einem guten Wirtshaus.

Samstag nach Tisch brachen wir von Trient auf und folgten einer ähnlichen Straße wie vorher in dem verbreiterten, von hohen unbewohnten Bergen eingefaßten Tale; die Etsch hatten wir zur Rechten. Wir kamen an einer Burg des Erzherzogs vorbei, die den Weg sperrt, wie wir auch sonst verschiedene solche Sperren angetroffen hatten, die die Straßen beherrschen. Es war sehr spät — bis dahin hatten wir noch nie Nachttau getroffen, so geregelt war unsere Reise gewesen — als wir nach Rovereto kamen, fünfzehn Meilen davon. Die Stadt gehört dem Erzherzog. Hier fanden wir im Gasthaus alles wie wir es bis jetzt gewohnt gewesen waren, nicht nur die deutsche Sauberkeit der Zimmer und Möbel, sondern auch ihre Fenster und Öfen, an denen der Herr von Montaigne weit mehr Gefallen als an den Kaminen gefunden hatte.

Bei den Speisen gingen uns die Krebse ab; zu des Herrn von Montaigne großer Verwunderung waren sie seit Plombières und auf einer Reise von mehr als zweihundert Meilen bei jeder Mahlzeit auf unserer Tafel erschienen. Hier und in der ganzen Gegend längs der Berge werden meist Schnecken gegessen, die größer und fetter als in Frankreich sind, aber im Geschmack nachstehn. Ferner ißt man hierzulande Trüffeln, die geschält und in ganz kleinen

Digitized by Google

Schnitten mit Essig und Öl angemacht werden; sie waren nicht schlecht. In Trient bekamen wir welche, die ein Jahr gelegen hatten. Neu, aber nach dem Geschmack des Herrn von Montaigne, waren die vielen Orangen, Zitronen und Oliven.

Vor den Betten hingen Vorhänge, bei denen große Streifen Leinen mit solchen von Wolle abwechselten; sie waren von Zeit zu Zeit festgebunden. Der Herr von Montaigne vermißte die deutsche Art sich zuzudecken. Die Betten hier waren ganz anders als bei uns, die Daunen sehr fein; in den guten Gasthäusern hatten sie ganz weiße Barchenthüllen. In Deutschland sind die Unterbetten anders und unbequem.

Ich glaube wirklich: wenn er allein, nur mit seiner Familie, gewesen wäre, dann wäre er lieber nach Polen oder nach Griechenland zu Fuß gegangen als den Weg nach Italien einzuschlagen; aber das Vergnügen, das er beim Besuch unbekannter Länder gefunden hätte — er war so empfänglich dafür, daß er die Gebrechlichkeit seines Alters und seiner Gesundheit vergaß — konnte er keinem seiner Gefährten mitteilen und jeder dachte nur an die Rückreise. Er pflegte zu sagen, wenn er nach einer schlaflosen Nacht am Morgen sich erinnere, daß eine neue Stadt oder eine neue Gegend auf ihn warte, dann stehe er voll Verlangen und ohne Beschwerde auf. Ich sah ihn nie frischer und nie seine Schmerzen geduldiger tragen, als wenn er unterwegs oder im Wirtshaus voll Spannung auf das war, was kommen werde; dann suchte er jede Gelegenheit, mit den Fremden in Unterhaltung zu kommen, das lenkte ihn von seinem Leiden ab. Wenn man ihm vorhielt, daß er die Gesellschaft oft die Kreuz und Quer führe, so

Digitized by Google

daß man nicht selten wieder dem Ausgangspunkt nahe kam — das tat er, wenn er von einer Sehenswürdigkeit hörte, und er änderte seine Pläne nach den Gelegenheiten, die sich boten —, so antwortete er, daß er für seine Person sich aus keinem anderen Ort etwas mache als aus dem, wo er gerade sei, und daß er seinen Weg nicht verlieren noch verderben könne, da er ja nur den Wunsch habe, in unbekannten Gegenden zu reisen und daß er von seinem ursprünglichen Plan nicht im geringsten abwiche, vorausgesetzt, daß er nicht denselben Weg zweimal mache und dieselbe Stadt zweimal besuche. Was Rom betreffe, nach dem die anderen immer ausschauten, so verlange es ihn um so weniger danach, als jedermann dort gewesen sei; auch wisse jeder Lakai davon oder von Florenz oder von Ferrara[1] Nachricht zu geben. Es ginge ihm wie denen, die eine hübsche Novelle oder ein gutes Buch lesen und Angst haben, zu schnell ans Ende zu kommen; genau so habe er ein so großes Vergnügen am Reisen, daß er es hasse, den Ort des Ausruhens nahe zu wissen. Es sei schade, daß er nicht allein auf und davon gehn könne — dann würde er ganz seiner Neigung folgen.

Sonntag morgen mietete er, begierig den Gardasee kennen zu lernen, aus dem ausgezeichnete Fische kommen und der im Land dort berühmt ist, drei Pferde für sich und die Herren von Cazalis und Matecoulon, zu zwanzig B.[2] das Tier; der Herr von Estissac mietete zwei andere für sich und den Herrn du Hautoy. Diener und eigene Pferde ließen

[1] D. h. überhaupt von Italien.
[2] Batzen.

Digitized by Google

sie im Gasthaus zurück und kamen so zu Tisch nach Torbole, acht Meilen davon. Kleines Dorf unter tirolischer Gerichtsbarkeit. Es liegt in der obersten Ecke dieses großen Sees, gegenüber sieht man ein Dorf und eine Burg namens Riva. Von Torbole nach Riva fuhren sie auf dem See; es war eine Strecke von fünf Meilen hin und zurück und sie brauchten mit fünf Ruderern ungefähr drei Stunden dazu.

In Riva sahen sie nichts als einen Turm von anscheinend hohem Alter,[1] und durch Zufall den Herrn des Ortes, Fortunato Madruccio, Bruder des Kardinals, der gegenwärtig Bischof von Trient ist.[2]

Nach Süden findet der Blick kein Ende des Sees, denn er hat eine Länge von fünfunddreißig Meilen. Alles was sie an Breite sehen konnten, betrug wie gesagt fünf Meilen. Diese Spitze des Sees gehört zur Grafschaft Tirol, der ganze untere Teil von einem Ende bis zum anderen aber der Republik Venedig, und seine Ufer sind reich an schönen Kirchen und Oliven-, Orangen- und anderen Fruchthainen. Der See gerät in außerordentlich wilde Bewegung, wenn sich ein Gewitter entlädt. Die weitere Umgebung aber besteht aus Bergen, die, wie die Herren erzählten, verdrießlicher und verdorrter aussehen als alle anderen auf unserem Wege. Auch erzählten sie, daß sie hinter Rovereto die Etsch überschritten, den Weg nach Verona zur Linken liegen gelassen und einen Winkel betreten hatten, in dem ein langes Dorf und ein

[1] Die 14 m hohe torre Apponale.

[2] Die Burg von Riva gehörte den Fürstbischöfen von Trient. Madruccio war ihr Befehlshaber.

Digitized by Google

Städtchen lag: das wäre der holperigste Weg und der wildeste Anblick gewesen, den sie je gesehen, infolge der Berge, die die Straße versperrten.

Nach dem Aufbruch von Torbole kamen sie zum Abendessen wieder nach Rovereto, acht Meilen davon. Hier brachten sie ihr Gepäck auf das, was in Deutschland Floß geheißen hatte, um es auf der Etsch nach Verona für einen Florin schicken zu lassen; ich bekam am nächsten Tag die Aufsicht über den Transport. Beim Abendessen bekamen wir als ersten Gang Setzeier, sodann einen Hecht und eine reichliche Menge Fleisch.

Am nächsten Tag, einem Montag, brachen sie[1] sehr früh auf und kamen in diesem ziemlich bevölkerten, aber unfruchtbaren, von nackten und verbrannten Felsen eingefaßten Tal zum Mittag nach Borghetto, fünfzehn Meilen davon. Auch dieser Ort gehört noch zur Grafschaft Tirol, welche überhaupt sehr groß ist. Als der Herr von Montaigne sich hier erkundigte, ob sie nun in ein anderes Tal gekommen wären, und andere Berge vor sich sähen als die bisher gewohnten, wurde ihm der Bescheid, es gäbe noch mehrere solcher Einschnitte von gleicher Größe, Fruchtbarkeit und mit gleich schönen Städten, und das Ganze wäre wie ein Kleid, von dem man nur eine Falte sähe: ausgebreitet würde es Tirol an Größe gleichkommen. Sie hatten den Fluß noch immer zu ihrer Rechten.

Sie reisten nach Tisch weiter und kamen auf ähnlichem Wege nach Chiusa, einem kleinen Fort, das die Venezianer in einen Felsen über der Etsch

[1] Die Gesellschaft ohne den auf dem Fluß reisenden und als Sekretär funktionierenden Diener.

Digitized by Google

hineingebaut haben. Der Abstieg von diesem Felsen erfolgte auf einem steilen Pfad, der mitten durchs Fort ging, und war den Pferden sehr beschwerlich. Die Republik Venedig, in deren Machtbereich sie nun eingetreten waren, ein oder zwei Meilen hinter Borghetto,[1] unterhält hier fünfundzwanzig Soldaten.

Zur Nacht kamen sie nach Volargue, zwölf Meilen davon. Ein kleines Dorf mit elendem Wirtshaus, wie alle auf dieser Straße bis Verona sind. Hier übersandte von der Burg des Ortes ein Fräulein, die Tochter des abwesenden Herren, dem Herrn von Montaigne Wein.

Am nächsten Morgen traten die Berge auf ihrer Rechten völlig zurück und zur Linken begleiteten sie die vorgelagerten Hügel nur von ferne. Sie ritten lang über eine unfruchtbare Ebene, die, als sie sich wieder dem Fluß ein wenig näherten, etwas besser wurde und Reben trug, die in Italien sich an Bäume stützen. Am Allerheiligenfeste zogen sie vor der Messe in Verona ein, zwölf Meilen davon. Eine Stadt in der Größe von Poitiers, die sich wie dieses in geräumigem Umfang an den Ufern der Etsch ausdehnt; der Fluß durchzieht die Stadt und es führen drei Brücken darüber. Ich traf mit meinem Gepäck ebenfalls dort ein. Ohne die bollette della sanità,[2] die sie in Trient sich hatten ausstellen und in Rovereto bescheinigen lassen, wären sie nicht in die Stadt gekommen, obwohl man nichts von Pestgefahr hörte: es geschieht grundsätzlich, oder auch um die paar Quattrinos herauszuschlagen, die die Scheine kosten.

[1] Auch heute noch beginnt die Grenze hinter Borghetto.
[2] Gesundheitsscheine.

Digitized by Google

Wir machten dem Dom einen Besuch, wo der Herr von Montaigne das Benehmen der Leute an einem solchen Tage während der großen Messe seltsam fand. Sie standen mitten im Chor und unterhielten sich ganz ungezwungen, mit bedecktem Haupt und dem Altar den Rücken kehrend; erst bei der Wandlung hielten sie es für der Mühe wert, auf den Gottesdienst zu achten. Orgeln und Violinen spielten die Begleitung. Wir sahen uns auch andere Kirchen an, fanden aber nichts Besonderes; auch mit Putz und Schönheit der Frauen war es nicht weit her.

Unter anderem waren sie in der Kirche des heiligen Georg, in der die Deutschen eine Menge Spuren, darunter verschiedene Wappen, von sich zurückgelassen haben. So besagte eine Inschrift, daß die und die deutschen Edelleute, die dabei waren, als der Kaiser Maximilian den Venezianern Verona abnahm, irgend ein Werk über einem Altar gestiftet hätten.[1] Es fiel dem Herrn von Montaigne auf, daß die Signoria in ihrer Stadt ein solches Zeugnis ihrer Niederlage der Zukunft überliefert, nicht anders als sie auch die ansehnlichen Grabmäler der armen Herren della Scala[2] unberührt läßt. Der Wirt unseres Gasthauses zum Holzbock[3] — es war ein sehr gutes Wirtshaus, in

[1] In der kleinen Kirche des heiligen Georg, heute Sankt Peter der Märtyrer, findet man über dem Hauptaltar ein Freskogemälde Falconettos mit Gottvater, mehreren Figuren und zwei knienden deutschen Rittern; von einer Inschrift liest man noch den Namen Maximilian. Verona hatte sich dem Kaiser im Jahre 1509 ergeben. (Anc.)

[2] Die Scaliger, die von 1260 bis 1387 die Herren von Verona waren.

[3] Ein Folterinstrument, das Wort bezeichnet aber auch in den verschiedensten Handwerken ein verschieden benanntes Instrument.

Digitized by Google

dem wir alles im Überfluß bekamen, während der Preis ungefähr ein Drittel höher als in Frankreich war — hat für seine Familie tatsächlich Anrecht auf eines dieser Gräber.[1]

Wir besahen ferner das Kastell,[2] in dem wir durch den Vertreter des Kastellans überall herumgeführt wurden. Die Signoria unterhält darin sechzig Soldaten, wie man uns dort selbst sagte, mehr zum Schutz gegen die Einwohner als gegen Fremde.[3]

Wir trafen hier auch einen Mönchsorden, dessen Mitglieder sich Jesuaten vom heiligen Hieronymus nennen.[4] Sie sind keine Priester, sprechen weder die Messe, noch die Predigt, und sind meist unwissend; dagegen sind sie stolz darauf, ausgezeichnete Liköre von Orangenblüten und ähnliche Getränke hier und andererorts zu brennen. Ihre Kleidung ist weiß, die Käppchen gleichfalls, die Überröcke dunkler. Es gehört eine Schar junger kräftiger Männer zu ihnen. Ihre Kirche ist hübsch gebaut, desgleichen ihr Refectorium, in dem die Tafel schon gedeckt stand. Die Mönche zeigten uns einige sehr alte Mauern aus der römischen Zeit, die zu einem Amphitheater ge-

[1] Die Gräber der Scaliger. Anc. sieht in dem angeblichen Vorrecht des Wirts weiter nichts als Aufschneiderei.

[2] Castello S. Pietro. Die Gräber liegen vor der kleinen Kirche Santa Maria antica.

[3] Verona war 1405 venezianisch geworden.

[4] Der Orden wurde vom hl. Johannes Colombini in Siena 1363 gegründet, von Urban V. 1367 bestätigt und 1668 von Clemens IX. auf Vorstellung Venedigs aufgehoben. Sie hießen Jesuaten, weil sie beständig den Namen Jesu im Munde führten, das Volk nannte sie Väter vom Branntwein. Sie hatten nur in Italien Klöster, nachdem sie 1425 sich in Toulouse anzusiedeln versucht hatten.

Digitized by Google

hört haben sollen; sie werden mit Stücken, die darunter entdeckt werden, ausgebessert. Bei der Rückkehr von da hatten sie uns zu Ehren ihre Kloster-räume parfümiert und ließen uns selbst in ein Kabinett treten, das ganz mit Fläschchen und irdenen Gefäßen gefüllt war, damit auch wir unseren Wohlgeruch abbekämen.

Das Schönste was wir hier sahen, überhaupt das schönste Gebäude, das der Herr von Montaigne nach seiner eigenen Aussage in seinem Leben gesehen hatte, war die sogenannte Arena. Es ist ein ovales Amphitheater, das noch fast ganz erhalten ist, mit allen Sitzen, allen Wölbungen und Biegungen, ausgenommen die äußerste und entfernteste: alles in allem ist genug übrig geblieben, um Gestalt und Einrichtung solcher Bauten sich lebhaft vorstellen zu können. Die Signoria läßt durch Sträflinge ein paar Winkel ausbessern, aber es fehlt doch noch viel an einer völligen Wiederherstellung und es ist zweifelhaft, ob die ganze Stadt für diese Flickerei entschädigen kann. Die Gestalt des Theaters ist oval; dreiundvierzig Stufen, je einen Fuß oder mehr breit, steigen hintereinander auf; oben beträgt die Breite ungefähr sechshundert Schritt.[1] Die einheimischen Edelleute benutzen die Arena noch zum Lanzenstechen und anderen öffentlichen Schaustellungen.

Der Herr von Montaigne besuchte auch die Juden in ihrer Synagoge und unterhielt sich mit ihnen eingehend über ihre Zeremonien. Die Stadt hat schöne

[1] Das Amphitheater wurde um 290 von Diocletian aus Marmor erbaut, 157 m lang, 127 m breit, 32 m hoch. Es umfaßte 45 (nicht 43) Sitzreihen mit etwa 22000 Plätzen. — Vgl. Essais III, 6.

Digitized by Google

Plätze und lebhafte Märkte. Vom Kastell aus, das hoch liegt, entdeckten wir in der Ebene Mantua, zwanzig Meilen zur rechten Hand von unserem Wege. An Inschriften fanden wir keinen Mangel; die kleinste Traufe wird nicht ausgebessert, ohne daß nicht, in der Stadt und unterwegs auf den Straßen, der Name des Podesten und des Künstlers angebracht wird.[1] Wie die Deutschen führt jeder ein Wappen, so Kaufleute wie andere; in Deutschland besitzen nicht nur die Städte, sondern auch die meisten Weiler irgendein eigenes Wappen.

Als wir Verona verließen, kamen wir noch an der Kirche unserer lieben Frau vom Wunder vorüber, die wegen verschiedener seltsamer Vorfälle berühmt ist, in Anbetracht dessen sie neu aufgebaut wurde: nach einem hübschen runden Grundriß.[2] Von hier ab sind die Glockentürme verschiedenerorts mit quergelegten Ziegeln gedeckt.

Wir durchritten eine lange sich öfters ändernde bald fruchtbare bald auch unfruchtbare Ebene; die Berge lagen weit von uns zur Linken, andere zur Rechten. Wir kamen in einem Zug zum Abendessen nach Vincenza, dreißig Meilen davon. Es ist eine große Stadt nicht ganz von der Bedeutung Veronas, voll von Palästen des Adels.[3]

Am nächsten Tag fanden wir uns mehrere Kirchen und die Messe, die gerade auf einem großen Platze stattfand: dazu wurden Holzbuden aufgeschlagen.

---

[1] Vgl. Essais III, 10.

[2] Die Kirche der Madonna di Campagna ist außen rund, innen ein kuppelgekröntes Achteck. Der Entwurf wird Sammicheli zugeschrieben. Sie wurde 1586 vollendet. (Anc.)

[3] Mehrere hatte Palladio gebaut, der eben erst, 1580, gestorben war.

Digitized by Google

Auch hier trafen wir Jesuaten, die ein schönes Kloster besitzen; wir sahen uns auch ihren Likörladen an, in dem sie ihr Getränk öffentlich verkaufen und erstanden zwei Sorten für einen Taler: sie benützen es als Medizin gegen alle Krankheiten. Ihr Gründer ist St. Johannes Colombini (unter Papst Urban), ein sienneſischer Edelmann, der den Orden im Jahre 1367 gründete.[1] Gegenwärtig ist der Kardinal Pelvé ihr Beschützer.[2] Sie haben nur in Italien Klöster, etwa dreißig an der Zahl. Hier wohnen sie sehr schön. Nach ihrer Aussage geißeln sie sich jeden Tag; jeder hat an seinem Platz im Oratorium sein Kettchen, wo sie auch ohne zu singen ihre Gebete verrichten und sich zu bestimmten Stunden versammeln.

Alter Wein begann schon hier selten zu werden, was mich wegen des Herrn von Montaigne in Verlegenheit setzte, der bei seiner Kolik ihre hitzigen, sonst freilich guten Weine trinken mußte. Wir vermißten die deutschen Weine, obwohl sie meist gewürzt waren und auch sonst mit unterschiedlichen Zusätzen, sogar mit Salbei versehen waren — er hieß danach Salbeiwein und war nicht schlecht, wenn man sich daran gewohnt hatte, denn im übrigen war er gut und edel.

Donnerstag nach Tisch verließen wir diesen Ort. Die Straße, der wir folgten, war gleichmäßig breit und gerade; auf beiden Seiten begleiteten sie Gräben, bisweilen stieg sie ein wenig; ringsherum war das ganze Land sehr fruchtbar, die Berge grenzten in der

[1] S. Anm. S. 146.

[2] Nicolas de Pelvé (1518—1594), Erzbischof von Sens, seit 1592 Erzbischof von Reims, war eines der Häupter der Liga. Montaigne speiste in Rom mit ihm und besuchte in seiner Begleitung die dortigen Jesuaten. Essais III, 12.

Digitized by Google

Ferne den Horizont ab. Zur Nacht kamen wir nach Padua, achtzehn Meilen davon.

Die Gasthäuser lassen sich in keiner Beziehung mit den deutschen vergleichen. Allerdings sind sie ein Drittel billiger und nähern sich stark den französischen Zuständen.

Die Stadt ist weitläufig angelegt und nach meiner Schätzung hat sie mindestens die Ausdehnung von Bordeaux. Die Gassen sind häßlich und eng, nicht dicht bewohnt und arm an schönen Häusern. Die Lage ist hübsch, in einer ganz offenen, nach allen Seiten freien Ebene.

Wir machten hier den ganzen Tag nach unsrer Ankunft Halt; wir besuchten die Fecht-, Tanz- und Reitschule und fanden daselbst mehr als hundert französische Edelleute; der Herr von Montaigne sah in dieser Ansammlung einen Nachteil für die jungen Leute unserer Nation, die Italien besuchen, denn eine solche Gesellschaft gewöhnt sie nur noch mehr an die heimische Sitte und Sprache und verhindert, daß sie mit den fremden Zuständen bekannt werden.[1]

Die Kirche des heiligen Antonius erschien ihm schön. Das Gewölbe ist nicht vollständig, sondern man sieht Lücken darin. Eine Menge wertvoller Marmor- und Bronzestatuen ist vorhanden. Er betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Züge des Kardinals Bembo;[2] sie zeigen die Milde seiner Sitten und auch irgendwie die Vornehmheit seines Denkens.

[1] Vgl. Essais III, 9.

[2] Dieser Bembo war einer der schönsten Geister des 16. Jahrhunderts. Er machte lateinische Verse. Wegen seiner lateinischen Schreibart ist er allenthalben bekannt. Er affektierte nur zu sehr. (D.)

Digitized by Google

Es ist hier ein Saal, in dem die Gerechtigkeit gepflegt wird, der der größte ist, den ich je gesehen habe; er wird von keinem einzigen Pfeiler gestützt.[1] An dem einen Ende steht die Büste des Titus Livius: der magere Kopf eines viel denkenden und melancholischen Mannes; es ist ein antikes Werk, an dem man nichts vermißt, als daß es nicht reden kann. Seine Grabschrift ist ebenfalls vorhanden; die Paduaner haben sie aufrecht angebracht und Ehre damit einzulegen gemeint: mit Recht.[2] Ferner thront der Jurist Paulus[3] über der Tür dieses Palastes, doch meint der Herr von Montaigne, daß es neuere Arbeit sei.

Das Haus, das an der Stelle der antiken Arena steht, ist ebenso wie sein Garten sehenswert.[4] Die Studenten können dort, der Herr zu sieben Talern monatlich, der Diener zu sechs, vorzüglich auskommen.

Samstag brachen wir früh von hier auf und zogen auf einem sehr schönen Damm den Fluß[5] entlang. Zu beiden Seiten lag eine sehr fruchtbare Ebene mit Getreidefeldern und dem Schatten von zahllosen darüber verstreuten Bäumen, an denen die Rebe emporwächst; auch folgte am Wege ein hübsches Lusthaus den anderen, darunter auch eines im Besitze der Familie Contarini, an dessen Tür eine Inschrift

[1] Der Salone im gotischen Palazzo della Ragione (1219 beendet), 83 m lang, 28 m breit, 24 m hoch, anfangs in 3 Säle geteilt, aber 1306 in ein einziges Gewölbe eingezogen.

[2] Livius stammt angeblich aus Abano, das Montaigne einige Tage darauf besuchte.

[3] Julius Paulus, römischer Rechtsgelehrter des 3. Jahrh. n. Chr.

[4] Vermutlich der Palazzo Dalsemanini, später Foscari, der um 1830 abgerissen wurde. (Anc.)

[5] Die Brenta.

Digitized by Google

besagt, daß der König auf seiner Rückkehr von Polen daselbst wohnte.[1] Wir kamen nach Cà Fusina, zwanzig Meilen davon, wo wir zu Mittag speisten. Es ist nichts weiter als ein Wirtshaus, bei dem man sich zu Schiff setzt, um nach Venedig zu fahren. Alle Fahrzeuge, die auf diesem Fluß fahren, halten hier. Mit Hebeln und Winden, die von zwei Pferden ähnlich wie bei den Ölmühlen in Bewegung gesetzt werden, hebt man die Barken auf Rädergestelle und rollt sie über einen Holzboden in den Kanal, der zum Meere bei Venedig führt.

Wir aßen hier zu Mittag und kamen, nachdem wir eine Gondel bestiegen hatten, zum Abendessen nach Venedig, fünf Meilen davon.

Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — machte der Herr von Montaigne dem Herrn du Ferrier,[2] Gesandten des Königs, einen Besuch. Er wurde aufs beste aufgenommen, in die Messe geführt und zu Tisch behalten.[3]

---

[1] Der König war Heinrich III. von Frankreich, der im Palazzo Contarini in Mira am 1. August 1574 wohnte, wie die Inschrift nach Anc. besagt.

[2] Arnaud du Ferrier aus Toulouse, 1505—1585, studierte in Padua und lehrte in Bourges und Toulouse, wo Montaigne ihn vielleicht hörte. Er spielte eine wenn auch wechselvolle Rolle in der französischen Politik, die er als Gesandter in Trient und Venedig vertrat. Montaigne hatte als Zwischenhändler zwischen Heinrich von Navarra und dem Marschall de Matignon oft mit ihm zu tun. Vgl. Montaignes Briefe an den Marschall und Essais I, 56.

[3] Persönliche Randbemerkung Montaignes: Dieser Greis, der nach seiner eigenen Aussage fünfundsiebzig Jahre hinter sich hat, erfreut sich eines gesunden und zufriedenen Alters. Seine Art und sein Gespräch hat, ich weiß nicht warum, etwas Scholastisches, wenig Lebhaftigkeit und Schärfe. Seine Neigung auf politischem Gebiet gehört sehr deutlich den calvinistischen Neuerungen.

Digitized by Google

Montags speisten der Herr von Estissac und er noch einmal bei dem Gesandten. Dem Herrn von Montaigne fiel die Bemerkung des Gesandten auf, er habe mit niemand in der Stadt Verkehr, denn die Leute seien hier so argwöhnisch, daß, wenn ein Edelmann zweimal mit ihm gesprochen habe, er für verdächtig gelte.[1] Auch erzählte er uns, die Signoria ziehe aus der Stadt Venedig eine Rente von fünfzehnhunderttausend Talern.

Im übrigen sind die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt hinreichend bekannt. Der Herr von Montaigne meinte, er habe sie sich ein wenig anders und etwas sehenswerter vorgestellt.[2] Er ließ es sich angelegen sein, die Stadt und alle ihre Besonderheiten sorgfältig kennen zu lernen. Die Polizei, die Lage, das Arsenal, der S. Marcusplatz und die Menge der fremden Nationen schienen ihm das Bemerkenswerteste zu sein.

Montag, den 7. November, sandte ihm während des Abendessens die Signora Veronica Franca,[3] ein junges venezianisches Frauenzimmer, zum Geschenk ein kleines Buch Briefe, die sie selbst verfaßt hat; er ließ dem Überbringer zwei Taler geben.

---

[1] „Der Beruf eines Gesandten ist hier trostlos; sie können nur untereinander verkehren und dürfen um Gottes willen keinen Adligen sehen, denen bei Todesstrafe verboten ist, sie aufzusuchen. Das ist nicht bloß Drohung; ein Edelmann wurde zum Tode verurteilt und die Strafe an ihm vollzogen, weil er, ohne mit jemand zu reden, das Haus eines Gesandten durchschritten hatte um seine Geliebte heimlich zu treffen." Brosses, 15. Brief.

[2] Vgl. Essais I, 55.

[3] Veronica Franca, berühmte Kurtisane, war damals etwa 35 Jahre alt. Sie gab 1575 Terze rime und 1580 Lettere Fagmigliari a diversi heraus. (Anc.)

Digitized by Google

Am Dienstag bekam er nach Tisch einen Anfall seiner Kolik, der zwei bis drei Stunden anhielt; es war offenbar keiner der schlimmsten, und vor dem Abendessen schied er zwei dicke Steine nacheinander aus.

Er konnte nichts von der berühmten Schönheit, die man den Damen[1] von Venedig zuschreibt, bemerken, obwohl er die vornehmsten von denen, die damit Handel trieben, sah. Dagegen fand er es mindestens so staunenswert, sie in solcher Zahl zu treffen, etwa hundertundfünfzig, die an Möbeln und Kleidern den Aufwand einer Prinzessin trieben;[2] dabei haben sie keine andere Quelle des Verdienstes als diesen Handel; mehrere vom Adel hielten solche Kurtisanen für ihre Person ganz aus, was jedermann wußte und richtig fand.

Er mietete sich eine Gondel für Tag und Nacht, was zwei Livres, das sind ungefähr siebzehn Sous, kostete, wobei er dem Steuermann weiter nichts zu geben brauchte. Die Lebensmittel sind gerade so teuer wie in Paris, gleichwohl ist es diejenige Stadt der Welt, in der man am sparsamsten lebt, vor allem, weil man dort gar keine Dienerschaft braucht und jeder hier allein geht; auch an Kleidern treibt man keine Verschwendung und dann fallen die Pferde fort.

Samstag den 12. November verließen wir am Vormittag Venedig und kamen wieder nach Cà Fusina, fünf Meilen davon. Hier setzten wir uns,

[1] Den Kurtisanen.

[2] Ein Katalog der gesuchtesten und angesehensten Kurtisanen von Venedig, der gegen 1574 gedruckt wurde, zählt 215 auf. (Anc.)

Digitized by Google

Leute und Gepäck, für zwei Taler auf eine Barke. Der Herr von Montaigne hat die Erfahrung gemacht, daß er das Wasser zu fürchten hat, denn es ist die einzige Bewegung, die seinem Magen schlecht bekommt.[1] Trotzdem wollte er hier einen Versuch mit diesem Fluß machen, der ruhig und eintönig dahinfließt, und in der Tat bekam er diesmal keine Beschwerden davon. Wir passierten drei oder vier Schleusen, die sich vor den Reisenden öffnen und hinter ihnen wieder schließen. Zur Nacht kamen wir auf diesem Wasserwege nach Padua, zwanzig Meilen davon.

Der Herr von Cazalis verließ hier die Gesellschaft und mietete sich für sieben Taler monatlich bei guter Wohnung und Beköstigung ein.[2] Er konnte ferner für fünf Taler einen Diener haben. Dies ist für Padua schon die höchste Pension. Er hatte im Hause gute Gesellschaft, besonders den Herrn von Millac, Sohn des Herrn von Salagnac.[3] Meist haben die Herren keine Diener bei sich, sondern nur einen Hausknecht oder Aufwartefrauen. Jeder besitzt ein eigenes Zimmer, das sehr sauber ist; Feuer und Licht müssen sie selbst stellen. Das Essen war, soweit wir sahen, sehr gut. Man lebt hier wohlfeil, und dies ist auch nach meiner Meinung der Grund, weshalb viele Fremde, auch wenn sie nicht mehr studieren, sich hierher zurückziehen. Es ist nicht Sitte, zu Pferde

[1] Vgl. Essais III, 6.

[2] Wahrscheinlich um juristische Vorlesungen zu hören. Siehe Einleitung.

[3] François de Gontaut, Sohn Armand de Gontauts, Herrn von Millac, Kämmerers des Königs von Navarra. Er wurde in Italien im Alter von zweiundzwanzig Jahren im Duell getötet.

Digitized by Google

durch die Stadt zu reiten, noch Bediente hinter sich zu haben. In Deutschland fiel mir auf, daß jeder einen Degen an der Seite trug, selbst noch bei der Arbeit. Hierzulande im Gegenteil niemand.

Sonntag den 13. November verließen wir die Stadt nach Tisch, um die Bäder aufzusuchen, die zu unserer Rechten lagen. Der Herr von Montaigne zog auf dem kürzesten Wege nach Abano.

Das ist ein kleiner Ort dicht am Fuß von Bergen,[1] über dem, drei- bis vierhundert Fuß höher, ein steiniges Plateau bemerkenswert ist: es ist breit und mitten aus dem Felsen sprudeln verschiedene heiße, kochende Quellen.[2] An Ort und Stelle sind sie zu heiß zum Baden und noch mehr zum Trinken. Ringsherum ist der Boden ganz grau, als ob Asche ausgestreut wäre. Das Wasser läßt eine Menge Bodensatz zurück, der harten Schwammgebilden ähnlich sieht. Sein Geschmack ist leicht salzig und schwefelig.

Über der ganzen Gegend liegt dieser Wasserdunst, denn die Bäche, die allenthalben in die Ebene hinabeilen, führen Wärme und auch Geruch des Wassers noch recht weit mit sich. Für die Kranken sind zwei oder drei ziemlich dürftige Häuschen angelegt; das Wasser wird in diese hineingeleitet und in Bädern verwandt. Aber der Dampf steigt nicht nur da auf, wo das Wasser ist, sondern der ganze Felsen raucht überhaupt aus allen Fugen und Ritzen, und seine Wärme ist derart, daß an verschiedenen Stellen Lager ausgehöhlt worden sind, in denen ein Mann Platz

[1] Die Colli Euganei, eine isolierte vulkanische Hügelkette, bis zu 577 Meter hoch.

[2] Auch heute noch ist Abano ein besuchtes (Moor-) Bad.

Digitized by Google

findet und sich erwärmen, ja sogar in Schweiß geraten kann, was nicht einmal lange dauert. Der Herr von Montaigne nahm einen Schluck dieses Wassers, nachdem er es lange hatte abkühlen lassen: er fand den Salzgeschmack außerordentlich stark.

Mehr zur Rechten entdeckten wir die Abtei Praglia,[1] die wegen ihrer Schönheit, ihres Reichtums und ihrer Gastfreundschaft in großem Rufe steht. Der Herr von Montaigne wollte nicht hingehen, denn er meinte, er werde noch Gelegenheit finden, die ganze Gegend, zumal Venedig, mit Muße anzusehn. Diesen augenblicklichen Besuch rechnete er für nichts und hatte ihn nur unternommen, weil er sein Verlangen, Venedig zu sehen, nicht mehr hatte zügeln können; er hätte in Rom und nirgends in Italien Ruhe gefunden, ohne diese Stadt gekannt zu haben — so hatte er den Abstecher von der Hauptroute gemacht. In der Erwartung auf einen zweiten Besuch ließ er auch in Padua bei einem Franzosen, Meister François Bourges, die Werke des Kardinals Cusanus zurück, die er in Venedig gekauft hatte.[2]

Von Abano kamen wir, wieder in der Ebene, an einen Ort namens S. Pietro; die Berge, jetzt sehr nah, waren immer auf unsrer Rechten.[3] Die ganze Gegend besteht aus Wiesen und Weiden und dampft wie Abano selbst an den verschiedensten Punkten von heißen Quellen: die einen sind kochend, die anderen warm, andere schließlich auch kalt; ihr Wasser schmeckt stumpfer und leerer, riecht weniger nach Schwefel und ist fast ganz salzlos.

[1] Eine Benediktinerabtei.

[2] Nicolaus von Cusa 1401—1464. Seine theologischen und mathematischen Werke erschienen 1565 in Basel in 3 Bänden.

[3] Noch immer die Euganeen.

Digitized by Google

Wir stießen auf einige Spuren alter Bauten. Auch hier gibt es zwei oder drei schmächtige Häuschen für die Kranken, aber in Wahrheit, das alles ist sehr anspruchslos und ich möchte meine Freunde nicht hinschicken. Wie wir hörten, liegt die Schuld an dem Rat der Stadt, der vor allem fremde Herren fürchtet. Diese Bäder hier erinnerten den Herrn von Montaigne an die von Préchacq in der Nähe von Dax.[1] Das Wasser läßt einen rötlichen Satz zurück, auch auf der Zunge, wie es der Herr von Montaigne selbst fand; auch fand er es ganz geschmacklos und glaubt, daß es eher Eisen enthält.

Auf unserem weiteren Weg kamen wir an dem sehr schönen Hause eines paduanischen Edelmannes vorüber, in dem sich der Kardinal Este[2] der Gicht wegen aufhielt. Er besuchte schon über zwei Monate die Bäder, verschmähte aber auch nicht die nahe Gelegenheit der venezianischen Damen. — Zur Nacht langten wir in Battaglia an, acht Meilen davon, einem kleinen Dorf am Frassinekanal, der trotz seiner geringen Tiefe von stellenweise nur zwei bis drei Fuß dennoch stark beladene Fahrzeuge trägt. Wir bekamen hier irdene Schüsseln und hölzerne Teller statt zinnerner vorgesetzt, im übrigen war die Verpflegung erträglich.

Am Montag früh ritt ich mit dem Packesel voran; die anderen suchten die Bäder[3] auf, die nur fünfhundert Schritt abseits liegen; man gelangt auf einem

[1] Préchacq-les-Bains am Adour (Südfrankreich).

[2] Ludwig von Este 1538—1586, der Bruder des regierenden Herzogs von Ferrara. Das Landhaus war nach Anc. ohne Zweifel das Schloß Cattajo, das der venezianischen Familie Obizzi gehörte.

[3] Die heute stark besuchten Thermalbäder von Battaglia.

Digitized by Google

Damm längs des Kanals dahin. Nach dem Bericht des Herrn von Montaigne ist in dem ganzen Bad ein einziges Haus mit zehn bis zwölf Kammern zu finden. Im Mai und im August sollen viele Leute hingehen, die meist im Ort oder in dem Schloß des Herrn Pic wohnen, in dem der Kardinal Este sich aufhielt.

Das für die Bäder benutzte Wasser kommt von einer kleinen Kuppe und fließt in Röhren in das Badehaus und tiefer. Zum Trinken wird es nicht benutzt, sondern dazu wird Wasser von der Quelle in S. Pietro hierhergeschafft. Es entspringt auf derselben Kuppe und fließt in Röhren dicht neben denen des zarten und guten Wassers bergab; je nach der Länge des Laufes ist es mehr oder weniger warm. Der Herr von Montaigne stieg bis zur Höhe, um die Quelle zu sehen, und da konnte sie ihm niemand zeigen und er wurde damit vertröstet, daß sie unterirdisch fließe. Er fand dies Wasser ziemlich geschmacklos wie das von S. Pietro, arm an Schwefel wie an Salzen; seine Wirkung wird wohl dieselbe wie des Wassers von S. Pietro sein. Es läßt in den Leitungen einen rötlichen Niederschlag zurück.

Im Badehaus ist in den Kabinen und auch sonst die Einrichtung getroffen, daß man das Wasser herabtröpfeln läßt und das kranke Glied darunterhält. Wie er erfuhr, ist es meist die Stirn, bei Kopfschmerzen. Ferner sind an verschiedenen Stellen auf die Leitungsröhren kleine Steinlogen aufgesetzt: man schließt sich in ihnen ein, öffnet eine Klappe und läßt sich von dem Dampf und der Hitze des Wassers schnell in Schweiß bringen; es gibt verschiedene Arten solcher Schwitzstuben; zumeist sind sie

Digitized by Google

mit dem Schlammbad verbunden. Der Schlamm wird aus einem großen Lager unter dem Hause mit Hilfe von besonderen Vorrichtungen geschöpft und dann in die nahen Baderäume getragen. Hier stehen besondere hölzerne Formen für Beine, Arme, Schenkel und sonstige Körperteile bereit, in die die betreffenden Glieder gelegt und geschlossen werden, nachdem die Holzform ganz mit Schlamm gefüllt worden ist; er wird nach Bedarf erneuert. Er ist schwarz wie der von Barbotan,[1] jedoch weniger griesig und fetter; er hat mittlere Wärme und riecht fast gar nicht. Alle diese Bäder weisen keine besondere Bequemlichkeit auf, es sei denn die Nähe von Venedig; alles ist grob und geschmacklos.

Als sie nach dem Frühstücke von Battaglia aufbrachen, folgten sie dem Kanal, der der Zweipfadekanal heißt — die Wege liegen auf den beiden Dämmen zu seiner Seite. Nach kurzem kamen sie an die Kanalbrücke. Sie besteht aus Bogen, die außen von der Höhe der beiden Wege sind, innen fast den Wasserspiegel berühren: An dieser Stelle ruhen sie auf einem Steinbett, über das der Kanal fließt. Über die beiden Bogen und den Kanal führt eine hohe Brücke, unter der die Schiffe auf dem Kanal durchfahren — oben vollzieht sich der übrige Verkehr.

Mitten durch die Ebene fließt noch ein Bach, der von den Bergen kommt und diesen Kanal durchschneidet. Zu diesem Zweck wurde jenes Steinbett als Brücke hergestellt, durch welches der Kanal geleitet wird: darunter nimmt der Bach seinen Weg. Diese Unterführung ist unten und auf den Seiten mit Holzdielen

[1] Oder Eaux-Chaudes in den Pyrenäen.

Digitized by Google

ausgelegt, derart, daß der Bach Fahrzeuge tragen kann; dazu war genug Platz in der Breite und der Höhe da. Auf dem Kanal folgen sich ununterbrochen die Schiffe und auf der obersten Brücke die Wagen: drei Verkehrswege lagen so einer über dem anderen.

Uns immer zur Linken des Kanals haltend, kamen wir an einem Dorf namens Montselice vorüber, das zwar meist eben liegt, dessen Mauern aber sich einen Hügel hinaufziehen und ein altes Schloß einschließen, das einst dem Herrn des Ortes gehörte; zur Stunde sind es nur noch Ruinen.[1]

Hier ließen wir die Hügel rechts liegen und nahmen einen aufgeschütteten Weg zur Linken, der schön und eben war und im Sommer ganz schattig sein muß; zu unseren Seiten lagen ebene sehr fruchtbare Felder, auf denen nach Landessitte zwischen dem Getreide viele Bäume reihenweise standen, um die Reben zu stützen. Die Ochsen, die wir sahen, waren außerordentlich stark und graufarben; sie sind dort so alltäglich, daß ich das was ich von denen des Erzherzogs Ferdinand gesagt habe,[2] nicht mehr seltsam finde.

Wir vereinigten[3] uns wieder auf einem Damm, der durch sumpfiges Land führte, das sich mehr als fünfzehn Meilen, soweit das Auge reichte, ausdehnte. Das waren früher große Sümpfe, die die Signoria auszutrocknen versucht hatte, um Ackerland daraus zu machen; sie ist aber nur an ganz wenigen Stellen

[1] Die Stammburg der Herzöge von Ferrara, Modena, Braunschweig, und der Könige von England und Hannover.

[2] Siehe Innsbruck.

[3] Der vorausgeschickte Diener und die übrige Gesellschaft. Offenbar stammt die schwerfällige Darstellung der Kanalüberführung auch von dem Diener allein.

Digitized by Google

zum Ziel gelangt. Gegenwärtig ist es ein unendliches Gebiet, das unfruchtbar ist und dem Blick nur Schlamm und Schilf zeigt. Sie haben bei dem Versuch, es zu ändern, mehr verloren als gewonnen.

Die Etsch, die zu unserer Rechten lag, überschritten wir auf einer Brücke, die auf zwei kleinen fünfzehn bis zwanzig Pferden fassenden Booten ruhte; als Halt diente ein Seil, das mehr als fünfhundert Schritte über das Wasser hinweg gespannt war; um es in der Schwebe zu halten, ist von Zeit zu Zeit ein Fahrzeug verankert, das Gabeln trägt. — Zur Nacht kamen wir nach Rovigo, fünfundzwanzig Meilen davon, einem kleinen Städtchen, das noch der genannten Signoria gehört.

Wir wohnten vor dem Ort. Hier begann man, uns massenhaft Salz vorzustellen, von dem man nimmt als wenn es Zucker wäre. Fleisch gab es so reichlich wie in Frankreich, was man auch zu sagen pflegt; und daß sie den Braten nicht spicken, macht ihn nicht weniger saftig. Die Zimmer sind unsauberer als in Frankreich, da sie keine Scheiben haben und die Fenster nicht schließen; die Betten sind besser gemacht und die Matratzen ebenmäßiger, doch gibt es nur kleine Betthimmel aus schlechtem Zeug und an weißen Bettüchern wird sehr gespart. Wer allein reist oder nur mit kleiner Begleitung, bekäme überhaupt keine. Die Preise sind ebenso hoch wie in Frankreich, vielleicht noch etwas höher.

Es ist die Geburtsstadt des guten Coelius, der sich nach ihr Rhodiginus benannte.[1] Sie ist recht hübsch und hat einen sehr schönen Platz; die Etsch fließt mitten hindurch.

[1] Luigi Ricchieri, Humanist, geb. um 1450, der sich Ludovicus Coelius Rhodiginus nannte und in Mailand und Padua lehrte.

Digitized by Google

Dienstag den 15. November brachen wir morgens früh auf. Wir legten einen langen Weg auf der Landstraße, die an die nach Blois erinnerte, zurück und überschritten die Etsch, die wir zur Rechten trafen, danach den Po zur Linken; die Brücken glichen denen vom Tag vorher, ausgenommen daß hier noch ein Häuschen steht, in dem man beim Vorübergehen das Weggeld nach einer gedruckten Vorschrift zahlt; desgleichen halten die Bootsleute ihr Fahrzeug mitten auf dem Fluß an, um zu rechnen und sich vor der Landung bezahlen zu lassen. Danach ritten wir in eine Tiefebene hinab, die ganz den Anschein erweckte, als müßte sie zu Regenzeiten unpassierbar sein, und gelangten in einem Zug bis zum Abend nach Ferrara, zwanzig Meilen davon. Wir wurden lange am Tor wegen Ausweis und Gesundheitsschein aufgehalten — es geht allen so. Die Stadt ist groß wie Tours und liegt in ganz ebener Gegend. Sie hat viele Paläste, meist breite und gerade Straßen, aber wenig Bevölkerung.

Mittwoch früh machten die Herren von Estissac und Montaigne dem Herzog[1] ihre Aufwartung. Als sie ihm angemeldet wurden, ließ er sie von einem Herrn des Hofes in sein Kabinett führen; hier erwartete er sie mit zwei oder drei anderen.[2]

[1] Alphonso II. d'Este 1533—1597, seit 1558 Herzog; durch sein Verhalten zu Tasso bekannt. Estissac überreichte dem Herzog bei dieser Gelegenheit zwei Empfehlungsbriefe, die ihm Heinrich III. und die Königin Mutter mitgegeben hatten. Der Herzog war der Onkel des Königs. Anc. teilt den Wortlaut der beiden Schreiben mit, die er in den Archiven von Modena gefunden hat.

[2] „Wir kamen vorher durch verschiedene verschlossene Zimmer, in denen sehr gut gekleidete Edelleute sich aufhielten. Man ließ uns alle zusammen eintreten. Der Herzog stand an einem Tisch." Nachtrag Montaignes.

Digitized by Google

Der Herzog griff nach dem Hut als sie eintraten und blieb unbedeckt, so lange der Herr von Montaigne mit ihm sprach, was ziemlich lange dauerte. Er stellte zuerst die Frage, ob er die Sprache verstehe; als sie bejaht wurde, versicherte er sehr lebhaft auf Italienisch, er sähe die Edelleute der französischen Nation sehr gern bei sich, er sei ja selbst der Diener des allerchristlichsten Königs und ihm sehr ergeben. Sie sprachen noch ein paar andere Sätze und die Herren zogen sich dann zurück. Der Herr Herzog hatte sein Haupt nicht wieder bedeckt.

Wir sahen in einer Kirche[1] das Bild Ariosts; er war ein wenig voller als in seinen Büchern;[2] er war am 6. Juni 1533 im Alter von neunundfünfzig Jahren gestorben.[3]

Die Früchte wurden hier auf Tellern aufgetragen. Die Straßen sind alle mit Ziegelsteinen gepflastert. Die Bogengänge, die in Padua kein Ende nehmen und eine große Annehmlichkeit darstellen, da man bei jedem Wetter geschützt und ohne sich zu beschmutzen durch die Stadt gehen kann, fehlen hier. In Venedig sind Straßen und Pflaster von gleichem Material, aber so schräg, daß sie niemals schmutzig sind. Ich habe vergessen von Venedig zu erzählen, daß wir am Tag unserer Abreise auf mehrere Barken stießen, die mit Süßwasser vollgeladen waren: die Ladung kostet einen venezianischen Taler und dient als Trinkwasser oder zur Färbung der Tücher. In Fusina

[1] San Benedetto.

[2] D. h. auf den Titelkupfern seiner Bücher.

[3] Es war das Geburtsjahr Montaignes. Montaigne schätzte Ariost, den er oft zitiert, wenn er sich über die Vermessenheit und „barbarische Stupidität" derer aufregt, die ihn mit Vergil verglichen. Vgl. Essais II, 10.

Digitized by Google

sahen wir, wie mit Hilfe von Pferden, die unermüdlich ein Rad drehen müssen, Wasser aus einem Bach in eine Leitung geschafft wird, aus der die Barken gefüllt werden.

Wir blieben den ganzen Tag in Ferrara und sahen uns verschiedene schöne Kirchen, Gärten und Privathäuser an, sowie überhaupt alles, was man uns als bemerkenswert genannt hatte: unter anderem bei den Jesuaten einen Rosenstock, der alle Monate im Jahr blüht, und es fand sich auch eine Blume für den Herrn von Montaigne. Wir sahen ferner den Bucentaurus, den der Herzog für seine letzte Gemahlin — sie ist schön und zu jung für ihn — mit dem Staat Venedig wetteifernd hatte verfertigen lassen: er hatte sie auf dem Po nach Hause gebracht.[1] Wir besichtigten schließlich das Arsenal des Herzogs und sahen hier ein Stück von fünfunddreißig Fuß Länge und einem Fuß Durchmesser.[2]

Der neue blinde Wein und das gleichfalls trübe Flußwasser, das wir tranken, ließen den Herrn von Montaigne einen Anfall seiner Kolik befürchten. An allen Zimmertüren des Gasthauses stand geschrieben: Ricordati della boletta.[3] Sofort nach der Ankunft muß man seinen Namen der Behörde melden, sowie die Anzahl der Gesellschaft, widrigenfalls man keine Aufnahme findet.[4]

[1] Alfonso von Este hatte seine dritte Gemahlin Margarete Gonzaga, Tochter des Herzogs von Mantua, am 22. Februar 1578 nach Ferrara gebracht. Er war damals 45 Jahre alt. Die Ehe hatte keine Kinder und Ferrara fiel an den römischen Stuhl.

[2] Ariost besingt den Gran Diavolo, den Alfonso I. hatte gießen lassen. (Anc.)

[3] Vergeßt nicht den Gesundheitsschein.

[4] Lautrey macht hier darauf aufmerksam, daß Montaigne in Ferrara auch Tasso sah, der seit 1579 im Spitale di Sant Anna gefangen gehalten wurde.

Digitized by Google

Am Dienstag morgen verließen wir den Ort und reisten mitten durch sehr fruchtbares ebenes Land, das für Fußgänger bei schmutzigem Wetter unpassierbar sein muß, umsomehr als die Lombardei aus fettem Boden besteht und außerdem die Wege auf jeder Seite von Gräben eingeschlossen sind: daher gibt es keine Rettung vor dem Schmutz, wenn man den Weg verläßt, und die Einwohner benutzen häufig kleine, einen halben Fuß hohe Stelzen. Bis zum Abend kamen wir in einem Zuge nach Bologna, zwanzig Meilen davon. Eine große, schöne Stadt, die an Umfang und Bevölkerung Ferrara weit übertrifft. Als wir in unserem Gasthaus abstiegen, war der junge Herr von Montluc ebendaselbst eine Stunde vorher von Frankreich angekommen; er nahm hier Aufenthalt um die Fecht- und Reitschule zu besuchen.[1]

Am Freitag besuchten wir einen venezianischen Fechtmeister, der sich rühmte, neue Erfindungen in dieser Kunst gemacht und damit alle anderen übertroffen zu haben; in der Tat unterscheidet sich seine Art zu fechten in vieler Hinsicht von der gewöhnlichen. Der beste seiner Schüler war ein junger Mann aus Bordeaux namens Binet.[2]

---

[1] Blaise de Montluc war der Enkel und Erbe des Marschalls Montluc, den Montaigne in den Essais II, 8 erwähnt hat. Sein Vater, Pierre Bertrand, fiel 1566 bei der Eroberung von Madera; sein Sohn war damals ungefähr sechszehn Jahre alt. Er setzte seine Studien in Rom fort, verkehrte dort viel mit Montaigne und gab ihm bei der Abreise das Geleit.

[2] Brantôme erzählt im 6. Band von einem jungen Mann dieses Namens, der seine Heimat verließ, um die Welt zu sehen, in Neapel eine Kompagnie Fußvolk erhielt und den Namen Carlos de Villamor annahm. (L.)

Digitized by Google

Wir sahen hier einen viereckigen Glockenturm von hohem Alter, der ganz schief steht und dem Einsturz nahe scheint.[1] Ferner sahen wir die Universität,[2] das schönste Gebäude, das ich überhaupt für diese Zwecke gesehen habe.

Am Samstag besuchten wir nach Tisch die Komödie, an der der Herr von Montaigne großen Gefallen fand, wo er aber, vielleicht auch aus einem anderen Grunde, solche Kopfschmerzen bekam, wie er sie seit Jahren nicht mehr gehabt hatte. Übrigens ließen zu dieser Zeit seine Nierenschmerzen nach wie lange nicht, und auch was den Bauch betrifft, empfand er ein Wohlbehagen wie bei der Rückkehr von Bagnères. Die Kopfschmerzen vergingen in der Nacht.

Die Stadt ist ganz mit schönen, breiten Bogengängen erbaut und besitzt eine außerordentliche Anzahl schöner Paläste. Man lebt hier ungefähr wie in Padua und ist gut aufgehoben; nur herrscht in der Stadt wegen der Spaltung in die beiden alten Parteien[3] weniger Frieden. An der Spitze der Parteien stehen einige einheimische Familien und die eine hat von jeher die Franzosen für sich, die andere die Spanier. Auf dem Platz steht ein sehr schöner Brunnen.[4]

---

[1] Von den schiefen Türmen Bolognas ist die Torre Asinelli, 1109 begonnen, 98 m, die Torre Garisanda, 1110 begonnen, 47 m hoch.

[2] L' Archiginnasio, 1562 erbaut.

[3] Die Ghibellinen und Guelfen. Die Ghibellinen hatten Frankreich auf ihrer Seite, die Guelfen Spanien und den Kaiser.

[4] Der Brunnen mit der Neptunsstatue Giovannis da Bologna (1564), auf der heutigen Piazza Vittorio Emanuele.

Digitized by Google

Am Sonntag wollte der Herr von Montaigne die Reise zur linken Hand über Imola, die Mark Ancona und Loreto fortsetzen und von da aus Rom erreichen; aber ein Deutscher erzählte ihm, daß er von Banditen im Herzogtum Spoleto ausgeplündert worden war; daher wählte er den Weg zur Rechten nach Florenz. Wir gerieten plötzlich auf einen unebenen Weg in eine bergige Gegend[1] und kamen bis zur Nacht nach Lojano, sechzehn Meilen davon, einem kleinen ziemlich armseligen Dorf. Es gibt in dem ganzen Ort nur zwei Gasthäuser, die in ganz Italien einen besonderen Ruf genießen wegen der verräterischen Behandlung, die man dort den Reisenden angedeihen läßt; sie werden mit den schönsten Versprechungen, was Bequemlichkeit betrifft, aufgenommen, bevor sie die Schwelle betreten, und ausgelacht, wenn sie die Leute beim Wort nehmen wollen. Es gibt allbekannte Sprichwörter darüber.

Wir reisten am nächsten Tag in der Frühe weiter und blieben bis zum Abend auf einem Weg, der wahrhaftig der erste auf unserer Reise ist, der unbequem und wild genannt werden muß; überhaupt waren diese Berge der schwierigste Teil der ganzen Reise. Zur Nacht kamen wir nach Scarperia, vierundzwanzig Meilen davon. Es ist ein kleines toskanisches Dorf, in dem starker Handel mit Bestecken, Scheren und ähnlichen Erzeugnissen getrieben wird.

Der Herr von Montaigne fand hier allen erdenklichen Spaß an der Beredsamkeit der Wirte. Sie schicken den Fremden ihre Boten auf sieben,

[1] Die nördlichen Ausläufer des Apennins.

Digitized by Google

acht Meilen entgegen und reden ihnen zu, bei ihnen einzukehren. Oft trifft man den Wirt selbst zu Pferde und an den verschiedensten Orten Leute, die ganz gut angezogen sind und auf einen lauern. Während des ganzen Weges ließ der Herr von Montaigne, der seine Gesellschaft amüsieren wollte, sich hübsch die verschiedenen Angebote machen und es gibt nichts, was sie nicht versprächen.[1] Einer bot ihm schlankweg einen Franken an, wenn er sein Haus bloß besehen wolle. Am Stadttor aber haben Reden und Hader ein Ende, keiner wagt mehr ein Wort zu sagen. Allgemein bieten sie einem einen berittenen Führer, der die Fremden bis zum Gasthaus führt und auch einen Teil des Gepäcks abnimmt, auf ihre Kosten an; dies geschieht stets und sie tragen auch die Kosten. Ich weiß nicht, ob sie bei der Unsicherheit des Weges dazu vielleicht durch eine Verordnung gezwungen sind.

Schon in Lojano, hinter Bologna, hatten wir fest abgemacht, was wir zu bezahlen und was wir zu erhalten hatten, von den Leuten des Wirts, bei dem wir einkehrten, und auch sonst dazu gezwungen; daher sandte der Herr von Montaigne einen von uns aus, Wohnung, Lebensmittel und Wein auszukundschaften und die Verhältnisse ausfindig zu machen, bevor er vom Pferde stieg und entschied sich dann für das Annehmbarste. Gleichwohl ist es bei aller Vorsicht unmöglich, ihrer Betrügerei zu entgehen: denn zuletzt stellt es sich heraus, daß das Holz oder die Beleuchtung, oder die Wäsche oder der Hafer

[1] Randbemerkung: Anche ragazza e ragazzi, auch Mädchen und Knaben. L. ist im Zweifel, ob dieser Zusatz nicht von D. herrührt.

Digitized by Google

nicht miteingerechnet war und besonders aufgeschrieben wird. Diese Straße ist voll von Reisenden, denn sie ist die gewöhnliche nach Rom.

Hier wurde ich[1] auf eine Dummheit aufmerksam gemacht, die ich begangen, indem ich es versäumt hatte, zehn Meilen von Lojano, nur zwei Meilen abseits von unserem Wege einen Gipfel zu besteigen, aus dem man bei regnerischem oder stürmischem Wetter und bei Nacht eine außerordentlich hohe Flamme hervorlodern sieht; der Mann, der mich darauf aufmerksam machte, fügte hinzu, bei starken Stößen speie der Berg manchmal kleine Münzen, auf denen irgend eine Gestalt sei, aus.[2] Man hätte untersuchen müssen, was es mit all dem für eine Bewandtnis hatte.

Am nächsten Morgen verließen wir Scarperia unter Führung unseres Wirtes und hatten einen schönen Weg, der durch verschiedene bewohnte und bekannte Hügel führte. Unterwegs machten wir einen Abstecher von ungefähr zwei Meilen nach rechts, um ein prächtiges Landhaus zu sehen, das der Herzog von Florenz hier vor zwölf Jahren gebaut und bei dem er alle seine fünf Sinne, die ihm die Natur gab, angestrengt hat, etwas Schönes zu schaffen. Er scheint absichtlich eine ganz ungünstige Lage herausgesucht zu haben, in einer öden, bergigen Gegend, um das Vergnügen zu haben, das Wasser fünf Meilen weit herzuleiten und Sand und Kalk fünf andere. Es ist ein Ort, an dem nichts eben und frei liegt. Man hat die Aussicht auf

[1] Vermutlich persönliche Anmerkung Montaignes.

[2] Das ist ein kleiner Vulkan, der das Feuer von Pietramala heißt. Die Flamme, die aus ihm schlägt, ist einen Fuß hoch, bei feuchtem Wetter etwas höher. Die angeblichen Geldstücke, die er auswirft, sind natürlich eine Fabel. (Anc.).

Digitized by Google

ein paar Hügel, den gewöhnlichen Anblick der Gegend. Das Landhaus heißt Pratolino.[1] Der Bau selbst ist von fern nicht besonders anziehend, gewinnt aber sehr in der Nähe, wenn es auch den schönsten französischen Schlössern nachsteht. Es sollen sechsundzwanzig möblierte Zimmer darin sein; wir sahen davon zehn bis zwölf, die sehr schön waren. Die Möbel sind hübsch, wenn auch nicht prächtig.

Es gibt hier Wunder in einer Grotte, die verschiedene Nischen und Teile hat: Sie übertrifft alles, was wir je in der Art gesehen haben. Sie ist mit einem gewissen Stein,[2] der, wie uns gesagt wurde, von bestimmten Bergen geholt wird, ganz eingefaßt und ausgeschlagen; die Nägel sind nicht zu bemerken. Zu den Merkwürdigkeiten dieser Grotte gehört nicht nur die Musik und die harmonischen Töne, die mit Hilfe des Wassers erzeugt werden, sondern auch bewegliche Statuen und Tiere, die bei den verschiedenen Handlungen gleichfalls durch Wasserwerke in Bewegung gesetzt werden, ferner künstliche Tiere, die sich zum Trinken niederbeugen und ähnliche Dinge. Es bedarf nur eines einzigen Griffes, um die ganze Grotte unter Wasser zu setzen und die Sitze einem das Wasser in den Hintern spritzen zu lassen; flieht man dann aus der Grotte und steigt die Treppe zum Schloß hinauf, so gibt es eine ähnliche Vorrichtung, um aus jeder zweiten Stufe dieser Treppe nach Gefallen tausend Wasserstrahlen hervorspritzen zu lassen, die einen, bis man oben ist, durch und durch nässen.

[1] Die Villa Pratolino, die der Großherzog Franz I. Medici 1573 zu bauen begann. Heute ist nur noch der Park erhalten.

[2] Bimsstein.

Digitized by Google

Schönheit und Pracht dieses Ortes lassen sich nicht im einzelnen schildern. Unter dem Schloß ist unter anderem eine Allee in der Breite von fünfzig Fuß und in der Länge von etwa fünfhundert Fuß, die mit großen Kosten ganz gleichmäßig angelegt ist. Auf beiden Seiten ziehen sich lange und sehr schöne Brüstungen aus Hausteinen hin, die alle fünf oder zehn Schritt aufeinanderfolgen; von Zeit zu Zeit schießt aus ihnen der Strahl eines Springbrunnens hervor, dergestalt, daß man eine Allee von Springbrunnen selbst vor sich zu sehen meint. Den Abschluß bildet eine hübsche Fontaine, die sich aus einer Marmorstatue in ein großes Bassin ergießt. Die Statue stellt eine Wäscherin dar, die den Abfluß des Brunnens aus ihrem Linnen aus weißem Marmor auszudrehen scheint; über ihr steht auch noch ein Gefäß, in dem sie das Waschwasser kocht.

In einem Saal des Schlosses steht ein Marmortisch mit acht Plätzen: Vor jedem ist im Tisch ein Ring angebracht, mit dem man den Deckel von einem Behälter heben kann, der im Tisch selbst Platz gefunden hat; darin sprudelt ein kleiner starker Wasserstrahl, an dem jeder sein Glas säubern kann. In der Mitte des Tisches kann man an einem größeren die Flasche füllen.

Wir sahen auch breite Löcher in der Erde, in denen das ganze Jahr über eine große Menge Schnee frisch gehalten wird; er liegt auf einer Ginsterschicht und das Ganze ist recht hoch mit einer Pyramide von Roggenstroh überdeckt und sieht wie eine kleine Scheune aus. Es gibt da tausend Wasserbehälter und es ist eine Riesenfigur im Bau, die so groß ist, daß die Augenhöhlen drei Ellen breit sind; im übrigen ist

Digitized by Google

sie proportioniert und sie soll einen mächtigen Wasserstrahl ausspeien.[1] Es gibt tausend Wasserbehälter und Teiche, die alle aus zwei Brunnen mit Hilfe zahlloser unterirdischer Leitungen gespeist werden. In einem recht schönen und großen Vogelhaus sahen wir kleine Vögel, die mit Distelfinken Ähnlichkeit hatten, nur trugen sie am Schwanz zwei lange Federn, die denen eines großen Kapaunen glichen. Auch eine merkwürdige Schwitzstube ist da.

Wir hielten uns hier zwei bis drei Stunden auf, dann setzten wir die Reise fort und kamen über verschiedene Hügel hinweg nach Florenz, siebzehn Meilen davon. Die Stadt ist kleiner als Ferrara, liegt auf einer Talsohle, von tausend stark bebauten Hügelchen umgeben. Der Arno fließt mitten hindurch und wird von verschiedenen Brücken überspannt. Wir fanden um die Mauern keine Gräben.

Der Herr von Montaigne gab an diesem Tage zwei Steine und viel Körner von sich, ohne davon mehr als einen leichten Schmerz im Unterleib zu verspüren.

Am selben Tage noch besuchten wir die Ställe des Großherzogs, eine sehr große Anlage mit Gewölben, in denen aber nur wenig wertvolle Pferde standen. Der Großherzog war damals nicht anwesend. Wir bemerkten daselbst einen Hammel von ganz seltsamem Aussehen, ein Kamel, Löwen, Bären und ein Tier von der Größe eines sehr starken Schäferhundes, weiß und schwarz gestreift, das Tiger genannt wird.

Wir besahen ferner die S. Laurentiuskirche, in

[1] Die Kolossalstatue des Apennin von Giovanni di Bologna. Er sitzt und preßt mit der linken Hand das Haupt eines Ungeheuers, das Wasser in Überfülle ausspeit. (Anc.).

Digitized by Google

der noch die Fahnen hängen, die wir unter dem Marschall Strozzi in Toskana verloren hatten.[1] In der Kirche sind verschiedene Fresken und sehr schöne, ausgezeichnete Statuen am Werk Michel Angelos.[2] Weiter betrachteten wir den Dom, eine sehr große Kirche, und den Glockenturm,[3] der ganz mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet ist: eines der schönsten und prächtigsten Werke der Welt.

Der Herr von Montaigne sagte, er habe bislang keine andere Nation getroffen, die so wenig schöne Frauen wie Italien aufzuweisen hätte.[4] Die Gasthäuser fand er viel unbequemer als in Frankreich und Deutschland. Das Fleisch bekommt man nicht halb so reichlich wie in Deutschland vorgesetzt und es ist auch nicht so gut zubereitet. Es wird zwar auch in Deutschland nicht gespickt, ist dort aber weit besser gewürzt; ebenso gibt es dort größere Abwechslung in Saucen und Suppen. Die italienischen Wirtshäuser sind viel schlechter. Speisesäle[5] sind unbekannt, die Fenster sind groß und ganz ohne Glas. Wenn man gegen Sonne oder Wind die großen hölzernen Läden schließt, so hat man auch zu gleicher Zeit das Licht abgesperrt, und das fand der Herr

[1] Im Gefecht von Marciano 1554, in dem Strozzi von den Kaiserlichen geschlagen wurde.

[2] Die Grabmäler Giulios und Lorenzos Medici. L. bemerkt, daß Montaigne im ganzen Buch nur zweimal den Namen eines Künstlers aufgezeichnet hat.

[3] Von Giotto gebaut.

[4] Vgl. Essais III, 5: Im ganzen genommen hat sie [die italienische Nation] mehr schöne Weiber und weniger häßliche als wir, aber in Rücksicht auf seltene und ganz vorzügliche Schönheit sollte ich meinen, geben wir ihr nichts nach.

[5] Wie in der Schweiz.

Digitized by Google

von Montaigne weit schlimmer und unabänderlicher als die deutschen Vorhänge. Sie haben auch nur elende Lagerstätten mit einem dürftigen Fetzen als Betthimmel darüber, eine höchstens in jedem Zimmer; die Betten laufen auf Rädern. Wer nicht gern hart schläft, könnte es dort schlecht finden. Gleicher[1] oder noch größerer Mangel an Wäsche. Der Wein ist meist geringer;[1] wer fade Süße an ihm haßt, muß ihn zu dieser Jahreszeit unerträglich finden. Die Preise sind allerdings etwas billiger. Man sagt, Florenz sei die teuerste Stadt Italiens. Ich hatte, bevor mein Herr ankam, im Gasthaus zum Engel mit sieben Realen täglich für Mann und Pferd und vier Realen[2] für die Unberittenen abgeschlossen.

Am gleichen Tage besichtigten wir einen Palast des Herzogs, wo er sich mit dem Schleifen orientalischer Steine und der Herstellung von Kristall[3] abzugeben liebte.[4] Denn er ist ein Fürst, der sich ein wenig um Alchimie und mechanische Künste bekümmert, vor allem aber ein großer Architekt.

Am nächsten Tage stieg der Herr von Montaigne zuerst auf den Dom hinauf, den eine vergoldete eherne Kugel krönt, die von unten von der Größe eines Balles erscheint, bis sich oben herausstellt, daß sie vierzig[5] Mann fassen kann. Er sah dabei, daß der Marmor, mit dem die Kirche belegt, auch der schwarze — denn am ganzen Bau wechselt die Farbe kunstvoll ab

[1] Wie in Deutschland.
[2] Spanische Münze, die etwa das fünffache eines Sous galt.
[3] Nach D. von künstlichen Kristallen.
[4] Der Palast war das Casino di San Marco. (Anc.)
[5] Wohl ein Schreib- oder Druckfehler für vier. Die Kugel hat nur 2,40 m Durchmesser.

Digitized by Google

— bereits an vielen Stellen ſich abzuſchälen beginnt und bei Froſt und bei Sonnenſchein weich wird, was ihn befürchten ließ, der Marmor ſei nicht gerade ſehr echt.

Er beeilte ſich auch, die Häuſer der Strozzi und Gondi[1] zu ſehen, in denen noch Verwandte der Familien wohnen. Wir beſuchten ferner den Palaſt des Herzogs,[2] in dem Coſimo, der Vater des regierenden, die Einnahme von Siena und die Schlacht, die wir verloren haben, hat malen laſſen.[3] Gleichwohl prangen an den verſchiedenſten Stellen der Stadt und nicht zum wenigſten an den alten Mauern dieſes Palaſtes ſelbſt die Lilien vor allen anderen Wappen.[4]

Die Herren von Eſtiſſac und Montaigne waren zum Diner des Großherzogs, wie er dort heißt,[5] geladen. Die Großherzogin hatte den Ehrenplatz, dann kamen der Großherzog und die Schwägerin der Großherzogin mit ihrem Mann, dem Bruder der Herzogin.[6]

[1] Die Familie Gondi iſt mit den beiden Königinnen aus dem Hauſe Medici nach Frankreich gezogen. (D.).

[2] Der Palazzo Vecchio.

[3] Das Gemälde ſtammt von Vaſari. Siena ergab ſich 1550 erſt nach ſiebenmonatlicher Belagerung.

[4] Nach Anc. zur Erinnerung, daß Florenz ſich 1267 an Karl von Anjou und 1313 an Robert von Anjou ergab, nach D. zur Erinnerung an die Verbindung der Medici mit Frankreich.

[5] Pius V. hatte dem Herzog Coſimo I. den Titel Großherzog und Sereniſſimus verliehen.

[6] Franz Maria I., Sohn Coſimos I., ſeit 1574 Großherzog, hatte in zweiter Ehe — aus erſter mit Johanna von Öſterreich ſtammte Maria von Medici, die bei Montaignes Beſuch ſieben Jahre alt war und ſpäter Heinrich von Navarra heiratete — ſeine Geliebte, Bianca Capello aus Venedig, geheiratet. Beide ſtarben 1587 nach einem Jagddiner, vielleicht von dem Bruder des Großherzogs vergiftet, dem Kardinal Medici, der als Ferdinand I. auf dem Throne folgte. Einen anderen natürlichen Bruder traf Montaigne ſpäter bei Sarzana. Der Bruder der Großherzogin war Viktor Capello.

Digitized by Google

Die Herzogin ist nach italienischer Auffassung schön: sie hat ein angenehmes, majestätisches Gesicht, starken Oberkörper und eine Brustfülle ganz nach ihrem Geschmack.[1] Sie schien dem Herrn von Montaigne Reize und glatte Worte genug zu besitzen, um den Fürsten geködert zu haben und noch lange zu fesseln. Der Herzog ist ein dicker schwarzer Mann von meiner Statur, mit festen Knochen und einem Gesicht, aus dem wie aus dem ganzen Benehmen Höflichkeit spricht; er schreitet immer mit abgezogenem Hut durch das Gedränge seiner Leute, das nicht klein ist. Seine Haltung ist gesund und straff, die eines Mannes von vierzig Jahren.

Auf der anderen Seite der Tafel saßen der Kardinal und ein junger Mann von achtzehn Jahren, die beiden Brüder des Herzogs. Wenn der Herzog und seine Gemahlin trinken wollen, bringt man ihnen ein Becken, in dem ein gefülltes Weinglas und eine Flasche Wasser stehen; sie nehmen den Wein und gießen davon so viel ihnen dünkt in das Becken und füllen dann gleichfalls selbst mit Wasser nach und setzen das Glas wieder in das Becken, das der Mundschenk hält. Er nahm ziemlich viel Wasser, sie fast keines. Das Laster der Deutschen, Gläser ohne jedes Maß zu benützen, fehlt hier; dafür sind sie in Italien außerordentlich klein.

Ich weiß nicht, warum diese Stadt das Privileg hat, die schöne zu heißen; sie ist schön, übertrifft aber Bologna gar nicht, Ferrara nur wenig und kann sich

[1] Vgl. Essais II, 12: „Die Italiener bilden ihre Schönheiten derb und fleischig."

Digitized by Google

mit Venedig überhaupt nicht messen.[1] Es ist freilich, um die Wahrheit zu sagen, ein Vergnügen, vom Glockenturm herab die unendliche Menge der Häuser zu verfolgen, die ringsherum, gut zwei bis drei Meilen, die Hügel bedecken, desgleichen die ebene Sohle, auf der die Stadt liegt und die wohl in der Länge eine Ausdehnung von zwei Meilen hat. Die Häuser scheinen sich zu berühren, so eng gesäet sind sie. Dagegen sind die Straßen mit ganz ungleichmäßig geschnittenen und ohne Ordnung eingesetzten Steinplatten gepflastert.

Nach Tisch nahmen die vier Herren mit einem Führer die Post, um ein Lustschloß des Herzogs namens Castello[2] zu besuchen. Das Haus selbst hat nichts, was bemerkenswert wäre, dagegen hübsche Gartenanlagen auf dem Abhang eines Hügels, derart daß seine Gänge, auch wenn sie alle gerade in die Höhe steigen, doch mühelos und angenehm zu gehen sind; die Quergänge sind gleichfalls gerade und gleichmäßig. Man sieht da verschiedene dichte Laubengänge von allen wohlriechenden Bäumen als Zedern, Zypressen, Orangenbäumen, Zitronenbäumen und Olivenbäumen. Die Zweige sind so verbunden und verflochten, daß man leicht sehen kann, daß die Sonne trotz aller Macht keinen Eingang finden kann. Die Zypressen- und anderen künstlich angelegten Gänge sind so dicht aneinander, daß nur drei bis vier Leute durchgehen können.

---

[1] Sebastian Münster: Venedig heißt das stolze vor allen andern, Florenz das schöne, Bologna das fette, Ravenna das alte, Neapel das höfliche und Rom das heilige. — In Montaignes Exemplar der Kosmographie Münster ist diese Stelle angestrichen.

[2] Eine Meile n. ö. von Florenz.

Digitized by Google

Unter den Brunnenbecken sahen wir ein besonders großes, aus dessen Mitte ein ganz natürlich aussehender Fels aufsteigt, der oben ganz vereist zu sein scheint, was mit Hilfe desselben Steins erreicht wird, mit dem der Herzog die Grotte in Pratellino hat ausschlagen lassen. Auf dem Felsen thront ein großes kupfernes Standbild, einen ganz alten kahlen Mann darstellend, der sich mit gekreuzten Armen auf den Stein kauert und von dessen Bart, Stirn und Haut unaufhörlich das Wasser Tropfen für Tropfen überall herunterrinnt, womit Schweiß und Tränen gemeint sind. Das Wasser hat sonst keinen Abfluß.

Übrigens erlebten sie einen kleinen Spaß, wie ich ihn schon einmal früher[1] beschrieben habe. Als sie im Garten herumgingen und die Brandarbeiten betrachteten und gerade an einer bestimmten Stelle einige Mauerbilder ansahen, ließ der Gärtner, der sie eigens sich zusammenzustellen geheißen hatte, unter ihren Füßen und zwischen ihren Beinen aus unendlich kleinen Löchern fast unsichtbar feine Wasserstrahlen hervorspritzen, die gleichwohl unübertrefflich das Gefühl eines kleinen Regens hervorriefen; sie wurden davon ganz naß. Der Gärtner setzte die ganze Vorrichtung mehr als zweihundert Schritt davon entfernt durch eine unterirdische Feder in Bewegung und tat es mit solchem Geschick, daß er von einer Stelle nach Belieben die Strahlen größer oder kleiner machte und sie, wie er wollte, wand und drehte. Dasselbe Spiel findet sich dort noch an anderen Stellen. Sie sahen auch die Hauptfontäne, bei der das Wasser aus zwei großen Bronzestatuen hervorspringt, von

[1] In Augsburg.

denen die untere die obere mit den Armen umschlingt und mit aller Kraft zusammenpreßt, so daß diese halb entseelt mit schlaffem Haupt das Wasser aus dem Mund entströmen lassen muß. Der Druck ist so stark, daß der Wasserstrahl, abgesehen von der Höhe der Figuren, die mindestens zwanzig Fuß beträgt, bis zu siebenunddreißig Ellen empor geschleudert wird.[1]

In den Zweigen eines immergrünen Baumes,[2] der üppiger war als jeder andere den sie gesehen, war eine Art Kabinett hergestellt; es ist ganz von den lebenden, grünen Zweigen umschlossen und dabei überall so dicht von Laub geschützt, daß man nur durch ein paar Öffnungen, die man aber erst durch Auseinanderbiegen der Zweige herstellen muß, hineinsehen kann. Mitten darin springt aus einem kleinen Marmortisch ein Wasserstrahl, dessen Leitung man nicht sehen kann.

Die Wassermusik konnten sie nicht mehr hören, denn für Leute, die noch zur Stadt zurück wollten, war es zu spät. Sie sahen auch das Wappen des Herzogs ganz hoch über einem Portal, es wurde sehr gut von Baumzweigen gebildet, die ihre natürliche Kraft aus Faserweiden bezogen, die man nicht sehen konnte. Sie kamen gerade in die Jahreszeit, die den Gärten am ungünstigsten ist: Um so bewunderungswürdiger waren diese. Ferner findet man dort eine schöne Grotte, in der man alle Arten

[1] Ein achteckiger Springbrunnen, von Tribolo angelegt. Die Gruppe, Herkules darstellend, der den Antäus erstickt, ist von Bartolommeo Ammanati. (Anc.).

[2] Einer Steineiche.

Digitized by Google

von Tieren in natürlicher Gestalt sehen kann: sie sprudeln teils aus dem Schnabel, teils aus den Flügeln, teils aus den Klauen oder durchs Ohr oder durchs Nasenloch das Wasser von Fontänen hervor.

Ich vergaß zu erwähnen, daß im Palast des Fürsten in einem der Säle das Bronzebild eines vierfüßigen Tieres zu sehen ist, das auf einem Pfeiler steht, in natürlicher Nachbildung, aber von seltsamem Aussehen: vorn ganz geschuppt und auf dem Rücken etwas ähnliches wie Hörner. Man erzählt, es sei hierzuland in einer Höhle im Gebirge gefunden und, es sind erst wenige Jahre, lebend hierher gebracht worden.[1] Wir sahen auch den Palast, in dem die Königin-Mutter geboren ist.[2]

Um, wie er immer tat, ein Urteil über die Bequemlichkeiten jeder Stadt zu erhalten, sah sich der Herr von Montaigne möblierte Zimmer und Pensionen an: Er fand nichts Brauchbares. Wie er hörte, findet man dort nur in Gasthäusern solche Zimmer, und diejenigen die er sah, waren unsauber und teurer als in Paris, oder ebenso teuer als in Venedig. Die Pension war dürftig, dabei sollte sie für den Herrn mehr als zwölf Taler monatlich betragen. Auch Waffen- und Reitschulen sowie die Gelehrsamkeit sind mäßig. Zinn ist im ganzen Gebiet selten und man gebraucht nur irdenes Geschirr, das bemalt ist. Auch dieses war recht schmutzig.

[1] Die antike Chimäre, eine 1558 unter den Mauern von Arezzo gefundene Bronze. Die angeblichen Schuppen sind eine Löwenhaut. Der Rest ist natürlich Fabel.

[2] Katharina von Medicis, die 1519 im Palazzo Riccardi geboren worden war.

Digitized by Google

Dienstag, den 24. November, verließen wir am Vormittag die Stadt und kamen in ein Gelände von mittelmäßiger Fruchtbarkeit, in dem man aber viel Häuser sah und das allenthalben bebaut war. Der Weg war holprig und steinig. In einem einzigen langen Tag kamen wir sehr spät nach Siena, zweiunddreißig Meilen oder vier Poststationen davon: Diese werden hier alle acht Meilen angelegt, seltener als gewöhnlich bei uns.

Am Freitag sah sich der Herr von Montaigne die Stadt voll Neugier an, vor allem in der Erinnerung an unsere Kriege.[1] Es ist eine ungleichmäßig auf den Rücken eines Hügels gebaute Stadt: hier sind auch die besten Straßen. Die beiden Hügelabhänge sind stufenweise von verschiedenen Straßen durchzogen, andere laufen wieder von unten nach oben in verschiedenen Abstufungen. Die Stadt gehört zu den schönen Plätzen Italiens, wenn auch nicht zu den ersten unter diesen. Die Größe kommt der von Florenz gleich. Ihr Aussehen bezeugt ihr hohes Alter. Groß ist der Reichtum an Brunnen, von denen die Privatbesitzer wieder Röhren für ihre eigenen Zwecke ableiten. Es gibt gute, frische Keller daselbst.

Der Dom, der dem Florentiner in nichts nachsteht, ist außen wie innen fast überall mit Marmor bekleidet: die Stücke sind quadratisch, teils einen Fuß dick, teils weniger; damit werden die Gebäude, die aus Ziegelstein, dem gewöhnlichsten einheimischen Material, gebaut sind, wie mit einem Getäfel ausgelegt. Das schönste Stück der Stadt ist der runde, pracht-

[1] Siena rief 1552, nach Vertreibung der spanisch-kaiserlichen Garnison, die Franzosen zu Hilfe. Es mußte sich 1554 nach tapferer Verteidigung wieder ergeben.

Digitized by Google

volle, große Platz, der sich um den Palast, der ein Hauptstück der Runde ausmacht und im übrigen am wenigsten gekrümmt ist, lagert.[1] Dem Palast gegenüber, auf der höchsten Stelle des Platzes, steht ein Brunnen, der aus mehreren Röhren ein großes Bassin füllt, aus dem jeder von dem vorzüglichen Wasser schöpfen kann.[2] Einige Straßen münden auf diesen Platz, indem ihr Pflaster in Stufen übergeht. Die Stadt ist von einer großen Menge Gassen durchzogen und weist viele sehr alte Häuser auf: das hauptsächlichste ist das der Piccolomini, der Ciaia, der Tolomei, der Colombini, dazu der Cerretani. Wir fanden Bauten, die ein Alter von drei- bis vierhundert Jahren bezeugten. Das Wappen der Stadt, das man auf verschiedenen Pfeilern erblickt, ist die Wölfin, an deren Brüsten Romulus und Remus hängen.

Der Herzog von Florenz geht sehr höflich mit den Großen um,[3] die franzosenfreundlich gesinnt waren, und hat Silvio Piccolomini, den ausgezeichnetsten Edelmann unserer Zeit, der allen Anforderungen in jeder Wissenschaft und im Waffenhandwerk entspricht, stets in seiner nächsten Nähe.[4] Als jemand, der vor allen Dingen sich vor seinen eigenen Untertanen zu hüten hat, überläßt er seinen Städten die Sorge, sich zu befestigen, selbst und legt das Hauptgewicht auf Zitadellen, die ohne Rück-

[1] Das Campo, heute Piazza Vittorio Emanuele. Der Palast ist das Stadthaus, Palazzo publico.

[2] Die Fonte Gaia mit (heute Kopien der) Reliefs von Jacopo della Quercia.

[3] Siena verlor 1557 seine Selbständigkeit an die Großherzöge.

[4] Silvio Piccolomini, der 1614 starb, war der Vater Ottavio Piccolominis

Digitized by Google

ſicht auf die Koſten ausgerüſtet und mit jeder Sorgfalt bewacht werden; das Mißtrauen iſt ſo ſtark, daß nur ganz wenigen Leuten die Annäherung geſtattet wird.

Die Frauen tragen meiſt Hüte auf dem Kopf. Wir ſahen, wie einige von ihnen ſie gleich Männern in der Meſſe im Augenblick der Wandlung abnahmen. Wir wohnten in der Krone, die ganz gut war, aber geradeſowenig Glasſcheiben oder Fenſterrahmen hatte.

In Pratolino war der Herr von Montaigne vom Hausmeiſter gefragt worden, wie ihm der Ort gefiele, und er hatte nach dem Lob ſeinen Tadel über die Häßlichkeit der Türen und Fenſter nicht zurückgehalten: es waren große Bretter von Tannenholz, kunſtlos in Form und Ausführung; die Schlöſſer waren plump und unbrauchbar wie in unſern Dörfern; dazu die Bedachung mit Hohlziegeln. Er meinte, wenn man weder Schiefer noch Blei noch Zinn habe, ſo hätte man wenigſtens die Ziegeln durch die Form des Daches verdecken müſſen. Der Hausmeiſter ſagte, er wolle ſeinen Herrn darauf aufmerkſam machen.

Der Herzog läßt die alten Zeichen und Deviſen der Stadt, die überall Freiheit verkünden, noch ſtehen. Dagegen ſind die Grabmäler und Grabinſchriften der Franzoſen, die dort gefallen waren, fortgeſchafft und an einem beſtimmten Ort in der Stadt den Blicken entzogen worden; als Vorwand diente eine Ausbeſſerung und Umgeſtaltung der Kirche.

Samstag, den 26., brachen wir nach Tiſch auf, kamen durch eine Gegend von ähnlichem Ausſehen und erreichten zum Abendeſſen Buonconvento, zwölf Meilen davon, ein toskaniſches Castello, wie ſie befeſtigte Dörfer nennen, die wegen ihrer Kleinheit die Bezeichnung Stadt nicht verdienen.

Digitized by Google

Am Sonntag zogen wir wieder weiter und der Herr von Montaigne machte, da er Montalcino wegen seiner einstigen Anhänglichkeit an die Franzosen zu sehen wünschte, einen Abstecher nach rechts und besuchte mit den Herrn von Estissac, Matecoulon und Hautoy das genannte Montalcino,[1] das, wie sie nachher erzählten, eine dürftig gebaute Stadt in der Größe von Saint-Emilion[2] ist, auf einem der höchsten Berge der ganzen Gegend, der aber gleichwohl zugänglich ist, gelegen. Es wurde gerade die Hauptmesse gelesen, der sie beiwohnten. Am einen Ende steht das Kastell, worin die herzogliche Garnison liegt; aber nach des Herrn von Montaignes Meinung ist das Ganze nicht sehr sicher, denn der Ort wird auf der einen Seite auf hundert Schritt von einem anderen Berge beherrscht. In den Ländern des Herzogs wird die Erinnerung an die Franzosen in solchen Ehren gehalten, daß man ihrer kaum zu erwähnen braucht und den Leuten kommen die Tränen in die Augen. Der Krieg erschiene ihnen willkommener, wenn er ihnen nur irgendwie ihre Freiheit sicherte, als der Frieden, den sie unter der Gewalt genießen. Als sich hier der Herr von Montaigne erkundigte, ob keine Gräber von Franzosen vorhanden wären, erfuhr er, daß sich einige in der Kirche des hl. Augustin befänden, sie auf Befehl des Herzogs aber vermauert worden seien.

[1] Nach der oben erwähnten Einnahme Sienas durch die Spanier 1555, der 1557 die Einverleibung in Toskana folgte, hatten Montluc, der französische Kommandant der tapferen Verteidigung, nach freiem Abzug und 677 Sienesen die kleine Republik Montalcino gegründet. Sie wurde von Heinrich II. im Frieden von Cateau-Cambresis im Stich gelassen und fiel 1559 an Toskana.

[2] Bei Libourne (Gironde).

Digitized by Google

Wir hatten an diesem Tage einen gebirgigen und steinigen Weg; abends kamen wir in La Paglia[1] an, dreiundzwanzig Meilen davon. Ein kleines Dorf von fünf oder acht Häusern am Fuß öder, ungefälliger Berge.

Am nächsten Tag folgten wir frühzeitig einer ganz felsigen Schlucht, in der wir hundertmal über einen Gebirgsbach mußten, der sie in erster Linie durchfließt. Bei einer großen vom gegenwärtigen Papst[2] erbauten Brücke verließen wir das Gebiet des Herzogs von Florenz und betraten den Kirchenstaat. Dann kamen wir durch Acquapendente, eine kleine Stadt, die, glaube ich, ihren Namen von einem Gebirgsbach hat, der ganz in der Nähe über Felsen hinweg in die Ebene hinunterstürzt. Danach erreichten wir das Kastell S. Lorenzo, und Bolsena, gleichfalls ein Kastell im Winkel des Bolsenasees, der dreißig Meilen lang und zehn breit ist: aus seiner Mitte ragen zwei Felsen wie Inseln heraus und auf ihnen sollen Klöster sein. Wir kamen in einem Zuge auf diesem gebirgigen und unfruchtbaren Weg nach Montefiascone, sechsundzwanzig Meilen davon. Ein Städtchen auf einem der höchsten Bergen der ganzen Gegend. Es ist klein und scheint viel Altertümliches zu haben.

Wir verließen es früh am Morgen und durchschnitten schönes, ebenes und fruchtbares Land, in dem Viterbo lag, das sich zum Teil auf eine Kuppe hinaufzog. Es ist eine schöne Stadt in der Größe von Sanlis.[3] Wir bemerkten eine Reihe blaue Häuser,

[1] Weiler an der Paglia, die rechts in den Tiber fließt.
[2] Gregor XIII. Die Brücke hieß Ponte Centino.
[3] An der Oise.

Digitized by Google

eine Menge Handwerker und schöne gefällige Straßen; an drei Stellen standen sehr schöne Brunnen. Der Herr von Montaigne fühlte sich durch die Schönheit des Ortes gefesselt, aber sein Maultier, das voranzog, war schon wieder im Freien.

Hier begannen wir eine steile Bergseite hinaufzusteigen, an deren Fuß jenseits ein kleiner See namens Vico liegt. Dann betraten wir einen sehr hübschen Talkessel, der vom See und kleinen Hügeln umschlossen wird und eine Menge Wald aufweist, der sonst so ziemlich selten in diesen Gegenden ist. Wir kamen frühzeitig nach Ronciglione, neunzehn Meilen davon. Kleine Stadt und Schloß des Herzogs von Parma,[1] wie überhaupt auf diesen Wegen verschiedene Häuser und Güter der Familie Farnese liegen.

Die Gasthäuser auf dieser Route gehören zu den besten, denn es ist die große, gewöhnliche Poststraße. Ein Pferd kostet auf den Tag fünf Giuli,[2] von Station zu Station zwei Giuli. Wenn man Pferde für zwei oder drei Poststationen oder gleich für mehrere Tage will, kann man auch das bekommen, denn von Ort zu Ort nehmen sich die Wirte gegenseitig ihrer Pferde an und wenn an einer Station eines ausbleibt, sorgen sie für Ersatz im weiteren Verlauf der Reise. Wir sahen mit eigenen Augen, daß man in Siena einem Flamländer, der denselben Weg wie wir machte, aber unbekannt, fremd und ganz allein war, ein Mietpferd bis Rom anvertraute; man muß nur beim Aufbruch die Miete bezahlen — im übrigen ist das Pferd unserem guten Willen anheimgegeben, ob wir es da abliefern, wo wir versprochen haben.

[1] Octavio Farnese († 1586).

[2] Von Julius III. geschlagene Münzen, etwa 13 Sous wert.

Digitized by Google

Der Herr von Montaigne lobte ihre Sitte, spät zu Mittag und zu Abend zu essen, was seiner Neigung ganz entsprach. In den guten Häusern wird erst um zwei Uhr zu Mittag und um neun Uhr zu Abend gespeist; derart, daß, wo wir Komödianten trafen, diese erst um sechs Uhr bei Fackellicht zu spielen beginnen. Das Theater dauert zwei bis drei Stunden und danach geht man zu Tisch. Er meinte auch, es sei recht ein Land für Faulenzer, denn man steht sehr spät dort auf.[1]

Am nächsten Morgen brachen wir drei Stunden vor Tag auf, solches Verlangen trug Herr von Montaigne, den Boden Roms zu sehen. Er fand dabei, daß der Morgentau seinem Magen gerade so schlecht bekam wie die abendliche Feuchtigkeit, oder doch beinahe so schlecht, und er fühlte sich elend bis zum Tagesanbruch, obwohl die Nacht heiter war.[2]

Auf eine Entfernung von fünfzehn Meilen entdeckten wir die Stadt Rom, verloren sie aber wieder für lange. An der Straße lagen einige Dörfer und Gasthäuser. An verschiedenen Stellen war die Straße aufgeschüttet und mit mächtigen Platten gepflastert, was wie Reste aus dem Altertum aussah; auch näher an der Stadt trafen wir auf Maße,[3] die sichtlich sehr alt waren und auf Steine, die die Päpste zur

[1] Vgl. Essais III, 9: „Meine Faulheit, aufzustehen, gibt meinem Gefolge Zeit, vor dem Aufsitzen nach Bequemlichkeit ihren Mittag zu halten." Dgl. III, 13: „Ich verändere ungern meine Lage und komme überall zu spät. Beim Aufstehn, beim Zubettegehn und zur Eßstunde."

[2] Vgl. Essais III, 13: „Denn wenn ich die ganze Nacht bei dem Heerdienste des Krieges usw."

[3] Jedenfalls Meilensteine.

Digitized by Google

Erinnerung ans Altertum hatten errichten lassen. Die meisten Ruinen bestehen aus Ziegelsteinen, so die Thermen Diokletians, und zwar aus kleinen einfarbenen Ziegeln, wie sie bei uns gebräuchlich sind, und nicht aus den großen und dicken, die man bei den antiken Bauten und Überresten in Frankreich und anderswo sieht.

Der Anblick, den uns Rom vom Wege aus bot, war nicht überwältigend. Fern zu unserer Linken zog sich der Apennin hin; die Landschaft war ungefällig, hügelig, voll tiefer Falten, in denen keine Truppe in Schlachtordnung hätte aufgestellt werden können, baumlos, zum guten Teil unfruchtbar, mehr als zehn Meilen in der Runde ausgebreitet und einförmig, von Wohnstätten fast ganz leer. Von da kamen wir gegen zwanzig Uhr am letzten November, am Fest des heiligen Andreas, bei der Porta del Popolo nach Rom, dreißig Meilen davon. Man machte uns hier wie anderswo Schwierigkeiten wegen der Pest, die in Genua herrschte.

Wir übernachteten im Bären, in dem wir auch den nächsten Tag noch blieben. Am zweiten Tag im Dezember mieteten wir Zimmer bei einem Spanier, gegenüber von Santa Lucia della Tinta.[1] Wir waren da mit drei schönen Zimmern, Speisesaal, Speisekammer, Stall, Küche für zwanzig Taler monatlich

[1] In der Straße Monte-Brianzo, dicht am Tiber und dem Ponte Sant' Angelo. Anc. weiß sogar mit einiger Sicherheit anzugeben, daß es das Haus Nr. 25 gewesen sei.

Digitized by Google

gut untergebracht; dazu lieferte der Wirt noch Koch und Feuer in der Küche. Die Wohnräume sind hier gewöhnlich etwas besser als in Paris ausgestattet, vor allem sind die Wohnungen in einiger Preislage mit vergoldetem Leder, das hier reichlich verwendet wird, tapeziert. Wir konnten eine Wohnung zum gleichen Preis wie die unsrige ganz in der Nähe, in der Goldenen Vase, bekommen, die mit Goldstoff und Seide gleich den Räumen eines Königs möbliert war; aber abgesehen davon, daß die Zimmer beengend waren, fand der Herr von Montaigne auch, daß solche Üppigkeit nicht nur unnütz, sondern auch beschwerlich sei,[1] da dergleichen Möbel die größte Sorgfalt erheischten; jedes Bett kostete vier- bis fünfhundert Taler. Für unsere Betten hatten wir uns die Lieferung von ungefähr gleich viel Wäsche wie in Frankreich ausbedungen; nach Sitte des Landes sparen sie daran ein wenig mehr.

Der Herr von Montaigne ärgerte sich, hier eine solche Menge Franzosen zu treffen, daß er auf der Straße beinahe nicht anders als in seiner Sprache begrüßt wurde.[1] Neu war ihm der Anblick eines so großen, sich drängenden Hofstaats von Prälaten und Kirchenleuten, und Rom schien ihm mehr reiche Leute, Kutschen und Pferde zu fassen als jede andere Stadt, die er jemals besucht hatte. Er sagte auch, das Aussehen der Straßen erinnere ihn in verschiedener Hinsicht, vor allem aber durch die Menge Leute, mehr an Paris als es sonstwo der Fall gewesen.

Die Stadt dehnt sich heute ganz den Tiber entlang auf beiden Ufern aus. Der hüglige Teil, der

[1] Essais III, 9.

Digitized by Google

der Sitz des alten Roms war, und wo er täglich Spaziergänge und Besuche machte, trägt jetzt einige Kirchen und ganz wenige Häuser und Gärten von Kardinälen. Aus sehr deutlichen Anzeichen schloß er, daß der Anblick dieser Hügel und Abhänge infolge der hohen Trümmerschicht seit dem Altertum ein ganz anderer geworden sein müsse, und er hielt es für sicher, daß wir an verschiedenen Stellen auf den Zinnen ganz alter Häuser gingen. Am Bogen des Severus kann man ganz leicht abmessen, daß wir mehr als zwei Lanzen hoch über dem antiken Boden waren, und in der Tat geht man fast allenthalben auf dem Rand der alten Mauern, die Regen und eingehauene Breschen freigelegt haben.

Den Leuten, die ihm die Freiheit Roms mit der Venedigs verglichen, widersprach er hauptsächlich mit folgenden Gründen: selbst die Häuser waren hier so wenig sicher, daß jedem, der etwas reichlichere Mittel mitbrachte, gewöhnlich geraten wurde, seine Börse den Bankiers in der Stadt zur Aufbewahrung zu übergeben, wenn er nicht seinen Koffer aufgebrochen finden wollte, was verschiedenen passiert war; item, nachts durch die Straßen zu gehen, war das Unratsamste; item, eben in diesem Monat Dezember wurde der Ordensgeneral der Franziskaner ganz plötzlich seiner Stellung enthoben und eingesperrt, weil er in seiner Predigt, der der Papst und die Kardinäle beigewohnt, den Müßiggang und die Prachtliebe der Kirchenprälaten zum Ziel genommen hatte, wobei er nicht auf einzelne angespielt, sondern nur mit einer gewissen Schärfe im Ton, die Gemeinplätze über dies Thema benutzt hatte; item, das Gepäck des Herrn von Montaigne war beim Betreten der Stadt von den Zollbeamten untersucht

Digitized by Google

und dabei noch bis in die letzten Kleinigkeiten der Packsäcke durchstöbert worden, während in den meisten anderen Städten Italiens die Beamten sich damit zufrieden gegeben hatten, daß man ihnen seine Sachen einfach zeigte; abgesehen davon, hatte man ihm bei dieser Gelegenheit auch noch alle seine Bücher genommen, die man fand, um sie zu untersuchen, — eine Prüfung, die so hingezogen wurde, daß jemand, der andres zu tun hatte, sie verloren geben konnte; die Vorschriften waren so außerordentlich, daß das Gebetbuch mit den Stunden von Notre-Dâme verdächtig war, weil die Gebete von Paris und nicht von Rom waren, ebenso die Bücher einiger deutscher Doktoren gegen die Ketzer, weil bei der Bekämpfung der Irrtümer diese selbst erwähnt wurden. In dieser Hinsicht lobte er sehr sein Glück, daß er, der doch von dieser Revision nichts gewußt habe, während seiner Reise durch Deutschland nichts von verbotenen Büchern gehört hatte, die er sich bei seiner Wißbegierde doch sicher nicht hätte entgehen lassen. Einige Herren versicherten ihm, wenn solche Bücher bei ihm gefunden worden wären, hätte er nichts mehr von ihnen gesehen.

Zwölf bis vierzehn Tage nach unserer Ankunft begann sich der Herr von Montaigne nicht wohl zu fühlen. Ein ungewöhnliches, fieberhaftes Anschwellen der Nieren legte die Gefahr eines Geschwulstes nahe: er schaffte ihm eine Öffnung, indem er auf Anordnung eines französischen Arztes des Kardinals Rambouillet[1] — auch sein Apotheker erwies sich als sehr geschickt dabei — einen Tag große Stücke Kassienmark nahm: die Messerspitze wurde zuerst

[1] Ehemals französischer Gesandter in Rom.

Digitized by Google

ein wenig in Waſſer getaucht, er nahm es ſehr leicht und bekam zwei- bis dreimal Stuhlgang davon. Am nächſten Tag nahm er venezianiſchen Terpentinbalſam, der von den Tiroler Bergen kommen ſoll: zwei große Stücke in Oblatenform auf ſilbernem Löffel, der mit ein paar Tropfen eines wohlſchmeckenden Syrups befeuchtet war: er verſpürte davon keine andere Wirkung als daß der Urin nach Märzveilchen roch. Danach wieder nahm er dreimal, wenn auch nicht hintereinander, ein Getränk ein, das wie Mandelmilch ſchmeckte und roch; auch verſicherte ihm ſein Arzt, daß es nichts anderes ſei; gleichwohl meint er, daß von dem darin geweſen ſei, was die Apotheker die vier kalten Sämereien nennen.[1] Dieſe letztere Medizin war nicht weiter unangenehm und auch nicht ungewöhnlich, außer daß ſie ſo früh am Tage drei Stunden vor der Mahlzeit getrunken werden mußte. Er merkte nicht, was ihm dieſe Mandelmilch helfen ſollte, denn ſein Zuſtand blieb derſelbe und er bekam einen heftigen Kolikanfall am 23.: um Mittag mußte er ſich zu Bett legen; gegen Abend gab er eine Menge Sandkörner von ſich ab, darauf folgte ein dicker, harter, langer Stein aus einem Stück, der fünf bis ſechs Stunden brauchte, um durch die Rute zu gleiten. Seit den Bädern hatte er während der ganzen Zeit im Bauch weniger Beſchwerden gefühlt und er glaubte auch, daß dieſer Umſtand ihn vor verſchiedenen ſchlimmeren Anfällen bewahrt hatte. Er verſagte ſich von da ab öfters eine Mahlzeit bald mittags, bald abends.

[1] Die Apotheker unterſcheiden obere kalte und untere kalte Sämereien. Die oberen waren Kürbis, Melone, Gurke und Flaſchenkürbis: die unteren: Salat, Endivie, Zichorie und Portula.

Digitized by Google

Am Weihnachtstage hörten wir den Papst[1] in St. Peter die Messe lesen. Es war bequem Platz, um alle Zeremonien ungehindert verfolgen zu können. Verschiedene Gebräuche sind auffällig: das Evangelium und die Epistel wurden zuerst lateinisch und dann griechisch verlesen, wie es auch am Pfingst- und St. Peterstag geschieht. Der Papst teilte einigen die Kommunion aus; mit ihm hielten diesen Teil des Gottesdienstes die Kardinäle Farnese, Medici, Caraffa und Gonzaga.[2] Am Kelch ist eine besondere Vorrichtung, um den Wein zu trinken, die besser vor Gift schützen soll.[3] Neu erschien ihm in dieser Messe und anderen, daß der Papst, die Kardinäle und die übrigen Prälaten während fast des ganzen Gottesdienstes sitzen und bedeckt bleiben und miteinander sprechen und plaudern. Diese Zeremonien erschienen überhaupt mehr prunkvoll als andächtig.

Was er von Frauenschönheit sah, schien ihm nicht ungewöhnlich und keineswegs dem Ruf der Besonderheit zu entsprechen, den diese Stadt vor allen anderen der Welt hat; auch meinte er, daß, wie in Paris, die besondere Schönheit sich bei denen fand, die daraus einen Handel machen.

Den 29. Dezember sorgte Herr von Abain,[4] der damals Gesandter war, ein in gelehrten Studien

[1] Gregor XIII. der 1582 den Kalender änderte, worüber sich Montaigne Essais III, 11 beklagt.

[2] Der Kardinal Medicis war derselbe, den Montaigne eben erst in Florenz gesehen hatte. Er wurde 1587 Großherzog und legte im nächsten Jahr den Purpur ab, um Christine von Lothringen zu heiraten.

[3] Die Fistola, die aus drei goldenen Röhrchen bestand.

[4] Louis Chasteigner, Herr von Abain und la Roche-Posay, lebte 1575—1581 als Gesandter in Rom. Er war der gelehrte Freund Scaligers und Vettoris gewesen.

Digitized by Google

unterrichteter Edelmann, von langerhand ein guter Freund des Herrn von Montaigne, dafür, daß dieser beim Papst zum Fußkuß erscheinen konnte. Der Herr von Estissac und er setzten sich in die Kutsche des Gesandten. Als dieser seine Audienz hatte, ließ er sie durch den Kämmerer des Papstes holen. Sie fanden den Papst mit dem Gesandten allein, wie es Brauch ist. Wenn er jemand haben will, so läutet er eine Klingel, die ihm zur Hand ist. Der Gesandte saß links von ihm mit entblößtem Haupt; kein Gesandter hat darin ein Vorrecht, während der Papst selbst niemals, vor wem es auch sei, sein Käppchen abnimmt. Der Herr von Estissac trat als erster ein, nach ihm[1] der Herr von Montaigne, darauf der Herr von Matecoulon, zuletzt der Herr von Hautoy.

Der Papst sitzt in einer Ecke des Zimmers; nach ein oder zwei Schritten beugen die Eintretenden, wer sie auch sein mögen, ein Knie bis zur Erde und warten, bis der Papst ihnen den Segen gibt; danach erheben sie sich wieder und treten bis in die Mitte des Zimmers vor. Allerdings gehen die meisten nicht in gerader Linie quer durchs Zimmer auf ihn zu, sondern halten sich ein wenig längs der Wand und schreiten erst nach dem Kniefall direkt auf ihn zu. Auf halbem Weg beugt man zum zweitenmal ein Knie und wartet den zweiten Segen ab. Dann erst tritt man sieben bis acht Fuß näher, bis an einen Samtteppich, der vor den Füßen des Papstes liegt. Am Rande dieser Vorlage kniet man mit beiden Knien hin. In ihrem Fall setzte nun der Gesandte, der sie vorstellte, ein Knie auf den Boden schlug das Gewand vom

[1] S. Einl. S. 29.

rechten Fuß des Papstes zurück und es kam ein roter Pantoffel mit einem weißen Kreuz zum Vorschein. Die Knienden rutschen in ihrer Lage bis zum Fuß hin und beugen sich nieder, um ihn zu küssen. Der Herr von Montaigne erzählte, der Papst habe die Spitze des Fußes ein wenig gehoben. Die Herren machten einander zum Kuße Platz, indem sie, immer in ihrer Stellung verweilend, auf die Seite rückten.

Als alle an die Reihe gekommen waren, bedeckte der Gesandte den Fuß des Papstes, setzte sich wieder auf seinen Platz und sagte, was ihm zur Empfehlung der Herren von Estissac und Montaigne geeignet schien. Der Papst zeigte ein sehr freundliches Gesicht und ermahnte den Herrn von Estissac zu Eifer und Tugend und den Herrn von Montaigne, er möge in seiner alten stets bezeigten Ehrerbietung für die Kirche und den allerchristlichsten König fortfahren; auch wolle er ihnen gern dienen, wo er könne: diese Dienste gehören zu den italienischen Redensarten. Sie, die Herren sprachen kein Wort zum Papst; nach einem neuen Segen, der das Zeichen zur Verabschiedung ist, erhoben sie sich und machten den gleichen Weg rückwärts. Dabei kann sich jeder anstellen wie er mag; die gewöhnliche Ansicht geht dahin, man müsse sich rücklings hinausbewegen oder wenigstens zur Seite gewandt, so daß man immer den Papst im Gesicht behalte. Auf halbem Weg ließen sie sich wie beim Eintritt auf ein Knie nieder und erhielten den vierten Segen; ein fünfter wurde ihnen zu Teil, als sie noch einmal an der Tür ein Knie beugten.

Die Sprache des Papstes ist italienisch und zwar klingt sie sehr nach seiner bolognesischen Heimat, wo der schlechteste italienische Dialekt im Schwang ist;

Digitized by Google

dazu kommt, daß er von Natur aus Schwierigkeit beim Sprechen hat.[1] Im übrigen ist er ein schöner Greis, mittelgroß, aufrecht mit majestätischem Gesicht, langem weißem Bart und für sein Alter von mehr als achtzig Jahren[2] außerordentlich gesund und von aller wünschenswerter Kraft, er kennt weder Gicht noch Koliken noch Magenbeschwerden. Er ist von sanfter Gemütsart und bekümmert sich wenig um weltliche Händel; dafür ist er ein großer Bauherr und wird in dieser Hinsicht in Rom und anderen Orten in besonderem Gedächtnis bleiben;[3] als Almosengeber geht er sogar über jedes Maß hinaus. Unter anderem beweist das die Tatsache, daß [er jedem Mädchen, das heiratet, so viel gibt, daß sie sich einrichten kann, falls sie von niederer Herkunft ist und werden die Zahlen für seine Freigebigkeit in barem Gelde genannt; ferner die Tatsache, daß][4] er Kollegien für Griechen, Engländer, Schotten, Franzosen, Deutsche und Polen gebaut und mit mehr als je zehntausend Taler jährlichen Einkünften auf ewige Zeiten dotiert hat; die unendlichen Ausgaben für die Gebäude gar nicht gerechnet. Der Grund ist, daß er der Kirche die Kinder dieser durch schlechte Lehren irregeführten Nationen wieder gewinnen will, und in der Tat werden die Kinder in diesen Kollegien, in denen sie wohnen, beköstigt, gekleidet, unterrichtet und mit allem versehen, ohne daß es sie einen Batzen von ihrem eigenen kostete, wozu es auch sei. Die Besetzung der öffentlichen Ämter ist ihm eine Last, die er gern

[1] Nach Paul de Foix war der Papst schweratmig.
[2] Genauer von fast achtzig Jahren.
[3] Vgl. Essais III, 6.
[4] Die Klammer ist nach O. Zusatz Montaignes.

Digitized by Google

auf die Schultern anderer ablädt. Er gewährt so viel Audienzen als man will. Seine Antworten sind kurz und entschlossen und man verliert nur Zeit damit, einen Bescheid mit neuen Gründen bekämpfen zu wollen. Was er für richtig hält, davon weicht er nicht ab und selbst um seines Sohnes willen, den er mit seltener Leidenschaft liebt, würde seine Gerechtigkeitsliebe keine Ausnahme machen.[1] Er sorgt für seine Verwandten, aber ohne Schaden für die Rechte der Kirche, die er unverletzlich hält. Er macht großartige Aufwendungen für öffentliche Bauten und Ausbesserung der Straßen in der Stadt. Sein Leben und seine Sitten haben keine stark ausgeprägte Neigung nach einer Richtung hin, wenn er auch der guten meist den Vorzug gibt.

Am letzten Dezember speisten beide Herren[2] beim Herrn Kardinal von Sens[3] zu Mittag, der mehr als jeder andere Franzose das römische Zeremoniell einhält. Das Benedicite und das Dankgebet, die sehr lang waren, wurden von zwei Kaplanen gesprochen, die wie beim Dienst in der Kirche einander antworteten. Während des Mahls wurde eine Erklärung des Evangeliumstextes vom Tage in italienischer Sprache vorgelesen. Die Herren wuschen sich vor und nach Tisch mit dem Kardinal die Hände. Vor jeden wird eine

[1] Dieser Papst hatte, bevor er in den Orden trat, einen Sohn O. — Jacopo Buoncampagni war 1548 in Bologna von einer jungen Dienerin geboren worden. Sein Vater legitimierte ihn später, machte ihn 1572 zum Schloßherrn von Sankt Angelo und kaufte ihm 1579 das Herzogtum Sora. 1576 hatte ihn Gregor eine Zeitlang nach Perusa verbannt, weil er einen Diener hatte der Gerechtigkeit entziehen wollen (Anc).

[2] Estissac und Montaigne.

[3] Nicolas de Pellevé.

Digitized by Google

Serviette zum Abtrocknen gelegt; vor diejenigen, welche eine besondere Ehre erfahren sollen, d. h. welche neben oder gegenüber dem Hausherrn sitzen, werden große viereckige silberne Geräte mit dem Salzfaß gestellt, von der gleichen Form wie sie in Frankreich auf den Tisch der Großen kommen. Darauf liegt eine viermal gefaltete Serviette und darauf finden Brot, Messer, Gabel und Löffel Platz. Über diesen Dingen liegt wiederum eine Serviette, die man zum Essen benutzt, während man den Rest in dem Zustand läßt, in dem er ist: denn sobald man bei Tisch ist, wird neben jenes viereckige Gerät ein silberner oder irdener Teller hingestellt, von dem man sich bedient. Von allem was auf den Tisch kommt, verteilt der Vorschneider an die Ehrengäste auf die Teller: sie brauchen dabei die Platte überhaupt nicht zu berühren und ebensowenig berührt man die Platte des Hausherrn selbst. Man brachte auch dem Herrn von Montaigne, wie es gewöhnlich beim Herrn Gesandten Brauch war, wenn er dort aß, auf diese Weise zu trinken: es wurde ihm ein silbernes Becken hingehalten, in dem ein Glas mit Wein und eine kleine Flasche voll Wasser in der Größe der Flaschen, in denen man Tinte verwahrt, stand. Er nimmt das Glas mit der rechten Hand, mit der linken die Flasche und gießt so viel Wasser wie ihm paßt in sein Glas, worauf er die Flasche wieder in das Becken stellt. So oft er trinkt, hält ihm der Diener das Becken unters Kinn und nimmt ihm dann das Glas ab, um es ins Becken zurückzustellen. Es ist ein Vorzug, der nur einem oder höchstens zwei Personen unterhalb des Herrn zuteil wird. Die Tafel wurde nach dem Dankgebet rasch abgetragen und sofort die Stühle

Digitized by Google

längs der einen Seite des Saales zurechtgestellt, wo der Herr Kardinal die Eingeladenen nach sich Platz zu nehmen einlud. Unvermutet traten zwei Geistliche hinzu, sehr gut gekleidet, mit irgendeinem Instrument in der Hand; sie knieten vor dem Kardinal nieder und berichteten über irgendeinen Dienst, der in einer Kirche stattfand; er sprach kein Wort mit ihnen, aber als sie sich danach erhoben und den Saal verließen, grüßte er sie durch ein Lüften seines Käppchens.

Etwas später brachte er sie in seinem Wagen nach dem Saal des Konsistoriums, in dem die Kardinäle sich versammelten, um zur Vesper zu gehen. Der Papst kam unerwartet hinzu und kleidete sich an, um sich gleichfalls zur Vesper zu begeben. Die Kardinäle sanken bei seinem Segen keineswegs auf die Knie, wie es das Volk tut, sondern empfingen ihn mit einer tiefen Verneigung des Kopfes.

Am dritten Januar 1581 kam der Papst an unserem Fenster vorüber. Vor ihm ritten ungefähr zweihundert Personen seines Hofstaates, weltliche wie geistliche. Neben ihm ritt der Kardinal Medicis, der ihn bedeckten Hauptes unterhielt und ihn abholte, um bei ihm zu speisen. Der Papst trug roten Hut, weißes Gewand und rotsamtne Kapuze wie gewöhnlich. Sein Pferd war ein weißer Zelter, der mit rotem Sammet und goldenen Fransen und Tressen geschirrt war. Er steigt ohne Hilfe aufs Pferd und ist dabei im 81. Lebensjahr. Alle fünfzehn Schritt gab er seinen Segen. Hinter ihm kamen die Kardinäle und darauf etwa hundert Bewaffnete, die die Lanze auf den Schenkel stemmten und vollständig gerüstet waren, bis auf den Kopf, der frei blieb. Es folgte noch ein zweiter, gleich prächtig geschmückter

Digitized by Google

Zelter, ein Maultier, ein schönes weißes Streitroß und eine Sänfte und zwei Schleppträger, die auf dem Sattelbogen Felleisen trugen.

Am gleichen Tag nahm der Herr von Montaigne Terpentin aus keinem anderen Anlaß als weil er erkältet war, und schied viel Sandkörner aus.

Am elften Januar, als der Herr von Montaigne vormittags seine Wohnung zu Pferd verließ, um in banchi[1] zu gehen, kam er gerade hinzu, wie man einen gewissen Catena aus dem Gefängnis zur Richtstätte führte. Es war ein berüchtigter Räuber und Banditenhauptmann, der ganz Italien in Furcht gehalten hatte und von dem man sich ungeheuerliche Mordtaten erzählte, vor allem den Mord, den er an zwei Kapuzinern begangen: er hatte sie Gott verleugnen lassen, indem er ihnen unter dieser Bedingung das Leben versprach, und sie dann doch abgeschlachtet, ohne jeden Anlaß, den man in Habsucht oder Rachgier hätte finden können.[2]

Der Herr von Montaigne machte Halt, um sich das Schauspiel anzusehen. Über den französischen Gebrauch hinaus wird vor dem Verbrecher noch ein großes schwarzverhangenes Kruzifix hergetragen und es folgt zu Fuß eine große Zahl in Tuch verkleideter und maskierter Leute; es sollen Edelleute und sonstige angesehene Römer sein, die eine Bruderschaft bilden und sich dem Dienste weihen, den Verbrechern zur Richtstätte und den Leichen von Verstorbenen das Geleit zu geben. Zwei von ihnen oder auch Mönche, die gerade so gekleidet und maskiert sind, sitzen neben

[1] Zu den Bankiers.

[2] Dieser Räuber hatte 54 Morde begangen; seiner Hinrichtung wohnten mehr als 30 000 Zuschauer bei (Anc.).

Digitized by Google

dem Verbrecher im Wagen und predigen ihm, und der eine von ihnen hält ihm fortwährend ein Bild unseres Herrn und Heilandes vors Gesicht, damit er es küsse: dabei kann man das Gesicht des Übeltäters auch nicht auf der Straße sehen. Am Galgen, der aus einem Balken zwischen zwei Pfosten besteht, hielt man ihm das Bild solange vor die Augen, bis er frei in der Luft hing: Sein Tod bot nichts Ungewöhnliches; er blieb regungslos und sprach kein Wort. Es war ein dunkler Mann von etwa dreißig Jahren. Nachdem er gehenkt war, wurde er in vier Stücke geschnitten. Sie lassen die Menschen kaum anders als eines einfachen Todes sterben und lassen ihre Härte erst am Leichnam aus.

Der Herr von Montaigne fand hier wieder eine Bemerkung bestätigt, die er schon anderswo ausgesprochen hat[1]: wie sehr sich das Volk über die Strenge erschrecke, die an den toten Körpern geübt wird. Das Volk, das ganz ruhig angesehen hatte, wie dieser Verbrecher erdrosselt wurde, schrie bei jedem Hieb bei der Zerstücklung mitleidig auf. Sofort nach dem Tode traten ein oder mehrere Jesuiten oder andere Geistliche auf irgendeine Erhöhung und beginnen der eine hier der andere da laut schreiend zum Volk zu predigen, um ihm das Beispiel zu Gemüt zu führen.

Wir bemerkten in Italien und vor allem in Rom, daß es fast gar keine Glocken für den Kirchendienst

[1] Essais II, 11. (1580): „Nach unserem unmaßgeblichen Rate sollte man diese Beispiele der Strenge, wodurch man das Volk in Ordnung halten will, an den Leichnamen der Verbrecher ausüben." ..... Die Ausgabe von 1582 fügt davon hinzu: „Ich kam eines Tages in Rom auf den Platz, wo man eben Catena, einen berüchtigten Dieb, abtun wollte" usw.

Digitized by Google

gibt und Rom steht darin dem geringsten französischen Dorfe nach;[1] ferner fiel uns auf, daß fast gar keine Bilder vorhanden waren, wenn sie nicht ganz aus jüngster Zeit herrührten. Mehrere alte Kirchen haben kein einziges aufzuweisen.

Am vierten Januar nahm er wieder Terpentin ein ohne sichtliche Wirkung.

Am gleichen Tag sah ich[2] zwei Brüder hinrichten, alte Diener des Sekretärs des Kastellans,[3] die ihren Herrn ein paar Tage vorher nachts in der Stadt im Palast selbst des Herrn Jacomo Buoncampagni, Sohnes des Papstes, getötet hatten. Man folterte sie zuerst, dann hieb man ihnen vor dem Palast die Hand ab und danach setzte man ihnen auf die Wunden Kapaunen, die nun zu Tode gebracht wurden, dadurch daß man sie aufschlitzte. Die Mörder wurden zuletzt auf einem Schafott durch Schläge einer dicken Holzkeule und durch plötzliche Erdroßlung vollends hingerichtet. Man sagt, diese Todesstrafe durch Keulenschläge und Erdroßlung werde manchmal in Rom angewandt. Andere waren der Meinung, sie sei der Missetat angepaßt worden, da die Verbrecher ihren Herrn so getötet hätten.

Was die Größe Roms betrifft, so meinte der Herr von Montaigne, der von den Mauern umschlossene Raum, der aber zu mehr als zwei Dritteln leer steht und das alte und neue Rom umfaßt, könnte einem Kreis gleichkommen, der Paris und alle Vororte von

[1] Der Barockschmuck, mit dem die römischen Kirchen heute überschwemmt sind, begann damals seinen Anfang.

[2] Der Schreiber. Montaigne selbst verabscheute solche Schauspiele, vgl. Essais II, 11. Die Hinrichtung Catenas sah er nur zufällig an.

[3] Der Kastellan war Jacomo Buoncampagni. Vgl. Anm. z. S. 198.

Digitized by Google

einem Ende zum anderen umschließt. Wenn man aber die Größe nach Zahl und Dichtigkeit von Häusern und Wohnungen messe, so kommt Rom nach seiner Schätzung noch nicht einem Drittel von Paris gleich. An Menge und Größe der öffentlichen Plätze, an Schönheit der Straßen und Schönheit der Häuser nimmt Rom bei weitem den Vorrang an.

Er fand auch, daß die Kälte des Winters der in der Gascogne gewohnten sehr nahe kommt. Um Weihnachten erlebten wir starke Fröste und unerträgliche kalte Winde. Allerdings ist auch dann noch Donner, Hagel und Blitz keine Seltenheit.

Die Paläste sind weitläufige Anlagen. Man durchläuft eine Reihe von drei, vier Sälen, bevor man im Hauptsaal ist. In bestimmten Häusern fand der Herr von Montaigne, wenn er an einem zeremoniellen Mahl teilnahm, die Einrichtung, daß die Büfetts nicht im Speisesaal selbst, sondern in einem anderen Saal stehen, durch den man vorher kommt; daselbst wird auch der Wein geholt, wenn man zu trinken verlangt, und hier findet man auch das Silbergeschirr zur Parade ausgestellt.

Donnerstag, den 26. Januar, machte der Herr von Montaigne dem Janiculushügel jenseits des Tibers einen Besuch und sah sich unter anderen Merkwürdigkeiten auch die noch großen Überreste einer alten Mauer an, die erst vor zwei Tagen zum Vorschein gekommen war. Von keiner anderen Stelle aus kann man die Lage aller Teile Roms so deutlich überblicken. Von da stieg er zum Vatikan hinab, um die Statuen in den Nischen des Belvedere und die schöne Galerie zu sehen, welche der Papst mit Gemälden von allen Teilen Italiens schmücken läßt

Digitized by Google

und die ihrem Ende schon recht nahe ist. Auf diesem Spaziergang verlor der Herr von Montaigne seine Börse und was darin war: er hatte zwei- oder dreimal ein Almosen gegeben und, als es regnete und häßliches Wetter war, sie statt in die Tasche in einen falschen Latz seiner Hose gesteckt.

Diese ganze Zeit über gab er sich dem Vergnügen hin, Rom zu studieren. Im Anfang hatte er einen französischen Führer genommen, der aber aus irgend einer unsinnigen Laune seines Amtes überdrüssig wurde: daraus setzte sich es der Herr von Montaigne in den Kopf, durch eigenen Eifer und mit Hilfe von verschiedenen Karten und Büchern, die er sich abends vorlesen ließ, des Stoffes Herr zu werden. Am Tag ging er immer an Ort und Stelle und verwertete das Neugelernte. Nach wenigen Tagen hätte er seinen Führer selbst mit Leichtigkeit führen können.

Er meinte, von Rom bekäme man nichts zu sehen als den Himmel unter dem es einst gelegen war und den allgemeinen Grundriß seiner Lage. Das Wissen, das er von ihm habe, sei ein abstraktes, das auf die Einbildungskraft angewiesen sei; aber nichts böte sich den Sinnen unmittelbar dar. Wer sagt, man sähe wenigstens die Ruinen Roms, behaupte zu viel; denn die Ruinen eines so kolossalen Organismus stünden in seinem Gedächtnis ehrfurchtgebietender als die Trümmer die er da vor sich sehe: das sei nichts als ihr Grabstein. Die Welt, die sich gegen Roms ununterbrochene Herrschaft aufgelehnt, habe zuerst Stück für Stück von seinem herrlichen Körper abgeschlagen und zerschmettert und dann, als ihr noch der tote, umgestürzte und entstellte Körper Schrecken einflößte, selbst die Trümmer verscharrt. Die kleinen

Digitized by Google

Überreste, die noch aus dem Grab herausschauen, wären nur dem Zufall zu verdanken, der sie zum Gedächtnis an diese unendliche Größe, die so viel Jahrhunderte, so viel Feuersbrünste, die oft wiederholte Verschwörung der Welt selbst nicht ganz hatten auslöschen können, aufgespart habe. Aber es scheine ihm auch wahrscheinlich, daß diese entstellten Glieder, die übrig geblieben, die geringsten an Wert seien und daß die Wut der Feinde solchen unsterblichen Ruhmes sicher das Ziel gehabt habe, das Schönste und Würdigste zuerst zu zerstören. Die Bauten des bastardhaften Roms, die man gegenwärtig den alten Massen anpasse,[1] erinnerten ihn, so sehr sie auch unser eigenes Jahrhundert begeistern müßten, doch genau an die Nester, die Spatzen und Krähen zu Hause in Frankreich an die Gewölbe und Wände der von den Hugenotten zerstörten Kirchen klebten. Wenn er die Ausdehnung überblicke, die dies Grab heute einnehme, so fürchte er, man mache sich von seiner Größe falsche Begriffe und die Grabstätte sei selbst wieder zum größeren Teil begraben. Daß aus so dürftigem Material, wie zerbrochene Töpfe und Ziegeln es darstellen, einst ein Hügel von einer so außerordentlichen Größe werden konnte, daß er an Höhe und Breite verschiedenen natürlichen Hügeln gleichkommt[2] (er hielt ihn für gleich hoch wie den Kegel auf dem das Schloß Gurson steht, und für doppelt so breit)[3] das sei eine besondere Absicht des Schicksals,

[1] Die Bauten der Renaissance.

[2] Der Monte Testaccio, der etwa 35 m hoch ist und meist aus zerbrochenen Amphoren besteht, die hier am Tiber ausgeladen wurden.

[3] Schloß in Périgord, zwei Meilen, n. ö. von Schloß Montaigne, Wohnsitz des Grafen Foix, dessen Gattin Diana Montaigne das 25. Kap. des 1. Buches der Essais gewidmet hatte.

Digitized by Google

um der Welt durch ein so neues und außerordentliches Zeugnis von Größe seine eigene Mitwirkung an Ruhm und Übergewicht dieser Stadt zu beweisen.

Wenn er den geringen Raum in Betracht ziehe, den verschiedene dieser sieben Hügel und vor allem gerade die berühmtesten, wie Kapitol und Palatin, einnehmen, dann bekomme er es gar nicht fertig, auf ihnen eine so große Menge von Bauten unterzubringen. Man sehe sich nur einmal die mächtigen Überreste vom Tempel des Friedens[1] längs des römischen Forums an, dessen Trümmer einen ganzen großen, in mehrere entsetzliche Felsen zerrissenen Hügel bilden: es ist undenkbar, daß zwei solche Bauten auf der ganzen Breite des kapitolinischen Hügels Platz fänden, auf dem gleichwohl fünfundzwanzig bis dreißig Tempel gestanden hatten, ein paar Privathäuser gar nicht mitgerechnet. In der Tat, viele der Annahmen über das Aussehen der alten Stadt haben fast gar keine Wahrscheinlichkeit. Der ganze Platz hat sich unendlich verändert; was heute Tal ist, war oft Hügel, wie man noch an den tiefsten Punkten, die es damals gab, sehen kann; z. B. an dem sogenannten Velabrum,[2] das wegen seiner tiefen Lage die Abflüsse der Stadt erhielt und einen See faßte: heute haben sich von den Trümmern seiner großen Bauten Hügel von der Höhe der übrigen natürlichen Hügel, die ringsherum liegen, gebildet. Und der Monte Savello ist nichts anderes, als die Ruine eines Stücks vom Theater des Marcellus. Nach

[1] Von Vespanian erbaut, unter Commodus durch Feuer zerstört.

[2] S. von Palatin, im Altertum ein Platz mit Ständen der Lebensmittelverkäufer, Wechsler usf.

Digitized by Google

seiner Meinung würde ein alter Römer, der die heutige Stadt sähe, die Lage der alten nicht wieder erkennen. Es ist oft vorgekommen, daß man lange an einer Stelle grub und dann auf die Spitze einer ganz hohen Säule stieß, deren Fuß noch im Boden steckte. Wenn Häuser gebaut werden, gibt man sich überhaupt keine Mühe, ein anderes Fundament als altes Mauerwerk oder Gewölbe zu suchen, wie man es unter allen Kellern sieht; um die Stütze des alten Fundaments oder der Mauer, auf die man gerade stößt, kümmert man sich nicht. Sogar auf den Trümmern alter Bauten selbst wird, wie der Zufall sie beim Einsturz aufeinandergeschichtet hat, der Grundstein ihrer neuen Paläste gelegt, als wären es wirkliche große Felsteile, die Sicherheit und Festigkeit bieten. Es ist leicht zu sehen, daß verschiedene alte Straßen mehr als dreißig Fuß tief unter den heutigen liegen.

Am 28. Januar hatte er einen Kolikanfall, der ihn aber in keiner seiner gewohnten Beschäftigungen störte. Er schied einen größeren und einige kleinere Steine aus.

Am 30. sah er sich die älteste religiöse Zeremonie an, die es unter Menschen gibt und wohnte ihr mit Aufmerksamkeit[1] und in aller Gemächlichkeit bei: es ist die Beschneidung der Juden.

Er hatte schon ein anderes Mal an einem Samstagmorgen ihre Synagoge besucht und ihren Gebeten beigewohnt, bei denen sie, regellos wie die Calvinisten in ihrer Kirche, auf hebräisch bestimmte Abschnitte der Bibel singen, die zum Tage passen. Im Takt halten alle gleichen Schritt miteinander, aber

[1]) Vgl. Essais (1588) III, 5.

Digitized by Google

der Mißklang erreicht das Äußerste, weil sich so viele Stimmen jeden Alters mischen. Die Kinder bis zu den kleinsten herab sind mit an der Partie und alle verstehen unterschiedslos hebräisch. Bei ihrem Beten verraten sie auch nicht mehr Aufmerksamkeit als wir bei unserem, denn sie unterhalten sich dabei über andere Dinge und bringen ihren Mysterien nicht viel Aufmerksamkeit entgegen. Sie waschen die Hände beim Eingang und es ist bei ihnen Entheiligung an diesem Orte die Kopfbedeckung abzunehmen. Dafür beugen sie Kopf und Knie, so oft der Ritus es erfordert. Über Achseln oder Kopf tragen sie eine besondere Bedeckung, an der Fransen herabhängen; das Ganze zu beschreiben wäre zu lang. Am Nachmittag legen ihre Schriftgelehrten nacheinander die Bibelstelle vom Tage aus, und zwar auf italienisch. Nach dem Vortrag des Schriftgelehrten wählt ein anderer unter ihnen einen und manchmal auch zwei oder drei der Zuhörer aus, um den Redner zu widerlegen. Derjenige, den wir anhörten, schien dem Herrn von Montaigne viel Beredsamkeit und viel Verstand in seinen Beweisgründen zu entfalten.

Was aber die Beschneidung betrifft, so wird sie in den Privathäusern vorgenommen, im bequemsten und hellsten Zimmer der Wohnung. Der Herr von Montaigne wohnte einer Beschneidung bei: diese fand, da die Wohnung eng war, am Türeingang statt. Die Kinder bekommen wie bei uns einen Paten und eine Patin, der Vater bestimmt seinen Namen. Die Beschneidung findet am achten Tage nach der Geburt statt. Der Pate setzt sich auf einen Tisch und nimmt ein Kissen auf den Schoß; die Patin reicht ihm das Kind und verläßt dann das Zimmer. Das Kind ist

Digitized by Google

wie bei uns eingewickelt; der Pate wickelt es unten auf und nun beginnen die Umstehenden, den, der die Operation vollführt, eingeschlossen, alle zusammen zu singen, und begleiten die ganze Handlung, die eine kleine Viertelstunde dauert, mit ihrem Gesang. Der Beschneider kann auch ein anderer sein als der Rabbi und jeder, der zugegen ist, hat den Wunsch, zu diesem Amt berufen zu werden, weil sie es für einen großen Glücksumstand halten, dazu oft herangezogen zu werden: diese Gunst wird sogar erkauft, indem der eine dem Kind ein Kleidungsstück, der andere sonst ein Geschenk anbietet, und sie glauben, daß bei demjenigen, der eine bestimmte und kontrollierte Zahl von Beschneidungen ausgeführt hat, nach dem Tode die Teile des Mundes nicht von den Würmern aufgezehrt werden.

Auf dem Tisch, darauf der Pate sitzt, ist eine ganze Zurüstung von allen Werkzeugen ausgebreitet, die zur Operation benötigt werden. Außerdem hält ein Mann eine mit Wein gefüllte Phiole und ein Glas in seinen Händen. Ferner steht auf dem Boden ein Kohlenbecken, an dem sich der Beschneider zuerst die Hände wärmt. Nachdem nun das Kind ganz losgewickelt auf dem Schoß des Paten liegt, mit dem Kopf nach diesem zu, nimmt der Operateur das Glied des Knaben, zieht die darüber befindliche Haut mit der einen Hand zu sich heran, während er mit der anderen die Eichel und das Glied zurückdrückt, legt dann um die Haut eine silberne Vorrichtung, um sie festzuhalten und zu verhüten, daß er beim Schneiden Eichel und Fleisch beschädige. Darauf schneidet er mit einem Messer die Haut ab, die sofort in Erde, die in einem Gefäß unter den Zurüstungen zur Handlung bereit steht, bestattet wird. Schließlich beseitigt der Be-

Digitized by Google

schneider mit seinen kräftigen Nägeln noch ein anderes kleines Häutchen an der Eichel und zerreißt es mit Gewalt indem er es hinter die Eichel zurückstülpt. Die Operation scheint sehr gewaltsam und schmerzhaft zu sein; gleichwohl finden sie keine Gefahr darin und die Wunde heilt auch immer in vier bis fünf Tagen. Das Kind schreit dabei geradeso wie die Kinder bei uns während der Taufe.

In dem Augenblick, wo die Eichel so freigelegt ist, reicht man dem Beschneider eiligst Wein: er nimmt einen Schluck in den Mund und saugt nun die blutige Eichel des Kindes aus; das ausgesaugte Blut speit er aus und nimmt einen neuen Schluck; das wird dreimal wiederholt. Darauf reicht man ihm in einer kleinen Papierdüte ein rotes Pulver, das nach ihrer Aussage Salpeter ist; er reibt damit die ganze Wunde ein und bedeckt sie und dann verbindet er sorgfältig das Glied mit besonders zugeschnittener Wäsche. Nach vollendeter Handlung bekommt er ein volles Glas Wein überreicht, den er durch sein Gebet segnet. Er trinkt selber einen Schluck und taucht dann den Finger ins Glas und überträgt mit dem Finger dreimal ein paar Tropfen auf die Lippen des Kindes, das es auffaugt; zuletzt schickt man dies gleiche Glas der Mutter und den Frauen, die an einem anderen Ort der Wohnung sich aufhalten, damit sie den Rest des Weines trinken. Außerdem nimmt ein Dritter ein silbernes Gerät, das rund wie ein Ball ist, in einen langen Schwanz ausläuft und kleine Löcher wie unsere Räucherpfannen aufweist,[1] und hält es zuerst dem

[1] Ein Zerstäuber.

Digitized by Google

Beschneider, dann dem Kind, dann dem Paten an die Nase: es enthält Gerüche, die die Geister stärken und zur Andacht stimmen sollen. Während dessen ist sein Mund immer noch blutig.

Am 8. und nachher noch am 12.[1] hatte der Herr von Montaigne einen leichten Anfall von Kolik, wobei er Steine ohne große Schmerzen von sich gab.

Fastnacht war infolge der Zustimmung des Papstes dies Jahr in Rom ausgelassener als die vorhergehenden Jahre. Wir fanden aber nicht viel dahinter. Dem Korso entlang, eine lange Straße, die ihren Namen davon[2] hat, ließ man bald vier bis fünf Kinder, bald Juden, bald Greise ganz nackt von einem Ende bis zum anderen ein Wettlaufen anstellen. Man hat weiter kein Vergnügen davon als sie an seinem Platz vorübereilen gesehen zu haben. Ebenso wird es mit Pferden gemacht, die noch obendrein von kleinen Kindern mit Peitschenschlägen getrieben werden, und mit Eseln und Büffeln, die von Männern auf Pferden mit dem Stachel angefeuert werden. Für alle Rennen gibt es einen festgesetzten Preis, den sie il palio[3] nennen: samtne oder wollene Tücher. An einem bestimmten Teil des Korsos, wo die Damen mehr sehen können, veranstalten die Edelleute auf schönen Pferden ein Stechen nach dem Gerkopf und entwickeln dabei viel Geschmeidigkeit; nichts versteht gemeiniglich dieser Adel besser als ritterliche Übungen zu Pferd. Die Tribüne, die der Herr von Montaigne

[1] Februar.
[2] Vom Laufen.
[3] Der Schleier.

Digitized by Google

für sie[1] aufschlagen ließ, kostete drei Taler. Dafür stand sie auch an einer sehr günstigen Stelle der Straße.

Während dieser Tage ließen sich die schönen römischen Edelfrauen in aller Ungezwungenheit sehen: in Italien tragen sie nämlich keine Maske wie in Frankreich und zeigten sich ganz unverhüllt.[2] Die vollkommene und seltene Schönheit ist, wie er fand, bei ihnen auch nicht häufiger als in Frankreich und drei oder vier Fälle ausgenommen, sah er nichts Hervorstechendes; dafür ist ihr Durchschnitt annehmbarer und soviel Häßlichkeit wie in Frankreich sieht man nicht. Der Kopf ist unvergleichlich vorteilhafter geputzt, ebenso der unterhalb des Gürtels befindliche Teil der Kleidung. Dagegen sieht der Leib selbst in Frankreich besser aus; hier tragen die Frauen die Partie um die Hüften zu lose, so daß sie wie die Schwangeren bei uns einhergehen. Dafür ist wieder die Haltung imponierender, voller und sanfter. Unsere Gewänder lassen sich an Reichtum gar nicht mit den ihrigen vergleichen: alles ist hier voll Perlen und Edelsteinen. Überall, wo sie sich öffentlich sehen lassen, im Wagen, auf Festen, im Theater, sind sie von den Männern getrennt, jedoch haben sie Tänze, wo die Geschlechter recht frei mit einander in Berührung kommen, und wo es Gelegenheit zu Gesprächen und Handdrücken gibt.

[1] Für sich und die Reisegesellschaft.

[2] Die Sitte, daß die Damen Masken trugen (um sich vor der Sonne zu schützen oder aus anderen Gründen), wurde wohl zuerst am Hofe der Katharina von Medicis eingeführt und breitete sich von da auch auf die bürgerlichen Frauen aus. Sie dauerte bis in die Regierung Ludwigs XIV. hinein. Die Masken waren aus schwarzem Samt und hießen loup oder cachelaid. D.

Digitized by Google

Die Männer sind, bei welcher Gelegenheit es auch sei, sehr einfach in schwarzes Florentiner Zeug gekleidet; und da sie etwas dunkler als wir sind, so machen sie, ich weiß nicht wie, nicht den Eindruck nach Herzögen, Grafen und Marquis, wenn sie es auch sind, sondern sehen ein wenig gewöhnlich aus — im übrigen sind sie höflich und geschmeidig im höchsten Grad, was auch der gewöhnliche Franzose sagen mag, der jeden unhöflich nennt, der sein plumpes Überschäumen und seine Aufdringlichkeit nur schwer erträgt. Wir tun in jeder Weise was in unseren Kräften steht, um hier verschrien zu werden. Trotzdem haben sie eine alte Vorliebe oder Verehrung für Frankreich, und infolgedessen werden alle gut behandelt und willkommen geheißen, die dies Entgegenkommen nicht allzusehr verscherzen und sich soweit mäßigen, daß sie die Einheimischen nicht beleidigen.

Am Fastnachtsdienstag wohnte der Herr von Montaigne einem Fest bei, das der Kastellan[1] gab. Es waren große Vorkehrungen getroffen worden, zu denen vor allem ein kunstfertig und reich ausgeschmücktes Amphitheater gehörte: darin fand abends vor dem Mahl ein Turnier statt. Der Raum lag in einem viereckigen Schuppen, hatte in der Mitte eine Verschanzung und war von ovaler Gestalt. Zu den Besonderheiten gehörte, daß der Fußboden die verschiedensten Figuren in Rot aufwies, indem zuerst die Dielen mit Gips oder Kalk überzogen wurden; auf dieser weißen Fläche lag ein Stück Pergament oder Kupfer, aus dem die gewünschten Figuren aus-

[1] Der Gouverneur von Rom, der Sohn des Papstes. S. o.

Digitized by Google

geschnitten waren: nun fuhr man mit einer in rote Farbe getauchten Bürste darüber hin und brachte so durch die Öffnungen hindurch die Figuren auf dem Boden zum Vorschein; das alles ging so schnell, daß man in zwei Stunden ein Kirchenschiff hätte ausmalen können. Beim Mahle wurden die Damen von ihren Männern bedient, die stehend ihnen aufwarteten und ihnen zu trinken und was sie sonst verlangten, brachten. Es wurde viel gebratenes Geflügel aufgetragen, das wieder mit seinem natürlichen Gefieder bekleidet worden war und wie lebend aussah; ferner Kapaune, die ganz und gar in Glasflaschen gekocht waren, eine Unzahl Hasen, Kaninchen, Pasteten, aus denen lebende Vögel flatterten. Die Wände waren mit auffällig schönem Zeug bekleidet. Der Damentisch bestand aus vier übereinanderstehenden Platten und darunter wieder stand eine andere, vollständig gedeckte, die mit Süßigkeiten beladen war.

Sie machen keinen Mummenschanz, um sich zu besuchen, und der bei ihren öffentlichen Aufzügen durch die Stadt oder bei den Veranstaltungen zum Ringelstechen kostet nicht viel. Wir sahen zwei schöne und reiche Gesellschaften dergestalt am Fastnachtsdienstag beim Gerkopfstechen. Worin sie uns vor allem übertreffen, das ist der Reichtum an sehr schönen Pferden.

Da ich denjenigen unter meinen Leuten, der dies schöne Geschäft besorgte, verabschiedet habe, will ich, in Anbetracht, daß es schon so weit vorgeschritten ist, trotz der Unbequemlichkeit, die damit für mich verbunden ist, die Fortführung selbst übernehmen.[1]

[1] D. h. Montaigne macht von hier ab die Eintragungen eigenhändig.

Digitized by Google

Am 16. Februar, als ich von der Faſtenpredigt zurückkam, traf ich in einer kleinen Kapelle einen Prieſter im Ornat, der damit beſchäftigt war, einen spiritato[1] zu heilen: der Mann ſah trübſinnig und ſtarrſüchtig aus. Er wurde vor dem Altar an den Knien gehalten, während er am Hals, ich weiß nicht mit was für einem Stück Tuch[2] feſtgebunden war. Der Prieſter las aus ſeinem Brevier eine Menge Gebete und Beſchwörungen und befahl dem Teufel von dieſem Leib zu laſſen. Dann richtete er ſeine Worte an den Kranken ſelbſt, indem er bald ihm, bald dem Teufel in ſeiner Perſon zuredete und ſchließlich beſchimpfte er ihn, ſchlug ihn mit den Fäuſten und ſpie ihm ins Geſicht. Der Kranke gab auf die Fragen des Prieſters einige alberne Antworten; bald für ſich, indem er ſagte, wie ſehr er ſein Übel ſich regen fühle, bald für den Teufel, indem er verſicherte, daß er Gott fürchte und von der Beſchwörung hart bedrängt werde. Nach dieſem Teil, der lange währte, griff der Prieſter zu ſeinem äußerſten Mittel: er zog ſich zum Altar zurück und nahm die Hoſtienſchachtel mit dem corpus Domini in die linke, eine umgekehrte brennende Kerze in die rechte Hand; während ſie raſch ſchmolz, ſprach er Gebete, bis er zuletzt ſo laut und befehlend wie er konnte Worte der Drohung und Strenge gegen den Böſen ausſtieß. Als die erſte Kerze bis dicht an ſeine Finger abgebrannt war, nahm er eine zweite, dann eine dritte und ſchließlich noch eine vierte. Als das geſchehen war, ſtellte er ſeine Hoſtienſchachtel, das iſt das durchſichtige Gefäß mit

[1] Beſeſſener.
[2] Vielleicht einer Stola (L.)

Digitized by Google

dem corpus Domini hin, trat wieder zum Kranken, zu dem er nun wie zu einem Menschen sprach, und ließ ihn abbinden, damit ihn die Seinigen nach Hause führten.

Er erklärte uns, dieser Teufel sei von der schlimmsten Art, hartnäckig und mit der größten Mühe nur auszutreiben, und den zehn bis zwölf Edelleuten, die wir anwesend waren, gab er unterschiedliche Proben dieser Wissenschaft zum Besten und berichtete von den täglichen Erfahrungen, die er darin mache; so habe er vor allem am gestrigen Tage eine Frau von einem großen Teufel befreit; als er aus ihrem Mund gefahren sei, wären Nägel, Nadeln und ein Busch von seinem Haar herausgeflogen. Und als man ihm vorhielt, daß die Frau noch nicht ganz beruhigt sei, erzählte er uns, daß sich eine andere, leichtere und weniger schlimme Art von Geist heute morgen wieder in ihr eingenistet habe; jedoch sei diese Art — er kennt alle Namen, Einteilungen und noch genauere Unterscheidungen — leicht zu vertreiben. Ich sah nur dies. Mein Biedermann tat sonst nichts als daß er mit den Zähnen knirschte und den Mund verzerrte, als ihm das corpus Dominj vorgehalten wurde, und manchmal die Worte hören ließ: si fata volent;[1] er war Notar und verstand ein wenig Latein.

Am 1. März war ich in der Fastenpredigt n S. Sixtus. Der Priester, der die Messe las, stand hinter dem Hauptaltar und wandte das Gesicht dem Volke zu; hinter ihm stand niemand. Der Papst kam an diesem Tage, denn er hatte ein paar Tage vorher den Nonnen diese ihre Kirche entzogen, weil sie zu entlegen war, und dafür alle Armen, die in der Stadt

[1] Wenn das Geschick es will.

Digitized by Google

bettelten, in sehr guter Ordnung unterbringen lassen. Die Kardinäle gaben jeder zwanzig Taler, um das Hospital in Gang zu bringen, andere Privatleute hatten außerordentliche Gaben geschenkt und der Papst dotierte es mit monatlich 500 Talern.[1]

In Rom ist der private Eifer groß und es gibt eine Menge von Gesellschaften, die oft besondere Beispiele von Wohltun ablegen. Der gemeine Mann scheint mir innerlich weniger demütig zu sein als in unseren guten französischen Städten, wohl aber äußerlich gewissenhafter. Ich brauche mir hier keine Zurückhaltung aufzuerlegen und ich will zwei Beispiele geben. Irgend jemand lag mit einer Kurtisane im Bett und versagte sich nichts von allem was in dies Handwerk fällt, als es vierundzwanzig Uhr schlug und das Ave Maria zu läuten begann: mit einem Satz war sie aus dem Bett und kniete auf dem Boden, um ihr Gebet nicht zu versäumen. Als sie wieder einmal mit einem anderen bei der gleichen Beschäftigung war, pochte ihre brave Mutter — denn bekanntlich haben die jungen Dirnen alte Betteln, aus denen sie Mütter und Tanten machen — an die Tür und riß ihr zornig und wütend vom Hals ein Band, an dem eine kleine Muttergottes hing; sie sollte nicht von dem Schmutz ihrer Sünde befleckt werden und die Junge verspürte in der Tat die äußerste Zerknirschung, daß sie das Bild nicht wie sonst ausgezogen hatte.[2]

[1] Die schlimme Luft, um derentwillen die Nonnen auszogen, vertrieb selbst die Bettler nach kurzer Zeit wieder aus dem Hospital. (Anc.)

[2] Vgl. Essais I, 56 die Erzählung der Königin von Navarra von dem Prinzen, der auf dem Hin- und Herweg von seinem Abenteuer mit der Advokatenfrau stets einen Sprung in die Kirche machte.

Digitized by Google

Der moskowitische Gesandte[1] kam an diesem Tage gleichfalls in die Fastenpredigt. Er trug einen Scharlachmantel, eine Soutane von Goldstoff und eine pelzgefütterte Kappe aus gleichem Stoff in Form einer Nachtmütze und darunter ein Käppchen aus Silbertuch. Das ist der zweite moskowitische Gesandte, der zum Papst gekommen ist. Der erste war zur Zeit Pauls III gekommen.[2] Wie man annahm, bestand sein Auftrag darin, den Papst zum Eingreifen in den Krieg zu bewegen, mit dem der König von Polen seinen Herrn bedrängte: dieser habe den ersten Ansturm des Türken auszuhalten und wenn sein Nachbar ihn schwäche, könne er nicht noch einen anderen Krieg führen, was dasselbe hieße wie dem Türken die Tür zum Ausland noch öffnen. Dabei machte er zugleich Anerbietungen, die sich auf verschiedene Streitigkeiten mit der römischen Kirche bezogen. Er wurde wie einst sein Vorgänger beim Kastellan untergebracht und auf Kosten des Papstes unterhalten. Er weigerte sich hartnäckig, dem Papst die Füße zu küssen und ließ nur die rechte Hand gelten, es half auch nichts, daß man ihm versicherte, der Kaiser selbst sei dieser Zeremonie unterworfen: das Beispiel von Königen sei für ihn nicht maßgebend. Er verstand keine andere Sprache als seine eigene und war auch ohne Dolmetsch gekommen. In seiner Begleitung waren nur drei bis vier Leute, und er war, wie er erzählte, nur mit großer Mühe verkleidet durch Polen gekommen. Seine Nation lebt in solcher Unkenntnis der hiesigen

[1] Ein Gesandter Iwans des Schrecklichen.

[2] Vorher waren schon zwei russische Gesandte nach Rom gekommen, der eine 1472 zu Sixtus IV., der andere um 1524 zu Clemens VII. (Anc.)

Digitized by Google

Verhältnisse, daß er nach Venedig Briefe seines Herrn an den ersten Gouverneur der Herrschaft mitbrachte. Über den Sinn dieser Aufschrift befragt, antwortete er, er denke, Venedig unterstehe der Herrschaft des Papstes und besitze einen Gouverneur wie Bologna und andere Städte. Gott weiß mit welchen Gesichtern die großmächtigen Herren Venedigs diese Unwissenheit aufgenommen haben. Er machte dort und hier dem Papste Geschenke, Zobelpelze und die noch selteneren und kostbaren Pelze vom schwarzen Fuchs.

Am 6. März besichtigte ich die Bibliothek des Vatikans, die in fünf oder sechs Sälen nebeneinander steht. Eine ganze Anzahl Bücher war an mehrere Reihen von Pulten befestigt, andere wurden in Koffern verwahrt, die mir aber alle geöffnet wurden. Unter den vielen handschriftlichen Büchern sah ich einen Seneca und die kleinen Schriften Plutarchs.[1] Bemerkenswert war auch die Statue des guten Aristides[2] mit einem schönen kahlen Kopf, Vollbart, großer Stirn und sanftem und majestätischem Blick; der Name steht auf dem Fuß in sehr alten Zeichen. Ferner ein chinesisches Buch von ganz fremdartigem Aussehen; die Blätter aus besonderem Stoff waren viel zarter und durchsichtiger als unser Papier; da sie die Tinte durchlassen würden, sind sie nur einseitig beschrieben und die Blätter gehören je zwei und zwei zusammen und sind am Außenrand gefaltet. Man glaubt, daß sie aus den Fasern irgendeines Baumes bestehen. Ich sah auch das Bruchstück eines alten Papyrus, auf dem unbekannte Zeichen standen: es ist aus

[1] Die Lieblingsschriftsteller Montaignes, s. Essais II, 10.

[2] Der Rhetor Aelius Aristides aus Smyrna, der zur Zeit Marc Aurels lebte.

Digitized by Google

einer Baumrinde hergestellt. Außerdem sah ich das handschriftliche Brevier des heiligen Gregorius; es trägt kein Zeichen seines Entstehungsjahres, aber man ist der Meinung, daß es von Hand zu Hand[1] von ihm selbst stammt. Dies Missal kommt dem unsrigen sehr nahe und galt auf dem letzten Konzil zu Trient als Beweis für unsere Zeremonien.

Zu erwähnen ist ferner ein Buch des heiligen Thomas von Aquin mit Verbesserung von der Hand des Verfassers selbst; er hatte eine schlechte Handschrift mit kleinen Buchstaben, die noch schlimmer als die meinigen sind. Ferner eine auf Pergament gedruckte Bibel, wie sie Plautin[2] in vier Sprachen gedruckt hat: dieses Exemplar schickte der König Philipp dem jetzigen Papst wie auf der Inschrift des Einbandes zu lesen ist. Ferner das Original des Buches, das der König Heinrich von England gegen Luther schrieb und das er vor etwa fünfzig Jahren Papst Leo X. schickte; es trägt seinen eigenen Namenszug und folgendes schöne lateinische Distichon, gleichfalls von seiner Hand:

Anglorum Rex Henricus, Leo decime, mittit
Hoc opus, et fidei testem et amicitiae.[3]

Ich las die Vorreden, von denen die eine an den Papst, die andere an den Leser gerichtet ist: er entschuldigt sein unzureichendes Können mit seiner kriegerischen Beschäftigung. Für scholastisches Latein ist die Sprache gut.

[1] Von Papst zu Papst.

[2] Die Plautinische „polyglotte Bibel" erschien 1569 zu Antwerpen in 8 Foliobänden. König Philipp ist Philipp II.

[3] Der Engländer König Heinrich sendet Leo X. dies Buch, seiner Treue und seiner Freundschaft ein Zeugnis. — Den schlechten Versfüßen gilt Montaignes ironisches „schön". — Der Titel lautete: Adsertio septem sacramentorum adversus Martinum Lutherum. Es erschien 1520.

Digitized by Google

Ich konnte die Bibliothek ungehindert ansehen. Jedermann hat den gleichen leichten Zutritt und kann herausnehmen was er will. Sie ist stets jeden Vormittag geöffnet, und doch wurde ich noch einmal besonders von einem Edelmann überall herumgeführt und eingeladen sie zu benützen, wann es mir paßte. Dagegen verließ unser Gesandter[1] zu dieser Zeit Rom, ohne sie gesehen zu haben und beklagte sich, daß man von ihm verlangt hatte, er solle dem Kardinal Charlet, dem Herrn über die Bibliothek, zu diesem Zweck den Hof machen; auch hatte er, wie er erzählte, es nie erreichen können, diesen mit der Hand geschriebenen Seneca zu sehen, wonach sein ganzes Verlangen stand. Ich kam durch einen Glücksfall dazu, nachdem ich auf sein Zeugnis hin die Sache für aussichtslos gehalten hatte. Alles überhaupt ist so auf der einen Seite ganz leicht, auf der anderen unzugänglich. Gelegenheit und günstiges Geschick haben ihr Vorrecht und bieten oft dem Volke an, was sie den Königen verweigern. Die Neugierde ist sich manchmal selbst ein Hindernis, was auch mit Größe und Macht der Fall ist.

Ich sah auch eine Vergilhandschrift mit unendlich großen und langen, aber ganz engen Buchstaben, die man hier bei den Inschriften aus der Kaiserzeit, dem Jahrhundert Konstantins, findet: sie erinnern an die gotische Schrift und haben die eckige Anlage der alten lateinischen Schriften verloren.[2] Dieser Vergil bestätigte meine alte Meinung, daß die ersten

[1] Louis d' Albain.

[2] Dies Vergilmanuskript scheint der sogenannte Codex Romanus zu sein, den 1454 Politian in seiner Intima vaticana bibliotheca anführt.

Digitized by Google

vier Verse, die man an die Spitze der Äneide setzt, entlehnt sind: dieses Manuskript hat sie nicht.[1] Eine Apostelgeschichte war da, die in den schönsten griechischen Goldbuchstaben geschrieben ist und so frisch und lebhaft aussieht als wäre sie von gestern. Die Buchstaben sind massiv und körperlich; sie heben sich vom Papier derart ab, daß die Hand, die übers Papier fährt, etwas Dickes fühlt. Ich glaube, daß wir den Gebrauch dieser Schrift verloren haben.

Am 13. März machte ein alter Patriarch aus Antiochia, ein Araber, der sehr gut in fünf oder sechs der dortigen Sprachen bewandert war, dagegen weder griechisch noch eine unsrer Sprachen verstand, und mit dem ich enger verkehrte, mir ein Geschenk mit einer gewissen Mischung, die gegen mein Blasenleiden helfen würde, und schrieb mir auch die Gebrauchsanweisung auf. Er gab mir das Mittel in einem kleinen irdenen Topf eingeschlossen und versicherte, ich könne es zehn und zwanzig Jahre aufbewahren und es werde mir derart von Nutzen sein, daß ich nach einmaligen Gebrauch völlig von meinem Leiden geheilt sei. Um seine Vorschrift, wenn ich sie verlieren sollte, wieder zu finden, wiederhole ich sie hier: man muß nach einem leichten Abendessen vor dem Schlafengehen ein Stück von der Größe zweier Erbsen von dem Mittel zwischen den Fingern zerreiben und dann in warm Wasser lösen und fünfmal davon nehmen, indem man jedesmal einen Tag ausläßt.

[1] Sie fehlen auch in den heutigen Ausgaben. Sie begannen: Ille ego, qui quondam gracili modulabus avena Carmen . . .

Digitized by Google

Eines Tages, als ich in Rom bei unserem Gesandten mit Muret[1] und anderen Gelehrten speiste, brachte ich die Rede auf die französische Übersetzung des Plutarch[2] und blieb gegenüber denjenigen der Herrn, die sie weit geringer als ich schätzten, wenigstens darin bei meiner Meinung, daß der Übersetzer überall, wo er den wahren Sinn Plutarchs verfehlt hat, doch noch einen wahrscheinlichen eingesetzt hat, der mit dem was vorangeht und nachfolgt, zusammenpaßt. Um mir zu zeigen, daß ich sogar darin noch ihm zu viel zutraute, wurden zwei Stellen vorgebracht. Die Auffindung der einen schrieben sie dem Sohn des Herrn Mangot, Advokaten in Paris zu, der eben Rom verlassen hatte.[3] Sie steht im Leben Solons ungefähr in der Mitte, wo es[4] heißt, daß sich Solon rühmte, Attika befreit und die Beschränkungen bei der Trennung von Erbschaften aufgehoben zu haben. Der Übersetzer hat wirklich den Sinn verfehlt, denn das griechische Wort bedeutet bestimmte Zeichen, die an verpfändeten und belasteten Ländereien angebracht wurden, damit die Käufer von der Hypothek Bescheid wußten. Die Beschränkung, die der Übersetzer dafür unterschiebt, gibt keinen

[1] Marc Aubon Muretus aus Muret bei Limoges, 1526 bis 1585, war in Guyenne Montaignes Lehrer, vgl. Essais I, 25. In Toulouse wurde er wegen eines Vergehens mit einem Schüler zum Feuertode verdammt, floh aber rechtzeitig und wurde in Italien gut aufgenommen. 1576 nahm er die Weihen.

[2] Von Jacques Amiot. Sie erschien zuerst 1567 in Paris Vgl. Essais II, 4: „Mit Recht meine ich, gebe ich dem Jakob Amyot vor allen unseren französischen Schriftstellern den Kranz usw."

[3] Jacques Mangot, der, wegen seiner Unbestechlichkeit berühmt, 1587 im Alter von 96 Jahren als Advokat in Paris starb.

[4] Bei Amyot.

Digitized by Google

passenden Sinn; denn das hieße die Länder nicht frei sondern zu allgemeinem Besitz machen. Die lateinische Übersetzung Estiennes ist der Wahrheit näher gekommen.

Die zweite Stelle steht ganz am Ende der Abhandlung über die Ernährung der Kinder und es heißt da,[1] solche Regeln lassen sich leichter wünschen als raten. Das Griechische sagt: das ist eher ein Wunsch als eine Hoffnung, und wendet damit ein Sprichwort an, das sich auch sonst findet. Statt dieses klaren und leichtverständlichen Sinnes schiebt der Übersetzer einen verwischten und sogar befremdenden unter. Indem ich mich ihrer Auslegung des wahren Sinnes der[2] Sprache anschloß, mußte ich ruhig eingestehen, daß sie mit ihrem Schluß recht hatten.

Die Kirchen sind in Rom nicht so schön wie meist sonst in den guten italienischen Städten oder im allgemeinen in Italien und in Deutschland, sogar noch unansehnlicher als in Frankreich. In Sankt Peter hängen am Eingang der neuen Kirche Fahnen als Siegeszeichen, die laut Inschrift vom König den Hugenotten abgenommen wurden, von Ort und Zeit wird aber nichts mitgeteilt. Nahe der Gregorianischen Kapelle, in der man eine unendliche Menge von Votivbildern an der Mauer sieht, hängt unter anderem ein kleines viereckiges Bildchen, das, dürftig und schlecht gemalt, die Schlacht von Moncontour darstellt.[3] In dem Saal vor der Sixtinischen Kapelle[4] sind an der

[1] Bei Amyot.

[2] Griechischen.

[3] In der die Hugenotten unter Coligny 1569 von (dem späteren) Heinrich III. besiegt wurden.

[4] Die Sala regia, die zur Audienz der Gesandten benützt wird.

Digitized by Google

Wand verschiedene denkwürdige Ereignisse abgemalt, die den heiligen Stuhl betreffen, wie die Seeschlacht des Don Juan von Österreich[1] und der Augenblick, wo jener Papst den Fuß auf den Hals des Kaisers setzt, der zu ihm gekommen war, um ihn um Verzeihung zu bitten und ihm die Füße zu küssen — jedoch fehlen die Worte, die nach der Geschichte der eine wie der andere dabei sprach.[2] Auf zwei anderen Gemälden ist die Verwundung und der Tod des Admirals Chatillon wahrheitsgetreu geschildert.[3]

Am 15. März holte mich der Herr von Monluc bei Tagesanbruch ab, um unseren Plan vom Tage vorher, Ostia zu besuchen, auszuführen. Wir überschritten den Tiber auf der Brücke der heiligen Jungfrau und verließen die Stadt durchs Tor del Porto, das im Altertum Portuensis hieß. Davor begann ein unebener Weg durch eine nur mäßig mit Wein und Getreide bestandene Gegend; nach etwa acht Meilen, als wir den Tiber wieder getroffen hatten, kamen wir in eine große als Weide- und Wiesenland dienende Ebene, an deren Ende eine große Stadt[4] lag; wir sahen sehr gut verschiedene ihrer schönen, großen Ruinen, die sich am Rand des

[1] Die Seeschlacht von Lepanto 1571.

[2] Der Kaiser ist Friedrich Barbarossa, der Papst Alexander III., die Aussöhnung erfolgte 1177 in Venedig. Ob der Kaiser sich so weit demütigte, wie Montaigne hier nach Henri Estienne annimmt, ist nicht erwiesen.

[3] In der Bartholomäusnacht. Nach Empfang ihrer Nachricht schrieb Gregor XIII. dem König von Frankreich einen Brief, dies Ereignis sei ihm hundertmal angenehmer zu hören gewesen als fünfzig solcher Siege wie bei Lepanto gegen die Türken; auch ließ er ein Tedeum lesen, Freudenfeuer anzünden und von der Engelsburg mit Kanonen schießen.

[4] Porto oder Hafen des Trajan.

Digitized by Google

Trajansſees hinziehen. Dieſer war durch ein Überlaufen des tyrrheniſchen Meeres entſtanden und diente als Schiffshafen; heute aber ſpeiſt ihn das Meer nur noch ganz ſpärlich, noch ſchlechter aber einen anderen See, der etwas höher als dieſer Ort liegt und Hafen des Claudius hieß.

Wir konnten hier bei dem Kardinal von Perugia ſpeiſen, der an dieſem Ort ſeinen Wohnſitz hat.[1] Nichts iſt in der Tat ſo höflich wie dieſe Herren und ihre Diener. Der Kardinal ließ mir durch einen meiner Leute, der durch die Stadt kam, ſagen, er hätte ſich über mich zu beklagen; derſelbe Diener wurde in die Kellerei des Kardinals geführt und mit Wein freigehalten, obwohl der Kardinal keine weitere Freundſchaft für mich hegte, mich überhaupt nicht einmal kannte, ſondern nur eine Gaſtfreundſchaft übte, die jedem einigermaßen in Betracht kommenden Fremden zuteil wird. Doch ich fürchtete, der Tag würde zu dem vorgenommenen Ausflug nicht reichen, da wir ſo wie ſo ſchon einen Umweg gemacht hatten, um die Ufer des Tiber kennen zu lernen.

Hier fuhren wir im Boot über einen kleinen Arm des Tiber und betraten die heilige Inſel, die eine gute gaskogniſche Meile Umfang hat und voller Weideplätze iſt. Auch einige Ruinen und Marmorſäulen ſtehen da, wie in Porto, der alten Trajansſtadt; der Papſt läßt immer noch ausgraben und das Gefundene nach Rom ſchaffen. Als wir am Ende der Inſel ſtanden, ſahen wir, daß wir wieder den

[1] Als Biſchof von Porto. Fulvio della Cornia war ein Neffe Julius III. (Anc.)

Digitized by Google

Tiber zu überschreiten hatten, was der Pferde wegen eine große Last war; wir standen schon im Begriff, wieder umzukehren, da tauchten zufällig am anderen Ufer die Herren du Bellay, de Marivau, der Baron de Chasai und einige andere auf: daraufhin ritt ich durchs Wasser und schloß einen Tauschhandel mit diesen Edelleuten, daß sie unsere Pferde nahmen und wir die ihrigen. Dergestalt kehrten sie nach Rom auf dem Weg zurück, den wir gekommen waren, und wir folgten ihrer Straße, die genau nach Ostia führte.

Ostia, fünfzehn Meilen davon, liegt an dem alten Tiberkanal. Heute hat der Fluß seinen Lauf etwas geändert und entfernt sich immer mehr. Wir frühstückten in aller Eile in einer kleiner Wirtschaft. Weiter zurück sahen wir La Rocca, einen kleinen recht festen Platz, der aber gar nicht bewacht wird. Die Päpste, zumal der gegenwärtige, haben an dieser Meeresküste in der Entfernung von je einer Meile dicke Türme oder Beobachtungsplätze errichten lassen, um über Landungsversuche der Türken zu wachen. Diese kamen nicht selten vor, auch zur Erntezeit, und dabei wurden Menschen und Vieh geraubt. Die Türme benachrichtigen sich durch einen Kanonenschuß untereinander mit solcher Schnelligkeit, daß der Alarm wie im Fluge nach Rom gelangt. Um Ostia liegen die Salinen, aus denen der ganze Kirchenstaat versorgt wird: auf einer großen sumpfigen Fläche, über die sich das Meer ergießt.

Die Straße von Rom nach Ostia, die via Ostiensis, ist voll von Spuren ihrer antiken Schönheit, von Dämmen und Resten von Aquädukten; überhaupt ist die ganze Straße mit großen Ruinen

Digitized by Google

überſäet, weit mehr als zwei Drittel ſind noch mit den dicken ſchwarzen Platten gepflaſtert, mit denen die Römer ihre Straßen belegten. Wenn man dieſes Tiberufer ſieht, hält man die Meinung, daß die Straße von Rom bis Oſtia von Anfang bis Ende auf beiden Seiten von Häuſern begleitet war, ohne weiteres für richtig. Unter anderen Ruinen ſahen wir ungefähr auf halbem Wege zur Linken das ſehr ſchöne Grabmal eines römiſchen Prätors; ſogar die Inſchrift iſt noch ganz zu erkennen. An den römiſchen Ruinen ſieht man meiſt nur das dicke, maſſive Innere ſelbſt. Die Mauern wurden aus Backſteinen hergeſtellt, die dann mit Marmorplatten oder einem anderen weißen Stein bekleidet wurden, auch mit einem gewiſſen Kitt[1] oder großen Flieſen. Dieſe Bekleidung die die Inſchriften trug, iſt faſt überall im Lauf der Jahrhunderte zugrunde gegangen, daher uns die Kenntniſſe der meiſten ſolchen Dinge verloren gegangen iſt. Die Inſchrift iſt noch erhalten, wenn die Mauer dünner und maſſiv war.

Die Umgebung Roms ſieht faſt allerorts meiſt unbebaut uud ganz tot aus, ſei es weil der Boden dieſen Anblick von Natur aus bietet, ſei es, was ich wahrſcheinlicher finde, weil die Stadt faſt gar keinen Beruf und keine Leute hat, die von der Arbeit ihrer Hände leben. Unterwegs traf ich wohl auf Weinpflanzungen und Gärten, aber die Arbeiter die ſie beſtellten, waren Bauern aus Graubünden und Savoyen, die, wie ſie mir erzählten, jedes Jahr hier zur Zeit der Beſtellung ihr Verdienſt ſuchten. Rom iſt ganz Hof und Adel, und jedermann

[1] Vulkaniſche Puzzolanerde.

Digitized by Google

hat seinen Anteil an dem kirchlichen Müßiggang. Es gibt keine dem Verkauf dienende Straße, wenigstens ist sie unbedeutender als in einer kleinen Stadt: es gibt nur Paläste und Gärten. Eine Rue de la Harpe oder de St. Denis ist undenkbar und es kommt mir immer vor, als ginge ich durch die Rue de la Seine oder auf dem Quai des Augustins in Paris. Ob Werktag oder Feiertag, die Stadt ändert ihr Aussehen gar nicht. Während der ganzen Fastenzeit finden Fastenpredigten statt, und sie sind an Werktagen gerade so voll wie an anderen. In dieser Zeit sieht man überhaupt nichts anderes als Kutschen, Prälaten und Damen.

Zur Nacht kamen wir wieder nach Rom zurück, fünfzehn Meilen davon.

Am 16. März verspürte ich ein Verlangen, einen Versuch mit den römischen Badestuben zu machen, und suchte diejenigen zum heiligen Marcus auf, die als die vornehmsten gelten. Ich wurde, obwohl ich allein kam, ganz auffällig behandelt, mit aller Ehrerbietung, die den Leuten möglich war. Es ist Brauch, daß man Freunde mit sich bringt, die mit einem zugleich von den Wärtern gerieben werden. Ich erfuhr hier, daß ungelöschter Kalk und Operment[1] ausgelaugt, zwei Teile Kalk und ein Teil Operment, die Salbe geben, mit der man Haarausfall erzielen kann, nachdem man sie eine kleine halbe Viertelstunde hat aufliegen lassen.[2]

Den 17. hatte ich fünf bis sechs Stunden lang meine Kolik, die erträglich war; bald danach schied

[1] Schwefelarsenik.

[2] Montaigne war bei gedrungenem Wuchs stark behaart, s. Essais II, 17.

Digitized by Google

ich einen Stein von der Größe und Form einer Piniennuß aus.

Wir hatten zu dieſer Jahreszeit Roſen und Artiſchocken in Rom, gleichwohl fand ich meinesteils die Wärme keineswegs außerordentlich und kleidete und deckte mich zu, ganz wie zu Hauſe. Fiſch wird weniger als in Frankreich gegeſſen; zumal der Hecht taugt gar nichts und wird dem Volk überlaſſen. Scholle und Forelle ſind ſelten, die Barbe iſt ſehr gut und viel größer als in Bordeaux, aber teuer, Goldbraſſen ſtehen gleichfalls hoch im Preiſe. Die Mauleſel ſind größer und ſtärker als bei uns. Das Öl iſt ſo ausgezeichnet, daß der ſtechende Reiz, der mir in Frankreich davon in der Kehle bleibt, wenn ich viel davon verſucht habe, hier ganz fehlt. Trauben ißt man hier das ganze Jahr über friſch und bis zur gegenwärtigen Jahreszeit hängen noch ſehr gute an den Geländern. Das Hammelfleiſch taugt hier nichts und wird auch wenig geſchätzt.

Am 14. verſicherte der portugieſiſche Geſandte in feierlicher Audienz den Papſt für das Königreich Portugal im Auftrage König Philipps ſeines Gehorſams.[1] Derſelbe Geſandte hatte hier den verſtorbenen König und die dem König Philipp feindlichen Stände vertreten. Auf dem Rückweg von St. Peter traf ich einen Mann, der mir zuvorkommend zweierlei erzählte: daß die Portugieſen ihren Gehorſam in der Karwoche beweiſen würden[2] und ſodann, daß am heutigen Tage die Faſtenpredigt in San Giovanni a Porto Latina

[1] Don Juan Gomez de Silva war Geſandter König Sebaſtians, der 1578 fiel, darauf des Kardinals Heinrich, der 1580 ſtarb, ſchließlich Philipps II. von Spanien, der Portugal annektierte.

[2] Sie ſchickten ſich in das, was ſie nicht hindern konnten. (L.)

Digitized by Google

stattfände. In dieser Kirche hätten verschiedene Portugiesen vor ein paar Jahren eine merkwürdige Brüderschaft gegründet. Sie schlossen Mann mit Mann bei einer Messe die Ehe unter denselben Zeremonien, die wir bei unseren richtigen Trauungen anwenden, gingen gemeinschaftlich zum Abendmahl, lasen den bei Eheschließungen üblichen Text des Evangeliums und zogen dann zusammen, um beieinander zu schlafen und zu wohnen. Die römischen Sachverständigen meinten, diese feinen Köpfe seien auf den Gedanken gekommen: weil jene andere Verbindung, von Mann und Weib, nur als Ehe gesetzmäßig ist, so werde auch ihr Tun an Richtigkeit gewinnen, wenn es durch die Zeremonien und heiligen Handlungen der Kirche gleichsam autorisiert wäre. Acht oder neun Portugiesen dieser schönen Sekte wurden verbrannt.[1]

Ich sah den feierlichen Aufzug der Spanier. Von der Engelsburg begrüßte sie eine Kanonensalve und der Gesandte wurde von den Trompetern, Trommlern und Bogenschützen des Papstes in den Palast geleitet. Ich trat nicht mit ein und wohnte der Ansprache und dem ganzen Vorgang nicht bei. Der moskowitische Gesandte, der an einem ausgeschmückten Fenster den ganzen Aufzug betrachtete, meinte, er sei eingeladen worden, einer großen Versammlung beizuwohnen; wenn man in seinem Lande aber von Pferdescharen spreche, so seien immer fünfundzwanzig- und dreißigtausend gemeint; er machte sich daher über den ganzen Aufwand lustig, wie mir eben der Dolmetsch erzählte, der mit seiner Unterhaltung beauftragt war.

[1] Elf, teils Portugiesen, teils Spanier, wurden im Jahre 1578 verbrannt (Anc.).

Digitized by Google

Am Palmsonntag sah ich zur Vesper in einer Kirche ein Kind neben dem Altar auf einem Stuhl sitzen. Es war in ein großes Gewand aus neuer blauer Seide gekleidet, trug keine Kopfbedeckung, sondern nur einen Kranz aus Olivenzweigen und hielt in der Hand eine brennende weiße Wachskerze. Es war ein etwa fünfzehnjähriger Knabe, der an diesem Tag auf Geheiß des Papstes aus dem Gefängnis entlassen worden war. Er hatte einen anderen Knaben getötet.

In San Giovanni in Laterano findet man durchsichtigen Marmor.

Am folgenden Tag besuchte der Papst die sieben Kirchen.[1] Er trug Stiefel, bei denen die Haut nach innen gewandt war und jeder Fuß ein Kreuz in hellerem Leder zeigte. Er führt stets ein spanisches Pferd, einen Zelter, ein Maultier und eine Sänfte mit sich, die alle gleich prächtig sind. Diesmal fehlte das spanische Roß. Der Stallmeister hielt zwei oder drei Paar goldene Sporen in der Hand und erwartete ihn am Fuß der Treppe von Sankt Peter; der Papst wies sie zurück und verlangte seine Sänfte, in der zwei rote Hüte von fast gleicher Form an Nägeln hingen.

Am Abend dieses Tages wurden mir meine „Essais" zurückgegeben, nachdem die gelehrten Mönche ihre Aussetzungen daran ausgelassen hatten. Der Maestro del sacro palazzo[2] verstand kein Wort unserer Sprache

[1] Die sieben alten Hauptkirchen: Santa Croce in Gerusalemme, San Sebastiano, San Giovanni in Laterano, San Lorenzo fuori le mura, Santa Maria Maggiore, San Paolo fuori le mura und San Pietro in Vincoli.

[2] Das Haupt der römischen Zensur war stets ein Dominikaner. Der gegenwärtige hieß Sisto Fabri.

Digitized by Google

und hatte auf den Bericht eines französischen Bruders geurteilt. Er gab sich mit den Entschuldigungen, die ich auf jeden einzelnen der ihm von diesem Franzosen an die Hand gegebenen Einwände vorbrachte, so zufrieden, daß er es meinem Gewissen überließ, die Stellen, die von schlechtem Geschmack zeugten, zu finden und zu verbessern. Ich bat ihn ganz im Gegenteil bei dem Gutachten des Zensors zu bleiben und gab auch einige Irrtümer zu, wie: das Wort Schicksal gebraucht,[1] ketzerische Dichter angeführt,[2] Julian entschuldigt zu haben.[3] Ferner gehörte, wie ich zugab, hierher die Bemerkung, daß man im Augenblick des Betens von jeder Neigung zum Bösen frei sein müsse;[4] daß alles, was über die einfache Tötung hinausgehe, Grausamkeit sei,[5] daß man ein Kind dazu erziehen müsse, alles zu tun[6] und anderes mehr. Ich sagte, das wäre meine Meinung und ich hätte sie im Glauben ausgesprochen daß sie nicht zu den Irrtümern gehörten; bei anderen leugnete ich, daß der Zensor meine Auffassung verstanden haben könne. Der Maestro, ein gewandter Mann, entschuldigte sich eifrig und wollte mich fühlen lassen, er schließe

[1] Essais I, 56. Schicksal ist kein christlicher Begriff.

[2] Essais II, 17, Bèze und Buchanan.

[3] Essais II, 19.

[4] Essais I, 56. Der Zensor beanstandete eine der schönsten und vornehmsten Stellen der Essais. Montaigne kümmerte sich so wenig darum, daß er später den Zusatz machte: „Die Fassung eines Menschen, der in aller Andacht ein verruchtes Leben führt, scheint gewissermaßen noch verdammlicher zu sein als die Fassung eines Menschen, der aus einem Stücke ist und liederlich."

[5] Essais II, 11.

[6] Daß man es auch mit der Ausschweifung bekannt werden lassen müsse, Essais I, 25.

Digitized by Google

sich nicht sehr dieser Verbesserung an, auch verteidigte er mich geschickt in meiner Gegenwart gegen einen anderen, auch einen Italiener, der mich angriff. Dagegen behielten sie mein Exemplar der französischen Übersetzung der Schweizer Geschichte aus dem bloßen Grunde zurück, weil der Übersetzer Ketzer ist, wobei noch nicht einmal sein Name genannt wird.[1] Aber es ist erstaunlich, wie sie bei den Leuten in unserer Heimat Bescheid wissen; und das Beste ist, daß sie mir sagten, daß die Vorrede verurteilt worden war.

Am selben Tage saß in der Kirche San Giovanni in Laterano an Stelle der gewöhnlichen Bußpriester, die sonst in den meisten Kirchen dies Amt versehen, Monsignore der Kardinal St. Sixtus[2] in einer Ecke und gab mit einer langen Gerte, die er in der Hand hielt, den Vorbeigehenden einen Schlag auf den Kopf, auch den Damen, aber mit lächelndem Gesicht, das um so höflicher wurde, je vornehmer und schöner die Dame war.

Am Mittwoch der Karwoche machte ich vor Tisch den Gang durch die sieben Kirchen mit dem Herrn von Foix;[3] wir brauchten ungefähr fünf Stunden dazu. Ich sehe keinen Grund ein, weshalb man sich entrüstet, wenn das Laster irgend eines Kirchenfürsten offen festgestellt wird, wenn es allgemein bekannt ist: bei dieser Gelegenheit sah ich in San Giovanni

[1] Wahrscheinlich Simler, La République des Suisses, die 1577 französisch erschien (Anc.).

[2] Philipp Buoncompagni, Neffe des Papstes, Kardinal und Großpönitenziar.

[3] Paul de Foix, geb. 1528, hatte eine große Rolle als Staatsmann und Gesandter gespielt. Gegenwärtig bemühte er sich in Rom um das Erzbistum Toulouse. Er starb 1584 in Rom. Montaigne lobt ihn Essais III, 9.

Digitized by Google

in Laterano und in der Kirche Santa Croce in Gerusalemme die Inschrift, die an sichtbarer Stelle des Langen die Geschichte des Papstes Sylvester II. erzählt. Man kann sich keine stärkere Anklage denken.[1]

Die Runde um Rom, die ich verschiedene Male von der Stadtseite gemacht habe, von der Porta del Popolo bis zur Porta San Paolo,[2] läßt sich in drei bis vier guten Stunden ausführen, wenn man gemächlich im Schritt reitet. Für den Stadtteil jenseits des Flusses braucht man höchstens anderthalb Stunden.

Ein anderes Vergnügen, das mir Rom während der Fastenzeit bot, waren die Predigten. Es gab ausgezeichnete Prediger, wie den bekehrten Rabbiner, der den Juden Samstags nach Tisch in der Trinità predigt. Sechzig Juden sind immer zum Zuhören angehalten. Er war unter ihnen ein sehr berühmter Schriftgelehrter gewesen und bekämpfte mit ihren eigenen Argumenten, Rabbis und dem Bibeltext ihren Glauben. In dieser Wissenschaft und den Sprachen, die dabei nötig sind, ist er bewundernswürdig. Ein anderer predigte vor dem Papst und den Kardinälen; er hieß Padre Toledo[3] und war an Tiefe des Wissens, treffendem Ausdruck und Übersichtlichkeit ein ungewöhnlicher Kopf. Wieder ein anderer, sehr beredt und populär, predigte bei den Jesuiten, nicht ohne Selbstgefälligkeit wegen seiner glänzenden Sprache.

[1] In Santa Croce stand zu lesen, daß der Papst bei seinem Tode (1003) zur Strafe für seine Vergehen befohlen habe, seinen Leichnam mit wilden Pferden durch die Stadt zu schleifen. In San Giovanni findet sich nur eine lobende Inschrift, die sein Nachfolger verfaßte.

[2] Auf dem linken Tiberufer.

[3] Ein Spanier, der als erster Jesuit Kardinal wurde. (Anc.)

Digitized by Google

Die beiden letzten sind Jesuiten. Es ist ein Wunder, welche besondere Rolle dieser Orden in der Christenheit spielt; ich glaube, es gab nie eine Brüderschaft oder Vereinigung unter uns, die einen solchen Rang einnahm und solche Wirkungen erzielte, wie die Jesuiten sie erwerben können, wenn sie ihre Ziele weiter verfolgen. Sie besitzen bald die ganze Christenheit.[1] Es ist eine Pflanzschule großer Männer, für Größe in jeder Beziehung. Sie bedrohen am meisten die Häretiker unserer Zeit.[2]

Auf die Bemerkung eines Fastenpredigers hin nahmen wir das Astrolabium unserer Kutschen auf.[3] Die gewöhnliche Beschäftigung der Römer besteht darin, auf den Straßen spazieren zu gehen und das Unternehmen, seine Wohnung zu verlassen, hat kein anderes Ziel, als von Straße zu Straße zu streifen ohne bestimmte Absicht. Einige Straßen dienen diesem Zweck vor allen anderen. Um die Wahrheit zu sagen, so hat man weiter nichts davon als daß man die Damen an den Fenstern gesehen hat und vor allem wieder die Kurtisanen, die sich an ihren Jalusien mit einer so durchtriebenen Kunst zu zeigen verstehen, daß ich mich oft verwundert habe, wie sie unseren Blick auf sich zu ziehen wissen: oft, wenn ich vom Pferde sprang und es erreichte, daß mir geöffnet wurde, konnte ich darüber staunen, wie viel

[1] Der Orden war 1534 gegründet und 1540 bestätigt worden.

[2] Als Bürgermeister von Bordeaux sah Montaigne den Jesuiten scharf auf die Finger und er war wohl überhaupt nicht ihr Freund. Ihr erbitterter Gegner Etienne Pasquier stand mit ihm sehr vertraut.

[3] Mit dem Astrolabium maß man die Sternenhöhe. Den Sinn des Vergleichs erklärt das Folgende.

Digitized by Google

hübscher sie am Fenster schienen als sie in Wirklichkeit waren.[1] Jede versteht ihren verlockendsten Reiz sichtbar zu machen, zeigt nur die obere Hälfte des Gesichtes, oder die untere oder das Profil, die eine ist verhüllt, die andere gar nicht: kurz, man sieht nicht eine einzige häßliche am Fenster. Und die Männer scheinen nur auf der Welt zu sein, um vor diesen Fenstern den Hut zu ziehen, tiefe Verbeugungen zu machen und im Vorübergehen einen feurigen Blick zu erhaschen. Wenn man die Nacht für einen Taler oder für vier bei ihnen geschlafen hat, dann darf man ihnen am nächsten Tag die Kur auf die gleiche Weise öffentlich machen. Man erblickt auch vornehme Damen, die von ganz anderer Art und Gebaren sind, so daß man sie leicht unterscheidet. Zu Pferd sieht man besser, aber das tun nur entweder unansehnliche Leute wie ich oder junge Männer, die Lehnpferde zureiten. Personen von Stand kommen nur in Kutschen gefahren und die Leichtfertigsten unter ihnen lassen, um besser in die Höhe sehen zu können, den oberen Teil des Wagens halb abheben. Das meinte der Prediger mit dem Astrolabium aus der Kutsche.

Am Morgen des Gründonnerstags tritt der Papst im Ornat an den Rand des ersten Säulengangs im zweiten Stock der St. Peterskirche, von den Kardinälen umgeben und in der Hand eine große Kerze tragend. Hier liest nun auf der einen Seite ein Kanonikus von St. Peter laut eine lateinische Bulle

[1] Essais (1582) II, 15: „Man sehe nur in Italien, wo die meiste und die feinste Schönheit käuflich ist, wie sehr sie nach fremden Mitteln und anderen Künsten suchen muß, um sie angenehm zu machen usw."

Digitized by Google

vor, in der eine unendliche Zahl von Menschen exkommuniziert wird, unter anderen auch die Hugenotten, für die diese Bezeichnung gebraucht wird, sowie alle Fürsten, die der Kirche ihre Güter vorenthalten. Bei diesem Artikel lachten die Kardinäle Medicis und Caraffa, die dicht beim Papst standen, ganz laut.[1] Das Vorlesen dieser Bulle dauerte gut anderthalb Stunden, denn jeder Artikel, den der Kanonikus auf lateinisch las, wiederholte auf der anderen Seite der Kardinal Gonzaga, gleichfalls entblößten Hauptes, auf Italienisch. Am Schluß warf der Papst die brennende Kerze hinunter ins Volk und aus Spaß oder einem anderen Grund ließ der Kardinal Gonzaga eine zweite folgen; denn es brannten drei Stück. Die Kerze fällt mitten unter die Menschen und es entsteht ein wilder Lärm, denn jeder will ein Ende der Kerze bekommen und alle schlagen sich rücksichtslos mit Fäusten und Stöcken. Während die Verdammung vorgelesen wird, hängt ein großes Tuch aus schwarzem Taffet von der Brüstung des Säulengangs vor dem Papste herab. Ist die Zeremonie beendigt, so wird dieser schwarze Teppich hinweggenommen und es kommt ein zweiter von andrer Farbe zum Vorschein. Nun teilt der Papst seinen öffentlichen Segen aus.

Während dieser Tage ist das Schweißtuch der Veronika ausgestellt, das Gesicht, das aus einem Rahmen wie aus einem Spiegel schaut, trägt Leidenszüge, seine Farbe ist dunkel und verschwommen. Es wird mit Entfaltung großer Zeremonien von einem

[1] Der römische Adel war gerade damals mit dem Papste unzufrieden, weil ihm angebliche Kirchengüter fortgenommen wurden. Es wurden auch Drohungen gegen den Papst laut.

Digitized by Google

fünf bis sechs Fuß breiten Gerüst herabgezeigt. Der Priester, der es vorweist, trägt rote Handschuhe und zwei oder drei andere helfen ihm dabei. Nichts kann mit größerer Verehrung angesehen werden; das Volk liegt zu Boden, die meisten haben Tränen in den Augen und stoßen Rufe des Mitleids aus. Eine Frau, die als Spiritata[1] gilt, begann beim Anblick dieses Gesichtes zu toben, schrie und wand und rang die Arme. Die Priester schreiten um das Gerüst herum und zeigen das Tuch dem Volk, bald hier, bald da, und bei jeder neuen Bewegung stoßen die, denen es hingehalten wird, Schreie aus. Dort wird auch zur gleichen Zeit und mit derselben Zeremonie das Eisen der Lanze[2] in einer Kristallflasche gezeigt. Die Vorweisung geschieht mehrere Male an diesem Tag und das Volk versammelt sich in so ungeheuerer Menge, daß bis weit vor die Kirche, solange der Blick bis zum Gerüst reichen kann, sich eine außerordentliche Zahl von Männern und Frauen drängt.

Rom ist wirklich päpstliche Hofstadt: sein Prunk und seine Größe nehmen in diesen Tagen das Aussehen von tiefer Demut an. Es ist ein schöner Anblick, diese grenzenlose Glut, mit der ein Volk jetzt nur an die Religion denkt. Es gibt hundert und mehr Brüderschaften, und kein Mann von Ansehen schließt sich von ihnen aus; auch für die Fremden gibt es welche. Unsere Könige gehören der Brüderschaft zum Lanzenfähnchen an. Diese privaten Gesellschaften begehen mehrmals gemeinschaftlich religiöse Handlungen, die hauptsächlich in die Fastenzeit fallen; an diesem Tage aber ziehen sie in Trupps

[1] Besessene.

[2] Die Christus in die Seite gestoßen worden war.

Digitized by Google

durch die Stadt, in Leinwand gekleidet, jede Gesellschaft auf ihre Art — weiß, rot, blau, grün, schwarz — die meisten mit verhüllten Gesichtern.

Etwas was ich nie wieder, weder hier noch sonstwo so imponierend und großartig sah, war die unglaubliche Menge Volk, die sich an diesem Tag in der ganzen Stadt der religiösen Anbetung hingab, besonders wieder in eben diesen Gesellschaften. Nachdem wir schon tagsüber eine gewaltige Zahl solcher Vereinigungen gesehen hatten, die alle nach St. Peter geströmt waren, schien bei Anbruch der Dunkelheit die Stadt gänzlich in Feuer zu stehen, als die Brüderschaften in geordnetem Aufzug gegen St. Peter marschierten und jeder eine Kerze[1] — meist aus weißem Wachs — in der Hand trug. Ich glaube, daß da vor mir zwölftausend Fackeln zum mindesten vorüberzogen; denn von acht Uhr abends bis Mitternacht war die Straße ununterbrochen mit diesem Aufzug angefüllt, der dabei so wohl geordnet und ruhig sich bewegte, daß nie eine Lücke oder eine Unterbrechung zu bemerken war, obwohl es die verschiedensten Scharen waren, die aus allen möglichen Richtungen gekommen waren. Jede Körperschaft hatte eine starke Musikbande und sang fortwährend beim Marschieren. In der Mitte des Zugs kam eine Schar von Büßern, die sich mit Stricken geißelten; es waren mindestens fünfhundert Menschen, die sich den Rücken ganz zerfleischt hatten und erbärmlich bluteten.

Es ist ein Rätsel, das ich noch nicht richtig begreife; aber sie sind alle blutrünstig geschlagen und

[1] Da Montaigne auch den Ausdruck Fackel braucht, waren es jedenfalls besonders große Kerzen.

Digitized by Google

furchtbar verwundet, und sie winden und geißeln sich unaufhörlich. Dabei wäre man angesichts ihrer Haltung, ihres schweren Schritts, der Entschlossenheit ihrer Worte, (ich hörte verschiedene sprechen) des Ausdrucks ihrer Gesichter (verschiedene zogen unverhüllt durch die Straßen) nicht auf den Gedanken gekommen, daß sie sich einer ernstlichen Beschäftigung hingaben, geschweige denn einer so schmerzhaften. Und trotzdem waren Kinder von zwölf, dreizehn Jahren unter ihnen. Dicht an mir schritt so ein ganz junger Mensch mit angenehmem Gesicht vorüber, und eine junge Frau hielt mit ihrem Mitleid über seine Wunden nicht zurück. Er wandte sich zu uns um und rief der Frau lachend zu: Basta, disse che fo questo per li lui peccati, non per li miei.[1] Nicht nur, daß sie keine Traurigkeit zeigen oder sich zwingen müßten: sie tun es sogar voll Freudigkeit oder im äußersten Fall noch immer mit solcher Gleichgültigkeit, daß sie sich von anderen Dingen unterhalten, lachen, schreien, laufen, springen, wie es bei einem so starken Gedränge vorkommt, wenn die Reihen durcheinandergeraten.

Sie werden von Leuten begleitet, die Wein mit sich führen und ihnen zu trinken geben; mancher trinkt auch. Zuckerwerk wird gleichfalls verteilt. Gewöhnlich aber findet der Wein eine andere Verwendung: die Leute, die ihn tragen, nehmen einen Schluck in den Mund und blasen ihn dann auf das Schnurende der Geißeln, das sich durch das Blut verfilzt und dann zusammenklebt: es muß zuerst

[1] Höre auf zu weinen! Bedenke, daß ich das für deine Sünden und nicht für meine tue! — Das Italienisch ist schlecht oder entstellt.

Digitized by Google

wieder befeuchtet werden. Andere lassen sich auch den Wein auf ihre Wunden selbst blasen. Wenn man Schuhe und Hosen dieser Leute betrachtet, sieht man wohl, daß sie einer sehr niedrigen Schicht angehören und sich, wenigstens zum größeren Teil, zu dem ganzen Bußwerk verkaufen. Es wurde mir zwar gesagt, sie würden sich den Rücken mit etwas einschmieren, aber ich habe mit meinen eigenen Augen festgestellt, wie stark die Wunden waren und wie lang die Kasteiung dauerte; keine Salbe kann da das Schmerzgefühl ersparen. Und dann, wozu sollten andere diese Leute mieten, wenn es nur eine Äfferei wäre?[1]

Zu diesem Aufzug gehören noch andere Besonderheiten. Als er St. Peter erreichte, wurde ihnen weiter kein Empfang bereitet, als daß ihnen il Viso Santo[2] gezeigt wurde; danach verließ jede Schar die Kirche wieder und machte den anderen Platz.

Die Damen genießen an diesem Tag[3] jede Freiheit; die ganze Nacht über sind die Straßen voll von ihnen und sie gehen fast alle zu Fuß. Gleichwohl scheint die Stadt tatsächlich zu ganz anderen Sitten bekehrt zu sein, vor allem was ihre sonstige Zügellosigkeit betrifft. Alle feurigen Blicke und übrige verliebte Aufführung ist verschwunden.

Santa Maria Rotonda[4] wird durch ihre Beleuchtung zum schönsten Grabmal. Unter anderem gab es eine Menge Lampen, die unaufhörlich von oben nach unten schwebten und sich wandten.

[1] Diese Geißelung am Karfreitag war nicht nur in Rom üblich. Montaigne erwähnt sie schon in der ersten Ausgabe der Essais I, 40.
[2] Das heilige Antlitz.
[3] Dem Karfreitag.
[4] Im Jesuiten-Kolleg.

Digitized by Google

Am Tag vor Ostern sah ich in San Giovanni in Laterano die Häupter des heiligen Paulus und des heiligen Peter, die dort vorgezeigt werden. Die Fleischteile, Farbe und Haarwuchs sehen aus, als ob sie lebten. Das Gesicht St. Peters ist weiß, ein wenig länglich, die Haut purpurfarbig und Vollblütigkeit verratend, der geteilte Bart grau; das Haupt ist mit einer Papstmitra gekrönt. St. Paul ist schwarz, hat ein breites und volleres Gesicht und einen stärkeren Schädel, der Bart ist grau und dicht.

Die Köpfe werden oben von einem besonderen Ort herab gezeigt. Das Volk wird durch Glockengeläut herbeigerufen und dann sinkt von Zeit zu Zeit ein Vorhang, hinter dem die Häupter nebeneinander ruhen. Sie bleiben so viel Zeit, als man zu einem Ave Maria braucht, sichtbar, dann steigt der Vorhang wieder plötzlich in die Höhe. Nach einer Weile senkt er sich von neuem und das bis zu drei Malen. Die Schaustellung erfolgt vier- bis fünfmal am Tag. Die Zuschauer stehen ungefähr eine Lanzenhöhe tiefer und können außerdem die Reliquien nur durch dicke Eisenstäbe hindurch sehen. Rings um die Außenseite des Gitters brennen einige Kerzen, aber es ist sehr schwer, alle Einzelheiten genau zu erkennen. Ich sah die Häupter zwei- oder dreimal. Der Glanz der Gesichter erinnerte an unsere Masken.

Als am Mittwoch nach Ostern der Herr von Maldonat, der damals in Rom war, mich nach meiner Meinung über die Sitten dieser Stadt, zumal wieder über die religiösen Gebräuche, fragte, traf es sich, daß unser Urteil vollständig übereinstimmte: das niedere Volk war in Frankreich unvergleichlich frömmer als hier, die Reichen, besonders die Hofleute; etwas weniger.

Digitized by Google

Wenn ihm, erzählte der Herr von Maldonat, zumal von den Spaniern, die in seinem Kollegium[1] in großer Zahl waren, vorgehalten werde, daß ganz Frankreich von der Ketzerei durchsetzt sei, so vertrete er immer die Behauptung, daß es in der einen Stadt Paris mehr gläubige Menschen gebe, als in ganz Spanien zusammengenommen.

Wenn Schiffe den Tiber aufwärts gebracht werden sollen, läßt man sie durch drei bis vier Paar Büffel schleppen.

Ich weiß nicht, wie andere sich in der römischen Luft fühlen; ich fand sie sehr angenehm und gesund. Der Herr von Vialard[2] sagte, er habe hier seine große Neigung zu Kopfschmerzen verloren; das bestätigt die Volksmeinung, daß Rom für die Füße schädlich und für den Kopf vorteilhaft sei. Die größten Feinde meiner Gesundheit sind Langeweile und Müßiggang; hier fand ich stets irgend eine Beschäftigung, die zwar nicht immer meinen Anforderungen an Unterhaltsamkeit völlig gleichkam, aber doch ausreichte, um die Langeweile zu verscheuchen: ich besuchte z. B. die Zeugen des Altertums oder die Weingärten, welche wirkliche Gärten mit Lusthäusern sind und sich durch besondere Schönheit auszeichnen; hier lernte ich auch, was Kunst aus einem höckerigen, bergigen und ungleichmäßigen Ort machen kann; der Römer entlockt ihm Reize, an die in unseren ebenen Anlagen gar nicht zu denken ist und weiß sich die Verschiedenheit mit der größten Geschicklichkeit zunutze zu machen. Zu den schönsten gehören die Gärten der Kardinäle Este (auf dem Monte Cavallo),

[1] Im Jesuiten-Koll.
[2] Professor an der Universität in Rom.

Digitized by Google

Farneſe (auf dem Palatin), Urſino, Sforza, Medicis, der des Papſtes Julius, der Madames,[1] der Farneſiſche Garten, der des Kardinals Riario in Traſtevere und der Ceſios fuora della porta del popolo. Das ſind Schönheiten, die jedem geöffnet ſind, der ſie genießen will und wozu er will, ſei es noch zum Schlafen und in Geſellſchaft — wenn die Herren nicht da ſind, die das nicht gerade gern ſehen.

Oder ich hörte mir[2] Predigten an, die zu jeder Zeit ſtattfinden, oder theologiſche Disputationen, oder auch beſuchte ich zuweilen eine der öffentlichen Damen, wobei nur das unangenehm war, daß ſie die bloße Unterhaltung — dieſe ſuchte ich bei ihnen, um ſie ſprechen zu hören und an ihrer Behendigkeit meine Freude zu haben — gerade ſo teuer wie den ganzen Handel verkauften und ſich gerade ſo ſparſam dabei zeigten. All dieſe Vergnügungen beſchäftigten mich ausreichend; zu Melancholie, die mein Tod iſt, und Ärger fand ſich keine Gelegenheit, weder in noch aus dem Hauſe. Es iſt alſo ein anziehender Aufenthalt. Dabei muß man bedenken: wenn ich das private Rom noch mehr hätte kennen lernen können, dann hätte es mir erſt ganz zugeſagt. Denn in der Tat, ſo viel Mühe und guten Willen ich mir auch gab, ich habe nur ſein öffentliches Geſicht zu ſehen bekommen, das ſich auch dem unanſehnlichſten Fremden darbietet.[3]

[1] Mit Madame iſt Margarete von Parma, Tochter Karls V. gemeint.

[2] Zur Vertreibung der Langeweile ſ. o.

[3] Vgl. Eſſais (1588) III. 5.: „Der Eheſtand in jenem Lande ſinkt zu dem Punkte, daß ihre Sitten gewöhnlicherweiſe den Weibern ein ſo ſtrenges, ſklaviſches Geſetz auflegen, daß der Umgang mit einem Fremden ihnen ebenſo hoch zum Verbrechen angerechnet wird als der allergenaueſte."

Digitized by Google

Am letzten März hatte ich einen Kolikanfall, der die ganze Nacht über anhielt, aber noch erträglich war. Er zerriß mir den Bauch und verursachte eine noch schärfere Urinabsonderung als sonst. Ich gab viel Sand und zwei Steine von mir.

Am Sonntag Quasimodo[1] sah ich die Zeremonie des Almosenausteilens an Mädchen. Zu dem gewöhnlichen prunkhaften Aufzug des Papstes kamen noch fünfundzwanzig Pferde, die mit Schabracken aus Goldstoff und in reichem Schmuck ihm vorangeführt wurden, sowie zehn bis zwölf Maultiere mit Decken aus rotem Samt; das alles wurde von den päpstlichen Lakaien zu Fuß geführt. Die Papstsänfte war mit rotem Samt bedeckt. Vier Männer ritten voran und trugen auf dem Ende von Stöcken, die mit rotem Samt überzogen und oben und unten vergoldet waren, je einen roten Hut, der Papst selbst saß auf seinem Maultier. Die Kardinäle in seinem Gefolge ritten gleichfalls auf Maultieren im Schmuck ihrer Gewänder; deren Enden waren mit einer Nadel an den Zaum des Tieres geheftet. Die Zahl der Mädchen betrug hundertundsieben, jedes war von einer alten Verwandten begleitet. Nach der Messe verließen sie die Kirche in einer langen Prozession. Nach der Rückkehr trat eins nach dem anderen in den Chor der Minervakirche, in der die Zeremonie stattfindet, um die Füße des Papstes zu küssen; er erteilte ihm den Segen und schenkte ihm eigenhändig eine Börse aus weißem Damast, in welcher ein Zettel mit einer Anweisung liegt: wenn das Mädchen einen Mann gefunden hat, erhebt es dies Almosen,

[1] Der erste Sonntag nach Ostern.

Digitized by Google

das sich auf je fünfunddreißig Taler beläuft, wozu noch ein weißes Kleid für diesen Tag im Wert von fünf Talern kommt.[1] Das Gesicht der Mädchen ist bei dieser Zeremonie mit einem Tuch bedeckt und nur für die Augen ist eine Öffnung vorhanden.

Ich gab, wenn die Frage auf den Vorteil, den Rom bietet, kam, offen zu, daß es die bequemste Stadt der Welt sei, in der der Unterschied der Nationalität, und gehöre man der fremdartigsten Völkerschaft an, am wenigsten ins Gewicht falle. Es ist ja auch von Natur aus der Sammelplatz aller Völker und jeder ist hier wie zu Hause. Sein Fürst umspannt die ganze Christenheit als oberste Autorität; sein Machtspruch, der höchste, den es gibt, erreicht die Fremden zu Hause so gut wie hier; bei seiner eigenen Wahl und bei der der Fürsten und Großen seines Hofes spielt die Frage der Abstammung keine Rolle. In Venedig lockt die milde Handhabung der Polizei und die Einträglichkeit des Handels die Fremden in Massen an: aber sie sind doch nur zu Besuch in dieser Stadt. Hier in Rom besitzen sie ihre eigenen Ämter, Güter und Berufe; ist es doch der Sitz der Kirchendiener. In Venedig sieht man ebensoviel oder mehr Fremde (der Zufluß von Fremden nach Frankreich oder Deutschland oder einem anderen Land steht in keinem Vergleich dazu), aber angesessen und wohnhaft sind dort viel weniger Ausländer. Das niedere Volk regt sich in Rom über unsere oder

[1] „Wenn ein Mädchen aus dem Volk die Protektion des Bastards des Apothekers eines Kardinals besitzt, läßt sie sich fünf oder sechs Mitgiften in fünf oder sechs Kirchen zuschieben und denkt nicht mehr daran, nähen oder stricken zu lernen." Brosses, 44. Brief.

Digitized by Google

die spanische oder die deutsche Kleidertracht nicht im geringsten mehr als über seine eigene auf, und man sieht kaum einen Bettler, der einen nicht in unserer Sprache um ein Almosen bittet.[1]

Ich suchte darum und wandte alle meine fünf Sinne an, um den Titel eines römischen Bürgers zu erlangen, wäre es auch nur wegen der alten Ehre und zur Erinnerung an die religiöse Bedeutung der Stadt gewesen. Ich fand dabei Schwierigkeiten, überwand sie aber, ohne jemandes Gunst in Anspruch genommen zu haben, oder auch nur den Rat eines einzigen Franzosen. Der Papst entschied selbst auf Vortrag seines Majordomus Philippo Musotti, der mir seine ganz besondere Freundschaft zugewandt hatte und sich dieser Sache angelegentlich annahm. Ein vorläufiger Brief darüber wurde mir am 13. März 1581 ausgestellt, dem am 5. April der endgültige folgte: er war, auch in der Gunst der Worte, genau so gehalten wie der des Herrn Jacomo Buoncampagno, Herzogs von Sora und Sohnes des Papstes.[2] Es ist ein bloßer Titel und doch habe ich viel Freude darüber empfunden, als ich ihn erhalten hatte.

Am 3. April verließ ich Rom frühzeitig durch das St. Lorenzotor, die Porta Tiburtina. Der Weg war ziemlich eben, die Gegend meist mit Getreide bestanden, aber wie alle Zugänge der Stadt spärlich bewohnt. Ich überschritt den Teveronebach, den alten Anio, zuerst auf dem Ponte Mammolo, nach-

[1] Die Essais III, 9 bringen den Wortlaut des römischen Bürgerbriefes.

[2] Vgl. Essais (1588) III. 9.: „Und selbst das Rom, welches wir noch vor uns sehen, verdient, daß man es lieb hat usw."

Digitized by Google

her auf dem Ponte Lucano, welche Brücke noch ihren alten Namen und einige alte Inschriften bewahrt hat, von denen die eine noch ganz leserlich ist. Längs der Straße liegen auch zwei oder drei römische Grabmäler; sonst findet man keine Spuren aus dem Altertum und nur ganz wenige Reste von der großen alten Pflasterung auf dieser Via Tiburtina.

Zu Tisch kam ich nach Tivoli, fünfzehn Meilen davon. Es ist das alte Tibur, das sich ganz an den Fuß der Berge lehnt, indem die Stadt sich über den ersten, recht steilen Abhang hinzieht und so die schönste Lage und die reichste Aussicht erhält. So zieht sie eine nach allen Seiten ins Endlose ausgebreitete Ebene und das große Rom in ihr Bereich. Vor ihr liegt[1] das Meer, hinter ihr steigen Berge an. Der Teveronebach bespült sie und bildet in der Nähe einen prachtvollen Fall: er stürzt durch eine fünf- bis sechshundert Schritt lange Schlucht in einen Kessel hinab, dann erreicht er die Ebene, wo er die Abwechslung liebt, und vereinigt sich dann jenseits der Stadt mit dem Tiber.

Hier muß man sich den berühmten Palast und Garten des Kardinals Ferrara ansehen. Es ist eine sehr schöne Anlage, die aber an verschiedenen Stellen unvollendet ist. Der jetzige Kardinal läßt die Fortführung ruhen.[2] Ich sah mir alles genau an und ich würde eine Schilderung hier versuchen, aber es gibt Bücher und allen zugängliche Bilder über den

[1] In der Ferne.

[2] Die Villa d'Este wurde 1549 von Kardinal Hippolito d'Este, Sohn Alfonsos I., Herzogs von Ferrara, und der Lucrezia Borgia, begonnen. Der gegenwärtige Kardinal war sein Neffe Lodovico d'Este.

Digitized by Google

Gegenstand. Dies Springen einer Unmenge von Wasserkünsten, die alle von einer einzigen weit entfernten Stelle aus reguliert und in Tätigkeit gesetzt werden können, habe ich schon andrerorts während meiner Reise gesehen, in Florenz und in Augsburg, wie ich auch oben davon gesprochen habe. Die Orgelmusik — die Musik ist echt und die Orgeln, die ununterbrochen, wenn auch in denselben Tönen, klingen — wird dadurch hervorgerufen, daß das Wasser mit großer Gewalt in eine runde, gewölbte Trommel fällt und die darin befindliche Luft den Weg durch Orgelpfeifen zu nehmen und diese mit Wind zu versehen zwingt.

An einer anderen Stelle treibt das Wasser ein Rad mit bestimmter Reihenfolge der Zähne, die ihrerseits in genauer Berechnung die Klaviatur der Orgeln in Bewegung setzen; auch den Klang von Trompeten kann man hier nachgeahmt hören. Anderswo vernimmt man wieder Vogelgesang: kleine bronzene Flöten, die an den Regalen der Orgel angebracht sind und einen ähnlichen Ton hervorbringen wie die kleinen irdenen Töpfe, in welche die Kinder Wasser gießen und dann durch einen Schnabel hineinblasen. Oder es wird eine Eule durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt: sie beginnt oben auf den Felsen ihre Flügel zu schlagen und bringt die erschreckten Vögel zum Stillstand, um ihnen dann wieder den Platz zu räumen — das Spiel wechselt so oft man will. Hier vernimmt man einen Lärm, der an Kanonenschläge erinnert, dort einen sich schneller wiederholenden und weniger starken, der wie Gewehrknattern klingt: hervorgebracht wird er durch Wasser, das in Röhren fällt und die Luft zu entweichen zwingt. Diese oder

Digitized by Google

gleiche Erfindungen, die alle auf demselben Naturgesetz beruhen, habe ich anderswo auch gesehen.

Ich sah Teiche oder Becken, auf deren Steinrand eine Reihe hoher Pfeiler aus behauenen Steinen stand, die etwa vier Schritte von einander entfernt waren. Aus dem oberen Ende der Pfeiler sprudeln Wasserstrahlen, nicht in die Höhe, sondern abwärts. Die Öffnungen liegen also nach innen und sehen sich an. Die Strahlen sind so stark, daß sie in der Luft aufeinandertreffen, sich bekämpfen und in das Becken einen dichten unaufhörlichen Regen niedersenden. Wenn nun die Sonne darauffällt, zaubert sie unten im Teich, in der Luft, ringsherum einen so natürlichen und so leuchtenden Regenbogen hervor, daß man von dem, den man am Himmel sieht, gar nichts mehr sagt. Ich hatte das noch nirgends sonst getroffen.

Unter dem Palast sind künstliche Gruben und Kellerlöcher angebracht, die kalte Luft ausströmen und den ganzen unteren Teil der Villa erfrischen: dieser Teil ist jedoch unvollendet.

Ich sah auch mehrere ausgezeichnete Statuen und besonders eine schlafende Nymphe, eine tote, und schließlich eine himmlische Pallas. In Rom hatten mir am meisten gefallen: der Adonis beim Bischof von Aquino; die bronzene Wölfin und der Dornauszieher auf dem Kapitol; der Laokoon und der Antinous im Belvedere;[2] die Komödie auf dem Kapitol; der Satir in der Vigna[3] des Kardinals

[1] Hof im Vatikan.
[2] Weingarten.

Digitized by Google

Sforza; und aus der neuen Schule der Moses vom Grabmal in San Pietro in Vincoli und die schöne Frauengestalt zu Füßen des Papstes Paul III. in der neuen St. Peterkirche.[1]

Pratolino[2] ist genau Tivoli zum Trotz angelegt und übertrifft es an Reichtum und Schönheit der Grotten. An verschwenderischer Verwendung von Wasser geht Ferrara[3] voran. An Verschiedenheit der Wasserspiele sind sie gleich: nur ist der Florentiner ein klein wenig zierlicher im Aufbau und der ganzen Verwertung der Örtlichkeit. Ferrara ist an alten Statuen unübertrefflich, Florenz durch die Villa selbst. An natürlicher Beschaffenheit des Ortes, Schönheit der Aussicht steht Ferrara unendlich weit voran, und ich würde hinzufügen: an jeglichem Vorteil, den die Natur bieten kann, wenn nicht in Tivoli der große Übelstand wäre, daß sein ganzes Wasser — mit Ausnahme des Springbrunnens ganz oben im kleinen Garten, den man von einem Saal des Gebäudes sehen kann — aus dem Teverone stammt, von dem zu diesen Zwecken ein Kanal abgeleitet worden ist. Wenn dies Wasser statt trüb und schlecht hell und gut wäre, dann könnte diese Anlage überhaupt mit nichts verglichen werden, zumal ihre große Fontäne, die das schönste Kunstwerk ist und mit ihren weiteren Zugaben das hübschste Schauspiel bietet. Sie ist das vorzüglichste Stück hier und im Vergleich zu

[1] Montaigne hatte schon in Florenz Michel Angelo besonders erwähnt. — Die schöne Frauengestalt war von della Porta; sie war ganz nackt, bis Bernini eine Draperie um sie legte.

[2] Die früher erwähnte Villa des Großherzogs von Florenz.

[3] D. i. Tivoli.

Digitized by Google

anderen Orten. In Pratolino dagegen gibt es nur Quellwasser, das von weit her geleitet wird. Der Teverone kommt aus viel höher gelegenen Bergen: während seines ganzen Laufes muß er den Anwohnern zu ihren Zwecken dienen und da gleichzeitig andere Privatleute seine Kraft zu Wasserkünsten benützen, so verliert das Werk des Kardinals an Einzigartigkeit.

Ich verließ Tivoli am nächsten Tag nach Tisch und besuchte eine große Ruine zur rechten Seite unseres Rückweges, die sechs Meilen Umfang haben und das Proedium[1] des Kaisers Hadrian gewesen sein soll, eine Villa nach römischem Ausdruck.

Die Straße von Tivoli nach Rom wird von einem schwefelhaltigen Bach durchschnitten.[2] Die Uferwände sind von Schwefel ganz weißlich und der Geruch dringt über eine halbe Meile vor; zu medizinischen Zwecken wird das Wasser nicht gebraucht. Im Bach findet man kleine Gebilde aus dem Schaum des Wassers, die unserem Zuckerwerk so treffend ähnlich sehen, daß fast jeder sich täuschen läßt. Die Einwohner von Tivoli verarbeiten diesen Stoff zu allem möglichem, und ich erstand zwei Dosen zu 7 s. 6 d.[3]

In der Villa Tivoli finden sich einige Überreste aus dem Altertum, so zwei Termen von sehr alter Form und die Ruinen eines Tempels, von dem noch unterschiedliche Säulen ganz erhalten sind. Die Leute von Tivoli sagen, es sei der Tempel ihrer alten

[1] Lusthaus. Es ist die Villa Adriana.
[2] Aquae Albulae.
[3] 7 Sous 6 Deniers.

Digitized by Google

Sibylle gewesen. Jedenfalls sieht man auf dem Gesims dieses Tempels noch fünf oder sechs große Buchstaben, denen keine anderen mehr folgten, denn das folgende Mauerstück ist nicht ganz. Ob vorher welche kamen, weiß ich nicht, denn dieser Teil ist zerstört; so weit man aber sieht, stand nur CE . . ELLIUS L. F da. Es ist mir unbekannt, was das sein kann.[1]

Zum Abend begaben wir uns nach Rom zurück, fünfzehn Meilen davon. Ich legte diesen ganzen Rückweg in der Kutsche zurück, in der ich ganz gegen meine Gewohnheit mich nicht beengt fühlte.[2]

Die Römer zeichnen sich durch eine merkwürdige Beobachtungsgabe aus: sie machen in Hinsicht auf die Gesundheit einen Unterschied zwischen den einzelnen Straßen, Vierteln, sogar noch Teilen der Häuser selbst und nehmen das so wichtig, daß sie zu den verschiedenen Jahreszeiten die Wohnung wechseln, und mancher, der aufs Mieten angewiesen ist, leistet sich doch für teueres Geld zwei oder drei Paläste; die Ärzte wollen es so haben.[3]

Am 15. April verabschiedete ich mich vom Meister des heiligen Palastes und seinem Gefährten. Sie

[1] Die Inschrift lautet: L. CHELLIO L. F. und in einem E, das man davor entdeckt hat, sieht man den letzten Buchstaben des Wortes CURANTE. In der Tat wird in einer anderen Inschrift L. Cellius als Leiter der öffentlichen Bauten genannt. (Anc.)

[2] Essais III, 6: „ . . Nun kann ich aber jetzt, und in meiner Jugend noch weniger, das Fahren in Kutschen und Tragsesseln, noch die Bewegung eines Schiffes lange aushalten usw."

[3] Der Grund zu dieser Ängstlichkeit ist natürlich im Fieber zu suchen, das Teile Roms damals noch unvergleichlich mehr als heute gefährdete.

Digitized by Google

beruhigten mich völlig über die Zensur meines Buches, bei der, wie andere Franzosen ihnen mitgeteilt hätten, mehrere Dummheiten begangen worden wären. Sie versicherten mir, daß sie meine ehrliche Absicht und meinen guten Willen für die Kirche und meine Befähigung zu ehren wüßten und von meiner Freimütigkeit und Gewissenhaftigkeit derart überzeugt wären, daß sie es mir überlassen wollten, bei einem Wiederabdruck meines Buches die zu weit gehenden Stellen zu finden und zu beschneiden, u. a. den Ausdruck Zufall oder Schicksal zu ändern.[1]

Wie mir schien, ließ ich sie sehr zufrieden mit mir zurück. Um sich zu entschuldigen, daß sie mein Buch so angelegentlich durchgesehen und an einigen Punkten verdammt hatten, wiesen sie auf verschiedene Bücher von noch lebenden Kardinälen und Ordensgeistlichen von sehr gutem Namen hin, die wegen ähnlicher Unvollkommenheiten beanstandet worden und doch hatte weder der Ruf des Autors noch das Buch als Ganzes genommen, darunter im geringsten gelitten. Sie forderten mich schließlich auf, mit meiner Beredsamkeit der Kirche zu helfen (das waren ihre Höflichkeitsworte) und mich bei ihnen in dieser friedlichen und von aller Verwirrung verschonten Stadt niederzulassen. Es sind Männer von großer Autorität mit Aussicht auf den Kardinalshut.

Wir aßen um Mitte März Artischocken, Bohnen und Erbsen. Im April ist es um zehn Uhr ihrer

[1] Montaigne beschnitt nicht nur kein Wort, sondern verstärkte, wie oben erwähnt, einige Stellen. Die Essais kamen 1675 auf den Index.

Digitized by Google

Rechnung[1] Tag und an den längſten Tagen, glaube ich, ſchon um neun Uhr.

In dieſer Zeit ſchloß ich unter anderen auch mit einem Polen Bekanntſchaft, dem intimſten Freund des Kardinals Hoſius. Er verehrte mir zwei Exemplare des Büchleins, das er über ſeinen Tod geſchrieben hat; er verbeſſerte ſie mit eigener Hand.[2]

Das milde Klima hatte ſich im Verlauf meiner Anweſenheit nach mehr als verdoppelt; ich fand nie eine Luft, die mir gelinder vorgekommen und meinem Zuſtand angemeſſener geweſen wäre.

Am 18. April ſah ich mir das Innere des Palaſtes des Signors Giovanni Giorgio Ceſarini an, in dem man eine Unmenge Altertümer ſehen kann, vor allem die echten Köpfe von Zeno, Poſeidonius, Euripides und Carneades, laut den ſehr alten griechiſchen Inſchriften daran. Sehenswert ſind auch die Porträts der ſchönſten lebenden römiſchen Damen, darunter das ſeiner Gemahlin ſelbſt, der Signora Clelia Faſcia Farneſe,[3] die wenn nicht die liebenswürdigſte, doch die liebenswerteſte Frau iſt, die damals in Rom war; meines Wiſſens wäre ſie auch ſonſt von keiner übertroffen worden. Ihr Mann behauptet von Cäſar

---

[1] Stanislas Hozyusz (1504—1579) war Biſchof von Kulm. Der Pole war Stanislas Reskke, der eine Leichenrede und eine Biographie des Kardinals ſchrieb.

[2] Etwa drei bis vier Uhr morgens, da die neue Zählung um ſechs Uhr abends begann.

[3] Tochter des Kardinals Aleſſandro Farneſe, von dem man ſagte, er habe drei Dinge in der Welt gut gemacht: den Palazzo Farneſe, die Kirche del Geſù und die ſchöne Clelia. Als ſie 1585 Witwe wurde, verheiratete ſie ihr Vater wider ihren Willen zum zweitenmal mit Marco Pio Saſſuolo. (Anc.)

Digitized by Google

abzustammen und besitzt das Vorrecht, die Fahne des römischen Adels zu tragen; er ist reich und führt in seinem Wappen die Säule mit dem daran gebundenen Bären — über der Säule schwebt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.[1]

Eine der größten Schönheiten Roms sind die Reb- und Blumengärten, deren Hauptzeit der Sommer ist.

Mittwoch, den 19. April verließ ich nach Tisch Rom. Bis zum Ponte Molle gaben uns die Herren de Noirmoutier, de la Tremoille, du Bellay nnd andere Edelleute das Geleite. Als wir die Brücke hinter uns hatten, ließen wir die große Straße nach Viterbo, auf der wir nach Rom gekommen waren, links liegen; den Tiber und die Berge sahen wir auf unserer Rechten. Die Umgebung unseres Weges war schattenlos, ungleichmäßig, ziemlich unfruchtbar und so gut wie unbewohnt. Wir kamen an der Stelle vorbei, die Prima Porta heißt, das erste Tor in einer Entfernung von sieben Meilen von Rom; einige behaupten, die Mauern des alten Roms gingen bis hierher, was ich aber ganz unwahrscheinlich finde. Längs des Weges, der alten Via Flaminia, stehen einige unbekannte und seltene Überreste aus dem Altertum.

[1] Ein Pasquill auf einen Kardinal Cesarini vom Jahre 1513 lautete: „Redde aquilam imperio, Columnis columnam, ursam Ursis: remanet sola catena tibi: Gib den Adler ans Reich zurück, die Säule den Colonna, den Ursini den Bär, so bleibt für dich die Kette."

Digitized by Google

Zur Nacht kamen wir nach Castel Nuovo, sechzehn Meilen davon. Ein ganz kleines Kastell des Hauses Colonna, in Hügelchen eingebettet und in einer Lage, die mich stark an die fruchtbare Landschaft der Vorberge unserer Pyrenäen in der Nähe der Straße nach Aigues-Caudes erinnerte.

Am nächsten Tag, den 20. April, setzten wir unsere Reise durch dieselbe bergige Gegend fort, die aber sehr gefällig, fruchtbar und bewohnt geworden war. Zuletzt kamen wir an den Tiber und nach Borghetto, ein kleines Kastell im Besitz des Herzogs Octavio Farnese.

Nach Tisch brachen wir wieder auf, durchritten ein hübsch von den Hügeln eingeschlossenes Tal und überschritten den Tiber bei Corde,[1] wo man noch große Steinpfeiler sieht, Überbleibsel der Brücke, die Augustus hier hat bauen lassen, um das Land der Sabiner — dasselbe, dem wir uns näherten — mit dem rückwärts gelegenen Faliskerland zu verbinden.

Später kamen wir nach Otricoli, einem kleinen dem Kardinal von Perugia[2] gehörigen Städtchen. Vor dem Orte sieht man in schöner Lage große, bedeutende Ruinen.[3] Die außerordentlich gefällige Landschaft ist mit Hügeln übersäet, aber allenthalben sehr fruchtbar und stark bevölkert. Unterwegs stößt man auf eine Inschrift, in der der Papst verkündet, daß er diese Straße hergestellt und fahrbar gemacht habe, und worin er sie nach sich selbst Via Buoncampagnia

[1] Ein unbekannter Ort. Wahrscheinlich hat Montaigne gar keine Ortsangabe gemacht und die Stelle ist verdorben.

[2] Bischof von Porto. S. oben Porto.

[3] Die Ruinen des alten Otriculum, aus denen der Zeus von Otricoli stammt.

Digitized by Google

nennt. Diese Sitte, derart durch Inschriften Zeugnis von solchen Werken abzulegen, die man in Italien und Deutschland findet, ist ein ausgezeichneter Sporn. Mancher, der sich um die Allgemeinheit nicht kümmert, läßt sich durch die Hoffnung auf Ruhm bestimmen, etwas Gutes zu tun.[1] In der Tat war diese Straße die meiste Zeit über in schlechtem Zustand, während sie heute sogar für Kutschen bis nach Loreto zugänglich ist.

Zur Nacht kamen wir nach Narni, zehn Meilen davon, lateinisch Narnia. Kleine Stadt mit einer Kirche, die oben auf einem Felsen liegt, während unten der Nerafluß, lateinisch Nar, vorbeifließt. Auf der einen Seite blickt die Stadt auf eine sehr gefällige Ebene, durch die der Fluß sich windet und gleichsam verwickelt. Auf dem Platz steht ein sehr schöner Springbrunnen. Ich sah den Dom und bemerkte, daß die gewirkten Teppiche Aufschriften und Reime in altem Französisch aufwiesen. Ich konnte nicht feststellen, woher das kam, erfuhr aber, daß die Bewohner von jeher große Vorliebe für uns geäußert haben. Die Teppiche stellen die Leidensgeschichte dar und nehmen die ganze eine Seite des Schiffes ein.

Da Plinius erzählt, daß hier eine bestimmte Erde vorkomme, die bei Hitze weich und bei Regen dürr wird, erkundigte ich mich bei den Leuten; sie wußten aber nichts davon. Eine Meile entfernt findet man kalte Bäder, die dieselbe Wirkung wie bei uns die warmen hervorbringen; sie werden von Kranken benutzt, sind aber wenig bekannt. Das Gasthaus gehört

[1] Vgl. dagegen das 10. Kapitel des 3. Buches der Essais, das von solchen Verdiensten skeptischer denkt.

Digitized by Google

für italienische Verhältnisse zu den guten, wenn wir auch keine Kerzen sondern nur Öllichter bekamen.

Am 21. brachen wir frühzeitig auf und machten den Abstieg in ein ganz reizendes Tal, durch das der genannte Negrabach fließt. Wir überschritten ihn auf einer Brücke vor dem Tor von Terni, durch das wir hindurchritten. Auf dem Platze bemerkten wir eine Säule aus dem Altertum, die noch auf ihrem Fuß steht. Ich sah keine Inschrift daran, doch stand daneben das Bild eines aufgerichteten Löwen, unter dem in alten Buchstaben eine Widmung an Neptun eingemeißelt ist, zugleich mit Neptun selbst und seinem ganzen Zubehör. Auf demselben Platz ist an hervorragender Stelle eine Inschrift angebracht worden: einem A. Pompeius A. F. haben die Einwohner dieser Stadt — die Interamnia[1] heißt, weil sie von dem Negrabach auf der einen Seite und einem anderen Bach auf der anderen zusammengepreßt wird — ein Standbild in Anerkennung der Verdienste errichtet, die er diesem Volk erwiesen hat. Die Statue ist nicht mehr da, aber aus der Art, periculeis und ähnliche Worte mit Diphtongen zu schreiben, schloß ich auf das hohe Alter der Inschrift.

Es ist eine hübsche Stadt in ungewöhnlich hübscher Lage. Hinten, woher wir kamen, liegt die sehr fruchtbare Sohle jenes Tales, darüber hinaus reich bebaute und stark besiedelte Hänge. Diese stehen unter anderem derart voll von Olivenbäumen, daß sich kein hübscherer Anblick denken läßt, wobei man bemerken muß, daß mit diesen Hügeln hier und da recht hohe Berge abwechseln, die bis auf den Kamm

[1] Zwischen den Flüssen.

Digitized by Google

bebaut und an allen Fruchtarten ertragreich sind. Ich hatte ordentlich an meiner Kolik zu leiden, die mich seit vierundzwanzig Stunden festhielt und gerade ihren letzten Ansturm unternahm; ich unterließ gleichwohl nicht, mich an der Schönheit dieser Gegend zu erfreuen.

Von hier aus führte uns die Straße etwas tiefer in den Apennin hinein und wir sahen, daß ihr Bau in der Tat ein schönes, großes und edles Unternehmen war, das große Kosten verursacht hat, dafür aber nun jede Bequemlichkeit ermöglicht. Die Anwohner hatten sie bauen müssen; sie beklagten sich nicht so sehr hierüber als über den Umstand, daß ohne jede Entschädigung bebautes Land, Weinberge und ähnliches der Straße zum Opfer fielen.[1]

Zur Rechten sahen wir oben auf einem hübschen Hügel eine kleine Stadt liegen. Das Volk nennt sie Colliscipoli und sie soll im Altertum Castrum Scipionis geheißen haben. Die übrigen Erhebungen sind höher, dürr und steinig. Die Straße zog sich zwischen ihnen und dem Bett eines Winterstromes hin, und wir kamen nach Spoleto, achtzehn Meilen davon.

Eine berühmte und angenehme Stadt, zwischen diesen Bergen im Tal gelegen. Wir wurden gezwungen, hier unseren Gesundheitsausweis vorzuzeigen, nicht wegen der Pest, die zur Zeit in keinem Teil Italiens mehr herrschte, sondern es war eine Sicherheitsmaßregel gegen einen hier geborenen

[1] Rabelais erzählt von einem ähnlichen Vorgehen des Papstes, als zu Ehren Karls V. eine Einzugsstraße in Rom durch Einreißen ganzer Häuserreihen hergestellt wurde. (Brief an Maillezais, 28. Jan. 1536.)

Digitized by Google

Petrino, den berüchtigsten Bandit und Räuber Italiens, von dem eine Menge verwegener Taten erzählt wird. Spoleto und die Nachbarstädte fürchten von ihm überfallen zu werden.[1]

Die ganze Gegend ist mit Wirtschaften besäet und wenn man auch nicht in jeder Unterkunft findet, so hat doch jede wenigstens eine Laube mit gedeckten Tischen, an denen man gekochte Eier, Käse und Wein bekommen kann. Butter wird gar nicht benutzt und alles mit Öl gebraten.

Nach dem Aufbruch, der am folgenden Tag nach Tisch stattfand, betraten wir das Tal von Spoleto, das mit einer Breite von zwei großen gaskognischen Meilen zwischen den Bergen die hübscheste ebene Fläche bildet, die man sich denken kann. Auf den benachbarten Höhen entdeckten wir verschiedentlich menschliche Wohnungen. Diese Talstraße ist die direkte Fortsetzung der erwähnten Papststraße, als seien beide für ein Rennen angelegt worden.

Wir ließen links und rechts eine ganze Anzahl Städte hinter uns, so zur Rechten die Stadt Trevi. Servius merkt beim Vergil an, es sei das Olivi-feraeque Mutiscae, von dem er im 7. Buche spricht. Andere stellen das in Abrede und argumentieren im Gegenteil: so viel sei sicher, daß die Stadt auf einem hohen Berg liegen müsse, dessen ganzen Abhang sie sich bis zur Mitte hinabzieht. Dieser ganz mit Oliven bestandene Berg ist ein sehr hübscher Anblick.

Auf jener neuen, seit drei Jahren aufgeschütteten Straße, einer der besten, die man sehen kann, kamen wir bis zum Abend nach Foligno, zwölf Meilen

[1] Dieser Bandit fand erst 1582 seinen Tod. (Anc.)

Digitized by Google

davon. Auch das ist eine schöne Stadt auf dieser Talsohle; beim ersten Blick erinnerte mich ihre Lage an Sainte-Foi, obwohl hier die Gegend reicher und der Ort selbst unvergleichlich schöner und volkreicher ist. Ein kleiner Fluß oder Bach heißt Topino. Die Stadt hieß im Altertum Fulginium oder nach anderen Fulcinia und ist auf der Stelle wo das Forum Flaminium stand, gebaut.

Die Gasthäuser auf dieser Strecke sind meistenteils mit den französischen zu vergleichen, außer daß die Pferde hier kaum etwas anderes als Heu zu fressen finden. Fische bekommt man nur mariniert und selten frisch. In ganz Italien werden die Bohnen roh, Erbsen und Mandeln grün und Artischocken meist ungekocht gegessen. Die Böden sind mit großen viereckigen Platten belegt. Die Ochsen werden an einem Ring, der ihnen wie bei den Büffeln durch die Nasenscheidewand gezogen ist, angebunden. Bei den Mauleseln, die hier in Menge und in sehr schönen Exemplaren vorkommen, werden die Vorderfüße nicht wie bei uns, sondern mit einem runden Hufeisen beschlagen, das um den ganzen Fuß geht und größer als der Fuß ist. An verschiedenen Stellen trifft man auf Mönche, die den Vorüberkommenden mit Weihwasser bespritzen und dafür ein Almosen erwarten, auch Kinder gehen auf Bettel aus, indem sie versprechen, alle zehn Paternoster des Rosenkranzes zu beten, den sie mit den Händen aufheben. Die Weine taugen hier wenig.

Am nächsten Morgen verließen wir das schöne Tal von Spoleto und begannen wieder zu steigen; unterwegs sahen wir eine Menge hübscher ebener Flächen bald auf der Höhe, bald am Fuß der Berge.

Digitized by Google

Sehr bald trafen wir auf einen Anblick, der uns eine Zeitlang begleitete: tausend verschiedene Hügel waren überall von den schönsten und mannigfachsten Obstbäumen beschattet oder wogten von Getreidefeldern, oft standen diese an so abschüssigen Stellen, daß es nur ein Wunder war, wie Pferde den Weg dahin finden konnten. Die schönsten Täler, unendliche Bäche, eine Menge Häuser und Dörfer, wo man hinblickte, — das alles erinnerte mich an die Umgebung von Florenz, nur daß hier keine Paläste und keine Prunkhäuser waren. Und während dort das Gelände meist dürr und unfruchtbar ist, war hier jeder Fleck bebaut. Allerdings hatten diese Hügel den Vorteil, daß sie sich uns im Schmuck des Frühlings darboten.

Oft sahen wir ganz fern über unseren Köpfen ein hübsches Dorf und unter unseren Füßen wie eine Antipodenansiedlung ein anderes, jedes mit besonderen Vorzügen. Auch das war nicht der geringste Reiz, daß hinter diesen so fruchtbaren Bergen der Apennin seine unwirschen und unnahbaren Häupter erhebt: man sah Bergbäche von ihnen herabstürzen, die, nachdem sie ihre erste Wut verloren haben, bald in unseren Tälern zu gefälligen, sanften Bächen werden. Zwischen den Kuppen entdeckt man oben wie unten zu verschiedenen Malen reiche Ebenen von einer Ausdehnung, daß man sie an einer ihrer Biegungen oft aus dem Gesicht verliert. Kein Gemälde, scheint mir, könnte einer so reichen Landschaft gleichkommen.

Von jetzt ab wechselte das Aussehen unseres Weges, immer aber war der Blick prächtig. Zu Tisch kamen wir nach La Muccia, zwanzig Meilen davon. Ein kleines Städtchen am Chientifluß. Von

Digitized by Google

hier führte der Weg ohne große Steigung und ohne Beschwer mitten durch die Berge hindurch. Da ich unserem Vetturino[1] eine Ohrfeige verabreicht hatte — was hierzuland etwas ganz Grobes ist, siehe den Kutscher, der den Fürst Tresignano dafür tötete — und den Mann mir nicht mehr folgen sah, machte ich, ein wenig beunruhigt, daß er Weiteres unternehmen möchte, wider Willen (ich hatte nach Tolentino gehen wollen) abends Halt in Valcimara, acht Meilen davon. Ein kleines Dorf und Poststation am Chientifluß.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, verfolgten wir immer die gleiche Straße zwischen bebauten, fruchtbaren Bergen bis Tolentino, einem kleinen Städtchen, das wir durchquerten. Danach begann das Gelände in Ebene überzugehen und zur Seite begleiteten uns nur noch niedere, ganz leicht zugängliche Kuppen, die sehr an die Landschaft Agenois und ihren schönsten Teil längs der Garonne erinnerten, nur daß man hier wie in der Schweiz keine Burg und keinen Sitz eines Edelmannes sieht, dafür eine Reihe Dörfer und Städte auf den Hügeln. Es war den Chienti entlang ein schöner Weg, der zuletzt mit Ziegelsteinen gepflastert war.

Zu Tisch kamen wir nach Macerata, achtzehn Meilen davon. Eine schöne Stadt in der Größe von Libourne, ziemlich kreisrund auf einer Höhe gelegen, so daß alle Teile nach dem Mittelpunkt ansteigen. Schöne Gebäude sind nur wenige da. Ich bemerkte einen Palast aus Quadersteinen, deren Oberfläche mit Nagelköpfen[2] versehen waren, wie man

[1] Lohnkutscher.

[2] In Form von Diamantenspitzen. Der Palast in Ferrara heißt Palazzo de' Diamanti.

Digitized by Google

es in Ferrara am Palaſt des Kardinals Eſte ſehen kann; das gewährt einen recht hübſchen Anblick.

Am Eingang zur Stadt ſteht ein neues Tor mit der Inſchrift in goldenen Buchſtaben: Porta Buoncampagnia; es war noch immer die erwähnte Papſtſtraße. Hier hat der Legat für die Marken ſeinen Sitz. Um den Wein beſſer zu machen, wird er bis zum Eingehen der Hälfte gekocht, und ſo bekommt man einen Abguß des Gewächſes zu trinken. Wir merkten, daß wir auf dem Wege nach Loreto waren, denn alles war voll von Gehenden und Kommenden; nicht nur Vereinzelte, ſondern ganze Geſellſchaften reicher Leute machten die Reiſe zu Fuß, als Pilger gekleidet; bisweilen ging ein Fahnen- und Kreuzträger voran, auch dieſe in beſonderer Kleidung.

Nach Tiſch kamen wir durch eine weiter nicht bemerkenswerte Landſchaft, in der wir bald Ebenen, bald Flüſſe, bald unbeſchwerliche Hügel überſchritten; alles aber war ſehr fruchtbar; die Straße war meiſt mit ſpitzen Steinen gepflaſtert. Wir kamen durch Recanati, eine Stadt, die ſich lang über eine Höhe erſtreckt und jeder Falte und jedem Umriß folgt.

Abends kamen wir nach Loreto, fünfzehn Meilen davon. Es iſt ein kleines Dorf, das aus Furcht vor Türkeneinfällen mit einer Mauer umſchloſſen und befeſtigt iſt. Es liegt etwas über einer ſehr ſchönen Ebene und recht nahe am adriatiſchen Meer oder Golf von Venedig. Bei ſchönem Wetter ſoll man jenſeits des Meeres die ſlavoniſchen Berge ſehen können — kurz, die Lage iſt ſehr ſchön. Andere Einwohner als ſolche, die auf die Wallfahrer rechnen, gibt es ſo gut wie gar nicht, ſondern nur verſchiedene Wirte (und dabei ſind die Gaſthäuſer ziemlich un-

Digitized by Google

sauber) und verschiedene Händler, die Sachen wie Wachs, Bilder, Paternoster, Agnus Dei[1], Erlöser und ähnliche Erzeugnisse verkaufen; dafür gibt es eine ganze Menge hübscher und reich versehener Läden. Ich ließ für nahe an fünfzig gute Taler für mein Teil darin zurück. Priester, Kirchenleute und Jesuitenkolleg sind in einem großen noch nicht alten Palast untergebracht, in dem auch ein Gouverneur wohnt, ein geistlicher Herr, an den man sich in allen Dingen wendet; er untersteht dem Legaten und dem Papst.

Der Ort der Anbetung ist ein kleines, sehr altes, baufälliges Ziegelsteinhäuschen, das mehr lang als breit ist. Vorn[2] hat man eine Scheidewand angebracht, die auf jeder Seite eine eiserne Türe hat mit einem eisernen Gitter dazwischen; das alles ist plump, alt und ohne jeden Schmuck. Das Gitter nimmt die Breite zwischen den Türen ein und durch seine Stäbe sieht man in den hintersten Teil des abgeschlossenen Raumes; dieser hinterste Teil aber, der etwa ein Fünftel des Ganzen einnimmt, das ist der Raum der allergrößten Verehrung. Hier erblickt man oben an der Mauer das Bild unsrer Lieben Frau, wie man uns sagte, aus Holz gefertigt. Der ganze übrige Teil der Mauer ist so mit zahllosen reichen Ex-votos aus allen Gegenden und Ländern geschmückt, daß bis zur Erde jeder Zoll mit Gold und Silber behangen war.

Mit der größten Mühe und als besondere Vergünstigung erhielt ich nur die Erlaubnis, an dieser Wand ein Gemälde aufhängen zu lassen, auf das in Silber vier Gestalten geheftet waren: die der Mutter

[1] Wachsmedaille mit dem Lamm.

[2] Im Innern.

Digitized by Google

Gottes, meine eigene, die meiner Frau und die meiner Tochter.[1] Unter meiner Gestalt standen auf dem Silber die Worte: Michael Montanus, Gallus Vasco, Eques Regii Ordinis 1581; unter der meiner Frau: Francisca Cassaniana uxor; unter der meiner Tochter: Leonora Montana filia unica.[2] Alle knien auf dem Bild in einer Reihe, während die Mutter Gottes vorn über ihnen schwebt. Es gibt noch einen anderen Eingang in die Kapelle als durch die erwähnten bei den Türen und einen, der unmittelbar nach außen führt. Betritt man die Kapelle durch diesen Zugang, so hängt mein Gemälde zur linken Hand bei der Tür, die in dieser Ecke ist, und ich habe es sorgfältig festmachen und annageln lassen. Ich hatte ein Kettchen und einen Ring von Silber daran anbringen lassen, um es an einem Nagel aufzuhängen, aber sie hielten es für besser, es ganz zu befestigen.

In dieser Ecke steht auch der Kamin der Kapelle, den man nur sieht, wenn man gewisse alte Vorhänge, die ihn verbergen, zurückschlägt. Das Betreten des Raumes wird nur ganz selten erlaubt, was auch vor der Tür eine Inschrift auf einer reich verzierten Metallplatte besagt; zudem ist die Tür durch ein Eisengitter versperrt. Ohne Erlaubnis des Gouver-

[1] Montaigne und seine Frau hatten um ihrer kränklichen Tochter willen das Gelübde einer Wallfahrt nach Loreto getan. S. Einleitung. Als das Tagebuch zum erstenmal erschien, in der Zeit der Aufklärung, wurde ihm diese Handlung der Frömmigkeit sehr verdacht.

[2] Michel de Montaigne, Franzose aus der Gascogne, Ritter des königlichen Ordens, 1581; Françoise de Chassaigne, seine Frau; Leonore de Montaigne, ihre einzige Tochter.

Digitized by Google

neurs darf niemand eintreten. Unter anderen, reicheren Geschenken bewahrte man der Merkwürdigkeit halber eine Kerze, die jüngst von einem Türken gesandt worden war, der sie in irgendeiner äußersten Notlage der Mutter Gottes versprochen hatte — das nennt man nach jedem Stricke greifen.

Der andere Teil des Häuschens, der der größere ist, dient als Kapelle. Sie ist ohne Tageslicht, der Altar steht unter dem Gitter an der Scheidewand, von der ich gesprochen habe. Sie weist keinen Schmuck, keine Bank, keine Lehne zum Stützen, kein Bild, keinen Teppich an der Wand auf; so wie sie ist, ist sie ein Reliquienschrein. Man darf sie weder mit dem Degen noch überhaupt einer Waffe betreten und Größe und weltliche Ehrfurcht gelten in ihr nichts.

Wir gingen in der Kapelle zum Abendmahl, was nicht jedem erlaubt wird, denn wegen des großen Andrangs von Menschen, die gewöhnlich hier kommunizieren wollen, ist ein besonderer Ort bestimmt worden. Derer, die zu jeder Stunde in die Kapelle gehen, sind so viele, daß man frühzeitig damit beginnen muß, sie räumen zu lassen. Ein deutscher Jesuit las für mich darin die Messe und gab mir das Abendmahl.

Es ist dem Volk verboten, etwas von der Mauer abzukratzen, denn wenn es erlaubt würde, wäre in drei Tagen nichts mehr von ihr übrig. Diese Stätte ist voll von unendlichen Wundern, wegen deren ich an die Bücher verweise; aber es gibt auch mehrere, erst jüngst passierte, wie denen, die aus Drang nach Verehrung sogar mit Erlaubnis des Papstes etwas aus dem Häuschen mitnahmen, ihr Tun übel aus-

Digitized by Google

geschlagen ist. Ein Mauerstückchen, das zur Zeit des Konzils von Trient abgeschlagen worden war, ist zurückgegeben worden.[1]

Über und um das Häuschen ruht als Mantel der reichste, geschmückteste und schönste Marmorbau; man kann wenig Dinge sehen, die kostbarer und prächtiger sind. Ringsum und über dieses Marmorviereck wölbt sich wieder eine schöne große Kirche mit einer Menge Kapellen und Grabmälern ringsherum; bemerkenswert ist das des Kardinals von Amboise, das der Herr Kardinal von Armagnac hat errichten lassen. Das kleine Marmorviereck ist wie der Chor in anderen Kirchen, trotzdem gibt es in einem Winkel noch einen Chor. Die ganze große Kirche ist mit Gemälden, Bildern und Figuren bedeckt. Wir sahen verschiedentlich reichen Schmuck, und ich wunderte mich, nicht noch mehr zu sehen, in Betracht des von jeher so berühmten Namens der Kirche. Ich glaube, daß die alten Sachen eingeschmolzen und zu anderen Zwecken verwandt werden.[2] Die Geschenke in Silber werden auf zehntausend Taler geschätzt.

Die offenkundige Frömmigkeit ist hier größer als an jedem anderen Orte, den ich gesehen habe. Was hier verloren wird, ich meine Geld oder andere Gegenstände, die nicht nur zum Aufheben, sondern

[1] Es ist noch der Brief des Bischofs von Coïmbra, Soarez, vorhanden, mit dem er einen kleinen Stein zurückschickte, den er von Pius IV. erhalten hatte. Während einer schweren Krankheit überzeugte man ihn, daß Gott ihn strafen wolle, weil er die heilige Mauer beschädigt hatte. (Anc.)

[2] Das Ex-voto Montaignes wird in den Nachrichten, die Murri 1792, vor den Plünderungen durch die Franzosen, über die Kostbarkeiten Loretos gab, nicht erwähnt. (Anc.)

Digitized by Google

auch zum Verhehlen reizen könnten (und gerade Leute, die damit Handel treiben), legt der Finder an eine eigens dazu bestimmte öffentliche Stelle nieder, und wer will, nimmt den Fund an sich, ohne einen Grund angeben zu brauchen. Während ich da war, standen verschiedene solche Gegenstände, wie Paternoster, Taschentücher, herrenlose Börsen dem ersten besten zur Verfügung. Wenn man etwas für die Kirche oder zum Zurücklassen kauft, so will kein Handwerker seine Arbeit bezahlt haben, um der Gnade teilhaftig zu werden: er läßt sich das Silber oder das Holz bezahlen und fügt man als Geschenk oder aus Freigebigkeit etwas hinzu, so wird es tatsächlich zurückgewiesen. Die Geistlichen, die für jeden Wunsch, betreff der Beichte, Abendmahl oder sonst etwas, von der größten Bereitwilligkeit sind, nehmen ebensowenig etwas an. Dafür gibt man gewöhnlich irgendeinem von ihnen Geld, um es unter den Armen im Namen des Fremden nach der Abreise zu verteilen.

Als ich einmal im Heiligtum war, kam ein Mann und bot dem ersten Priester, den er traf, einen silbernen Kelch an, den er gelobt habe; da er aber zwölf Taler hatte opfern wollen, die der Kelch nicht wert war, so ließ er sich vom Priester wie bei einem reinlichen Geschäft den Wert des Kelches bestimmen und zahlte ihm den Rest in Geld auf; der Geistliche half ihm auch gewissenhaft, sein Versprechen einzulösen und ließ den Mann dann ins Heiligtum eintreten, den Kelch selbst der Mutter Gottes verehren und ein kurzes Gebet verrichten; das Geld warf er in den gemeinsamen Opferstock. Solche Beispiele sehen die Priester alle Tage und machen kein Auf-

Digitized by Google

hebens davon. Es hält geradezu schwer, etwas geben zu können und es ist eine Vergünstigung, wenn man angenommen wird.

Ich blieb hier Montag, Dienstag und Mittwoch vormittag. Nach der Messe brachen wir auf. Aber um noch ein Wort über das Zutrauen, das man zu diesem Ort hat (und worüber ich mich sehr freute) zu sagen, so will ich erwähnen, daß gleichzeitig mit mir Michel Marteau, Herr von La Chapelle, aus Paris, ein sehr reicher junger Mann, mit großem Gefolge da war.[1] Ich ließ mir von ihm und von Leuten aus seinem Gefolge ausführlich und sorgfältig erzählen, wie er hier die Heilung seines Beines fand. Man kann die Tatsache eines Wunders nicht besser und genauer formulieren. Alle Chirurgen von Paris und Italien waren gescheitert und er hatte dafür mehr als dreitausend Taler ausgegeben.

Seit mehr als drei Jahren war sein Knie geschwollen, gebrauchsunfähig und sehr schmerzhaft gewesen. Dann hatte sich das Übel verschlimmert, das Knie war röter geworden, hatte sich entzündet und er hatte Fieber bekommen. Nun gab er alle anderen Medikamente und Hilfe auf und es vergingen einige Tage. Im Schlafe träumte er plötzlich, er sei geheilt und sehe einen Blitzstrahl; er wacht auf, schreit, er sei geheilt, ruft seine Leute herbei, steht auf, geht

[1] Michel Marteau, der in den letzten Jahren Heinrich III. eine politische Rolle spielte und an der Ermordung des Königs (1589) nicht unbeteiligt gewesen sein soll, leistete Montaigne einen Dienst, als dieser während der Wirren von 1588 in die Bastille gesetzt wurde, und veranlaßte seine Freilassung. Montaigne berichtet darüber in einer Notiz vom 16. Juli 1588, die Payen: Documents inédits sur Montaigne mitteilt.

Digitized by Google

herum, was er seit seinem Leiden nicht mehr getan hatte. Sein Knie schwellt ab und die welke und wie abgestorbene Haut ums Knie wird von der Stunde an immer besser, ohne jede andere Hilfe. Und nun während seines zweiten Aufenthalts in Loreto war er in voller Gesundheit; die Heilung war bei einer anderen Anwesenheit vor ein oder zwei Monaten vor sich gegangen, und er war inzwischen mit uns in Rom gewesen. Das konnte ich aus seinem und seiner Leute Mund als sicher erfahren.[1]

Das Wunder, das das Häuschen, angeblich dasselbe, in dem zu Nazareth Jesus Christus geboren wurde, zuerst nach Slavonien hier in der Nähe und zuletzt hierher gebracht hat,[2] wird auf großen Marmortafeln, die in der Kirche an den Pfeilern hängen, in italienischer, französischer, deutscher und spanischer Sprache erzählt. Im Chor hängt ein Wappen unseres Königshauses, das einzige am Ort.

Wie mir erzählt wurde, kommen oft Slavonier in großen Scharen zur Anbetung; sobald sie die Kirche auf dem Meer von ferne entdeckten, begännen sie Schreie auszustoßen und dann erschöpften sie sich an Ort und Stelle selbst in Protesten und Versprechungen, wenn die Mutter Gottes zu ihnen zurückkehren wolle; es wäre merkwürdig, die Trauer zu beobachten, die sie zeigten, daß sie im Stiche gelassen worden wären.

Ich erfuhr, daß man von Loreto in acht knappen Tagen längs der Küste nach Neapel gelangen könne, und ich hätte die Reise gern gemacht. Man mußte

[1] In den Essais III, 11 findet man Montaignes Stellung zu solchen Wundern.

[2] Engel trugen es durch die Luft.

Digitized by Google

nach Pescara und Chieti, von wo ein Procaccio[1] jeden Sonntag nach Neapel fährt.

Ich bot verschiedenen Geistlichen Geld an; die meisten wiesen es zurück und diejenigen, welche es annahmen, taten es erst nach der allergrößten Überredungskunst. — Das Korn wird hier in den Kellern unter der Erde aufbewahrt. — Es war der 25. April als ich mein Geschenk anbot.

Von Rom nach Loreto zu gelangen — ein Weg, zu dem wir viereinhalb Tage brauchten — kostete mich sechs Taler, das sind fünfzig Sous pro Pferd, dafür beköstigte der Vermieter uns und die Tiere. Dieser Handel bringt Unbequemlichkeiten mit sich, denn wegen der übernommenen Ausgaben wird die Reise beschleunigt und die Reisenden so knapp wie möglich behandelt.

Am 26. besuchte ich den Hafen, der drei Meilen entfernt liegt und schön ist; auch liegt ein Fort da, das der Gemeinde Recanati gehört.

Don Luca Giovanni Beneficiale und Giovanni Gregorio da Cailli, Custode de la Secrestia, gaben mir ihre Namen, damit ich, wenn ich mich für mich oder andere an sie wenden wollte, ihnen schreiben könnte; sie erwiesen mir viel Zuvorkommenheit. Der erstere hat die kleine Kapelle unter sich und wollte nichts von mir nehmen. Ich bin ihnen für das, was sie in Wort und Tat mir erwiesen haben, dankbar.

Am genannten Tag, einem Mittwoch, verließ ich Loreto; der Weg führte durch eine fruchtbare, offen-

[1] Extrapost.

Digitized by Google

liegende, abwechslungsvolle Landschaft. Abends kam ich in Ancona an, fünfzehn Meilen davon. Es ist die Hauptstadt der Mark, welch letztere bei den Römern Picenum hieß. Die Stadt ist stark bevölkert, vor allem auch mit Griechen, Türken und Slavoniern, treibt Handel und liegt vorteilhaft an zwei großen Hügeln, die ins Meer abfallen; der eine trägt ein Fort und hier kamen wir vorüber. Auf dem anderen, der ganz nahe herantritt, liegt eine Kirche. Zwischen diesen Hügeln und auf ihren Abhängen breitet sich die Stadt aus, und zwar der Hauptteil in der Sohle selbst und längs des Meeres. Der Hafen ist sehr groß und man sieht in ihm noch einen großen Bogen zu Ehren des Kaisers Trajan, seiner Gemahlin und seiner Schwester.

Es wurde mir gesagt, man fahre oft in acht, zehn oder zwölf Stunden nach Slavonien. Ich glaube, daß ich für sechs Taler oder etwas mehr eine Barke gefunden hätte, um mich nach Venedig zu bringen. Ich gab dreiunddreißig Pistolen[1] Miete für acht Pferde nach Lucca, eine Entfernung, zu der man etwa acht Tage braucht. Dafür muß der Vetturino die Pferde füttern und ich habe das Recht, im Falle ich vier oder fünf Tage mehr brauche, für diese Zeit nur den Unterhalt der Pferde und der Bedienung bezahlen zu brauchen.

In dieser Gegend gibt es ausgezeichnete Hühnerhunde und für sechs Taler könnte man einen erstehen. Nie wurden so viel Wachteln gegessen, wenn sie auch mager sind.

Ich blieb bis zum Mittag des 27., um die Schönheit und Lage der Stadt anzusehen: in St. Ciriaco,

[1] Ein halber Taler.

Digitized by Google

der Kirche auf einer der Höhen, werden mehr berühmte Reliquien als in den Kirchen der ganzen Welt aufbewahrt; sie wurden uns gezeigt.[1]

Wir waren Zeugen, wie die Wachteln aus Slavonien in Massen herüber kamen: alle Nächte spannt man Netze am diesseitigen Ufer auf und lockt sie, indem man ihren Ruf nachahmt, oben aus der Luft, wo sie vorbeiziehen, herunter. Gegen September sollen sie wieder übers Meer nach Slavonien fliegen.

In der Nacht hörte ich einen Kanonenschuß von den Abruzzen. Im Königreich Neapel und noch jenseits seiner Grenzen steht von Meile zu Meile ein Turm. Der erste, der ein Korsarenschiff entdeckt, gibt der nächsten Wache ein Feuersignal, diese der dritten. Das geht mit solcher Schnelligkeit vor sich, daß man schon in einer Stunde von einem Ende Italiens bis nach Venedig eine Nachricht weitergegeben hat.

Ancona bekam vor alters seinen Namen von dem griechischen Wort für den Winkel, den das Meer an dieser Stelle macht.[1] Seine Schenkel schneiden tief ins Land und in dieser Falte liegt die Stadt, vorn von jenen beiden Erhebungen und dem Meer gedeckt, und hinten von einem anderen ansehnlichen Hügel, auf dem früher ein Fort stand. Es steht noch eine griechische Kirche darauf, über deren Portal in einem alten Stein einige wohl slavische Buchstaben eingehauen sind. Die Frauen sind hier meist schön, die Männer bisweilen ehrlich und gute Handwerker.

Nach Tisch setzten wir unsere Reise fort und folgten dem Ufer, das nicht so wild und schwer zu

[1] Dazu gehört nach Anc. ein Stück vom Kreuz Jesu, die Lanzenspitze, ein halber Nagel vom Kreuze u. a.

[2] Ἀγκών, Biegung.

Digitized by Google

beschreiten ist wie bei uns das Gestade des Ozeans, und bis dicht ans Wasser bebaut wird. Zur Nacht kamen wir nach Senigallia, zwanzig Meilen davon. Eine schöne kleine Stadt in recht hübscher ebener Gegend dicht am Meer, die auch einen guten Hafen aufweist, wo ein von den Bergen kommender Fluß mündet. Es ist daraus ein Kanal gemacht worden, dessen beide Böschungen große Pfähle stützen: hier finden die Fahrzeuge Schutz. Die Einfahrt ist geschlossen. Ich sah keine Erinnerung ans Altertum, freilich stiegen wir auch vor der Stadt in einem hübschen Gasthaus, dem einzigen am Orte, ab. Im Altertum hieß die Stadt Senogallia, nach unseren Vorfahren, die sich hier niederließen, als sie von Camillus geschlagen worden waren. Sie untersteht der Gerichtsbarkeit des Herzogs von Urbino.

Ich befand mich gar nicht wohl. Am Tage unserer Abreise von Rom wollte ich, als der Herr von Ossat[1] mit mir ging, einen anderen Edelmann grüßen: dabei war ich so ungeschickt, daß ich mit meinem rechten Daumen den Winkel des rechten Auges verwundete, aus dem das Blut schoß. Das Auge blieb lange ganz rot, heilte dann aber. Erat tunc dolor ad unguem sinistrum.[2]

Ich vergaß zu erwähnen, daß sich in Ancona in der Kirche des heiligen Ciriaco der niedrige Grabstein einer Antonia Rocamoro, patre, matre Valletta,

[1] Arnauld d'Ossat, der Sohn eines Handwerkers, geb. 1536, spielte eine wichtige politische Rolle. Er verhandelte über die Rückkehr Heinrichs IV. zum Katholizismus mit dem päpstlichen Stuhl, wurde Gesandter und 1599 Kardinal. Aus Lucca schrieb ihm Montaigne einen Brief.

[2] Ich fühlte darauf einen Schmerz am linken (oder unglücksbringenden, hier rechten) Finger.

Digitized by Google

Galla, Aquitana, Paciotto Urbinati, Lusitano nupta befand, die seit zehn oder zwölf Jahren hier begraben lag.[1]

Wir verließen den Ort früh am Morgen und folgten dem Strand weiter auf einem sehr hübschen Weg. Genau zur Mittagszeit überschritten wir den Fluß Metro (Metaurus), auf einer großen hölzernen Brücke, und speisten in Fano, fünfzehn Meilen davon.

Kleine Stadt in schöner, fruchtbarer, ebener Gegend, nahe am Meer, nicht besonders gebaut, aber wohlverwahrt.

Brot, Wein und Fisch, die für uns aufgetragen wurden, waren recht gut, die Zimmer taugten nichts. Ein Vorzug der Stadt vor den anderen Orten der Küste, wie Senigallia, Pesaro u. a. besteht in dem Überfluß an süßem Wasser. Während jene ihr Wasser aus den Bergen herbeischaffen müssen, besitzt sie verschiedene öffentliche und private Brunnen. Wir sahen einen großen alten Triumphbogen, dessen Inschrift den Namen Augustus trägt, qui muros dederat.[2] Sie hieß Fanum und war Fanum Fortunae.[3]

In fast ganz Italien wird das Mehl mit Hilfe von Rädern gebeutelt und ein Bäcker bringt auf diese Weise in einer Stunde mehr Arbeit vor sich als bei uns in vier Stunden. In beinahe allen Gasthäusern trifft man Versesschmiede, die aus dem Handgelenk

[1] Anc. gibt von dieser Inschrift zwei Kopien, die einander ergänzen. Danach lag hier eine Antonia Rocamaro, quae equiti Franc. Paciotto Urbinati Lusitan. Christi Ordinis nupsit: die Francesco Paciotto aus Urbino, Ritter des portugiesischen Christusordens, heiratete. — Montaigne las statt equiti Aquitana und glaubte eine Landsmännin zu finden.

[2] Der die Stadt mit Mauern umgeben hatte.

[3] Tempel der Fortuna.

Digitized by Google

Reime machen, die auf die Anwesenden Bezug haben. In jedem Verschlag, an jeder Straßenecke hört man Musik.

Die Stadt ist vor allen italienischen Städten für die Schönheit ihrer Frauen berühmt: wir sahen keine andere als ganz häßliche und als ich deswegen einen Ehrenmann aus der Stadt fragte, meinte er, die Zeiten seien vorüber. Auf dieser Route zahlt man ungefähr zehn Sous für die Mahlzeit, zwanzig Sous für Tag und Kopf; Miete und Unterhalt des Pferdes betragen etwa dreißig Sous: macht zusammen fünfzig Sous. Die Stadt gehört dem Papst.

Wir ließen auf diesem Weg längs des Meeres Pesaro nicht weit zur Seite liegen, eine schöne Stadt, die wert wäre, gesehen zu werden; von Rimini und dem alten Ravenna gilt ein Gleiches. Vor allem aber ist, wie ich hörte, in Pesaro ein schöner Bau in besonderer Lage, den der Herzog von Urbino hat aufführen lassen.[1] Diese Orte liegen an der tiefer führenden Straße nach Venedig.

Wir verließen die Küste, hielten uns linkerhand und kamen durch breites ebenes Land, das der Metaurus durchfließt. Man entdeckt auf beiden Seiten sehr schöne Höhen und die Gegend erinnert ziemlich an die Ebene von Blaignac bei Castillon.[2] Jenseits des Flusses fand in dieser Ebene die Schlacht der Consule Salinator und Claudius Nero gegen Hasdrubal[3] statt, in der dieser getötet wurde.

Am Ende der Ebene, wo wieder Berge aneinander stoßen, liegt, am Eingang zu diesen, Fossom-

[1] Die Villa della Vedetta (Anc.).
[2] An der Dordogne.
[3] Der Bruder Hannibals. Im Jahre 207.

Digitized by Google

brone, fünfzehn Meilen davon, im Besitz des Herzogs von Urbino. Die Stadt lehnt sich an den Abhang eines Berges, am Fuß ziehen sich eine oder zwei sehr enge, aber schöne, gleichmäßige Straßen mit hübschen Häusern hin: gleichwohl sollen die Häuser in Fano noch weit reicher sein. Auf dem Platze steht ein breites Marmorpostament mit einer großen Inschrift; es stammt aus der Zeit Trajans und wurde zu Ehren eines besonderen Einwohners errichtet. Ein anderes steht vor der Mauer, trägt aber kein Zeichen seiner Entstehungszeit. Es ist das alte Forum Sempronii, doch ist man der Meinung, daß die erste Stadt mehr in der Ebene gelegen sei, und daß die Ruinen, die man in der Tat draußen findet,[1] eine viel schönere Lage hätten als die jetzige Stadt.

Die Stadt hat eine Brücke über den Metaurus, um die Straße nach Rom, die Via Flaminia, zu erreichen. Da ich frühzeitig ankam — die Meilen sind klein und wir saßen am Tag nur sieben bis acht Stunden im Sattel — so unterhielt ich mich mit verschiedenen braven Leuten und ließ mir erzählen, was sie von ihrer Stadt und der Umgebung wußten. Wir sahen einen Garten des Kardinals Urbino und zahlreiche Rebstöcke, die mit anderen Reben gepfropft waren. Ich unterhielt mich mit einem Biedermann, der Bücher schreibt, namens Vincentius Castellani,[2] der von hier ist.

Ich brach am nächsten Morgen auf und wandte mich nach drei Meilen zur Linken, überschritt auf

[1] Die Ruinen liegen 1,5 km nach Fano zu.

[2] Professor der schönen Künste, Kommentator Sallust, starb 1601. (Anc.).

Digitized by Google

einer Brücke den Candigliano, der in den Metaurus fließt, und legte drei weitere Meilen längs einer Kette von Bergen und wilden Felsen zurück. Der Weg war eng und nicht sehr bequem; an seinem Ende sahen wir einen Durchgang[1] von gut fünfzig Fuß Länge, der mitten durch einen dieser hohen Felsen gebrochen worden ist. Da es eine schwere Arbeit gewesen war, so hatte Augustus, der als erster Hand daran gelegt, eine Inschrift anbringen lassen, die aber von der Zeit ausgelöscht worden ist. Am anderen Ende sieht man eine zweite zu Ehren Vespasians. Ringsherum sieht man, tiefer als die Straße gelegen, unter Wasser, das hier außerordentlich hoch steht, eine Menge von Bauanlagen; Felsen von unendlicher Dicke waren dazu durchbrochen und eben gemacht worden. Auch bemerkt man längs dieser alten Via Flaminia, die nach Rom führt, Spuren von dem breiten römischen Pflaster; jetzt liegt es meist verschüttet. Die Straße war vierzig Fuß breit, heute nur noch vier.

Ich hatte einen kleinen Abstecher gemacht, um das zu betrachten und wandte mich zurück, um meinen Weg fortzusetzen, der mich am Fuß einiger bebauter und zugänglicher Berge vorüberführte. Gegen Ende unserer Tagereise fingen wir an aufwärts und dann wieder abwärts zu steigen, und kamen dann nach Urbino, sechzehn Meilen davon. Die Stadt liegt ohne besondere Schönheit oben auf einer mäßigen Höhe, folgt aber sehr getreu jeder Falte, sodaß alles ungleichmäßig ist und man überall hinauf und hinunter muß. Es war Markttag, denn es war Samstag.

[1] Der Tunnel durch den Furlo, den die Via Flaminia benutzte. Er ist 30 m lang, 5,5 m breit und 4,50 m hoch.

Digitized by Google

Wir sahen den Palast an, der wegen seiner Schönheit weit berühmt ist: es ist eine massige Anlage, die bis zum Fuß des Berges reicht. Die Aussicht geht auf tausend andere Berge in der Nachbarschaft und ist nicht weiter anmutig. Der ganze Bau weist geradeso keinen besonderen Vorzug auf, weder innen noch außen, und hat nur ein Gärtchen von ungefähr fünfundzwanzig Schritt. Es sollen so viel Zimmer darin sein, wie es Tage im Jahr gibt, und in der Tat ist die Zahl sehr groß und wie in Tivoli und anderen italienischen Palästen sieht man durch eine Tür oft zwanzig andere Türen, die nach einer oder beiden Seiten hin sich folgen; es können auch noch mehr sein.

Es war auch ein älterer Teil vorhanden, aber die Hauptsache wurde im Jahre 1476 von Frederico Maria de la Rovere[1] erbaut, der hier wegen seiner Bauten und Kriegstaten mit besonderen Namen bedacht wurde. Die Mauern sind voll davon und eine Inschrift besagt, der Palast sei der schönste Bau der Welt. Er ist aus Ziegelsteinen gebaut und weist überall echte Gewölbe auf, sodaß kein einziger Fußboden nötig war, wie meist bei den italienischen Bauten.

Der jetzige Herzog[2] ist sein Urenkel. Es ist ein Geschlecht von guten Fürsten, die von ihren Untertanen geliebt werden. Von Vater auf Sohn vererbt sich immer die Vorliebe für die Wissenschaft und im Palast gibt es eine gute Bibliothek; der Schlüssel fand sich nicht. Sie neigen zu Spanien.

[1] Frederico de Montefeltro.

[2] Francesco Maria de la Rovere, der sechste und letzte Herzog, gest. 1631.

Digitized by Google

Das Wappen des Königs von Spanien, der englische Orden[1] und der vom goldenen Vließ spielen hier eine Rolle, der französische dagegen gar keine. Die Herzoge üben selbst die Malerei aus. Der erste Herzog von Urbino, ein junger Mann, der von seinen Untertanen wegen seiner Ungerechtigkeit getötet wurde, war nicht von diesem Stamm.[2] Der gegenwärtige hat die Schwester des Herzogs von Ferrara geheiratet, die zehn Jahre älter als er ist. Sie vertragen sich schlecht und sind getrennt, nur wegen ihrer Eifersucht, wie ich hörte.[3] Daher haben sie, abgesehen von ihrem Alter — sie ist fünfundvierzig Jahre alt — wenig Hoffnung auf Kinder, und das Herzogtum soll an die Kirche zurückfallen, worüber sie betrübt sind.

Ich sah hier das naturgetreue Bildnis Picos de la Mirandula. Ein weißes, sehr schönes, bartloses, etwas mageres Gesicht von siebzehn bis achtzehn Jahren, mit länglicher Nase, sanften Augen und blonden Haaren, die bis zur Schulter fallen, das Ganze seltsam ausstaffiert.

In Italien trifft man vielerorts Treppen an, die ganz gerade und schmal sind und die man zu Pferd bis oben hinaufreiten kann; hier waren sie mit Steinplatten belegt.

---

[1] Der Hosenbandorden. Das goldene Vließ war spanisch-kaiserlich.

[2] Nach Seb. Münster wurde Oddantonio de Montefeltre, den der Papst 1443 zum Herzog machte, im Alter von achtzehn Jahren erschlagen, weil er den Damen fortwährend nachstellte.

[3] Lucrezia d'Este war zwölf Jahre älter als ihr Gatte. Die Ehe blieb kinderlos und das Herzogtum fiel an den päpstlichen Stuhl zurück.

Digitized by Google

Wie ich hörte, ist es ein kalter Ort, an dem der Herzog meist nur im Sommer weilt. In zwei Zimmern ist in einer Ecke noch einmal ein viereckiges Zimmer eingebaut, das von allen Seiten geschützt ist, außer daß eine Scheibe Licht vom Hauptzimmer enthält: darin schläft der Herzog.

Nach Tisch machte ich noch einmal einen Abstecher von fünf Meilen, um eine Stelle zu besuchen, die das Volk von jeher Sepulchro d'Astrubale[1] nennt. Sie liegt auf einem hohen, steilen Hügel, dem Monte d'Elce.[2] Es stehen hier vier oder fünf armselige Häuschen und eine Kirche, auch sieht man eine Anlage aus dickem Ziegelwerk oder Platten, die ungefähr 25 Schritt rund und 25 Fuß hoch ist. Ringsherum sieht man von drei zu drei Schritt einen Stützbogen aus Ziegelsteinen. Ich weiß nicht, wie die Maurer ein solches Stück in Form eines gekrümmten Schnabels nennen, das zur Stütze dient.[3] Da kein Eingang vorhanden war, suchte man von oben einzudringen. Man fand ein Gewölbe, das aber leer war; kein behauener Stein, keine Inschrift. Doch wird behauptet, es wäre etwas Marmornes mit Zeichen darauf gefunden worden, das aber abhanden gekommen sei. Wie das Monument zu seinem Namen gekommen ist, weiß ich nicht, und ich glaube auch schwerlich, daß es das Grabmal Hastrubals ist. Ein Zweifel, daß er ganz in der Nähe geschlagen und getötet wurde, besteht darum nicht.

---

[1] Grabmal Hasdrubals.

[2] Nach Anc. handelt es sich um ein vorrömisches „Monument" von 5 m Höhe und 27 m Umfang.

[3] Jedenfalls handelt es sich um eine Art Strebebogen.

Digitized by Google

Hierauf folgten wir einem stark ansteigenden Weg, der sich infolge einer einzigen Stunde Regens in Schlamm verwandelte, setzten über den Metaurus bei einer Furt, da es ein Bergstrom ist, der kein Boot trägt — wir hatten ihn schon einmal seit der Mittagsrast überschritten — und kamen gegen Ende des Tages auf einem abwärtsführenden, bequemen Wege nach Castel-Durante,[1] fünfzehn Meilen davon. Ein Städtchen in ebener Gegend am Metaurus, das dem Herzog von Urbino gehört. Das Volk brannte hier Freudenfeuer ab und beging die Geburt eines Sohnes der Fürstin Bisignano, Schwester ihres Herzogs, mit einem Fest.

Unsere Vetturinos nehmen den Pferden sofort beim Abzäumen auch den Sattel ab, in welchem Zustand sie seien, und lassen sie ohne Unterschied saufen. Die Weine, die wir hier und in Urbino tranken, waren, um süßer zu werden, ordentlich verfälscht.

Am Sonntag morgen ritten wir längs einer ziemlich fruchtbaren Ebene am Fuß der Berge weiter und passierten zunächst eine kleine, hübsche Stadt, S. Angelo, die dem Herzog gehört, und sich mit sehr schöner Umgebung am Metaurus hinzieht. Im Ort sahen wir kleine Mittfasten-Königinnen, da es der Tag vor dem ersten Mai war.

Indem wir darauf die Ebene weiter begleiteten, kamen wir noch durch ein anderes Städtchen, unter derselben Gerichtsbarkeit namens Marcatello. Zu Tisch erreichten wir auf einem Weg, der schon an den Apennin zu erinnern begann, Borgo-a-Pasci,

[1] Heute Urbania.

Digitized by Google

zehn Meilen davon. Ein kleines Dorf mit dürftigem Wirtshaus an einer Biegung der Berge. Nach Tisch folgten wir zuerst einem kleinen, wilden, steinigen Pfad, dann kletterten wir zwei Meilen einen hohen Berg hinauf und vier wieder hinunter,[1] wobei der Weg kieselig und langweilig, aber nicht gefährlich war, da die Abstürze nicht so steil erfolgten, daß der Blick nicht zu seiner Beruhigung auf etwas haften blieb. Wir folgten dem Metaurus bis zu seiner Quelle, die an diesem Berge liegt: wir hatten daher seinen Ursprung und sein Ende gesehen, da er bei Senogallia ins Meer floß.

Beim Abstieg von diesem Berg breitete sich vor uns eine sehr schöne, große Ebene aus, die der Tiber durchfließt, dessen Quelle nur ungefähr acht Meilen entfernt ist: jenseits erhoben sich neue Berge. Der Anblick erinnerte ziemlich an den, der sich beim Abstieg vom Puy-de-Dôme nach Clermont im Tal der Limagne in der Auvergne bietet. Oben auf unserem Berg stießen das Herzogtum Urbino, das Großherzogtum Florenz und, zur Linken, der Kirchenstaat zusammen.

Zum Nachtmahl kamen wir nach Borgo S. Sepolchro, dreizehn Meilen davon. Kleine Stadt in der erwähnten Ebene ohne jede Besonderheit, im Gebiet des Großherzogs von Florenz. Wir verließen sie am 1. Mai. Eine Meile vor dem Ort überschritten wir auf einer Steinbrücke den Tiber, der hier noch sein klares schönes Wasser hat: ein Zeichen, daß die schmutzige rote Farbe („Flavum Tiberim")[2] die er in Rom zeigt, von der Vermengung mit irgendeinem anderen Fluß herrührt.

[1] Der Monte Maggiore, 1351 m hoch.
[2] Horaz Oden 2, 1.

Digitized by Google

Wir durchquerten die vier Meilen breite Ebene und trafen dann oben auf dem ersten Hügel ein Städtchen. Ein paar Mädchen nahmen hier, wie schon vorher, die Zügel unserer Pferde in die Hand und baten, indem sie ein eigens zu diesem Zweck bestimmtes Lied sangen, um ein Geschenk für die Feier dieses Tages. Vom Hügel ging es wieder abwärts in eine Schlucht mit starkem Geröll, wobei der Weg dem Bett eines Gießbaches auf lange Zeit folgte, bis wir abermals einen öden, steinigen Berg zu erklimmen hatten; Auf- und Abstieg betrugen drei Meilen, worauf wir eine neue große Ebene entdeckten, in der wir die Chiassa[1] auf einer Steinbrücke überschritten, zuletzt aber den Arno auf einer sehr großen schönen Steinbrücke.

Wir übernachteten jenseits des Arno in Ponte Boriano, achtzehn Meilen davon, das aus weiter nichts als aus einem kleinen Haus bestand. Schlechte Unterkunft, wie es die drei letzten Male und überhaupt meist auf dieser Route der Fall war. Es war ganz unsinnig, hier gute Pferde mitzunehmen, denn es gibt kein Heu.

Nach Tisch folgten wir einer langen Ebene, die von ganz entsetzlichen Spalten zerrissen ist, die das Wasser in seltsamer Weise verursacht; im Winter muß es hier sehr schlimm sein, doch ist man nahe daran, den Weg auszubessern. Um die Mittagsstunde ließen wir in dieser Ebene die Stadt Arezzo ungefähr zwei Meilen zur linken Hand. Sie scheint trotzdem etwas höher zu liegen.

---

[1] Nebenfluß des Arno.

Digitized by Google

Auf einer schönen Steinbrücke überschritten wir sehr hoch den Ambrafluß und kamen zum Abendessen nach Levanella, zehn Meilen davon. Das Gasthaus liegt ungefähr eine Meile vor dem Dorf. Es ist berühmt und gilt als das beste in Toskana, mit Recht, denn für italienische Verhältnisse gehört es zu den besten. Man macht davon ein solches Aufsehen, daß der Adel des Landes hier oft zusammenkommen soll, wie in Paris bei Le More oder in Amiens bei Guillot.[1] Man erhält hier Zinnteller, eine große Seltenheit. Es ist ein einzelstehendes Haus in sehr hübscher Lage draußen auf der Ebene; eine eigene Quelle steht zu seiner Verfügung.

Wir verließen es am Vormittag, folgten in der erwähnten Ebene einem sehr hübschen, geraden Weg und kamen durch vier Städtchen oder geschlossene Flecken, Montevarchi, S. Giovanni, Figline und Ancisa. Zu Mittag speisten wir in Pian della Fonte, zwölf Meilen davon. Recht schlechtes Wirtshaus. Etwas oberhalb des genannten Fleckens Ancisa, der im Arnotal liegt, entspringt eine Quelle, die Petrarca erwähnt. Er soll aus diesem Orte selbst stammen[2] oder wenigstens aus einem Hause, das eine Meile entfernt liegt, von dem man aber nur noch dürftige Überreste sehen kann; immerhin zeigen sie den Platz. — Es wurden hier zu den schon wachsenden Melonen andere gesäet, die man im August ernten zu können hoffte.

Während dieses Morgens litt ich an einer Schwere des Kopfes und Verwirrung des Blicks wie bei

[1] Guillot wird auch bei Rabelais (4. Buch) erwähnt. (L.)

[2] Petrarca war in Arezzo geboren, das aber ebenfalls nicht weit von Ancisa liegt.

Digitized by Google

meinen alten Migräneanfällen, die ich seit zehn Jahren nicht mehr verspürt hatte.

Das Tal, das wir durchzogen, bestand einst ganz aus Sümpfen und Livius ist der Meinung, daß Hannibal gezwungen wurde, es auf einem Elefanten zu durchreiten und dabei während der schlechten Jahreszeit ein Auge verlor. Es ist auch wirklich eine flache, tiefgelegene und dem Arno stark ausgesetzte Stelle. Ich mochte hier nicht zu Mittag essen, bereute es dann aber, denn es hätte mir geholfen, mich zu erbrechen und darin besteht meine prompteste Heilung: sonst schleppe ich diese Schwere des Kopfes ein bis zwei Tage mit mir herum, wie es auch jetzt ging. Die Straße war voll Landleute, die Lebensmittel nach Florenz brachten.

Nach Florenz, zwölf Meilen davon, kamen wir auf einer der vier Steinbrücken, die hier über den Arno führen. Am nächsten Morgen setzten wir, nachdem wir die Messe gehört hatten, unsere Reise fort. Wir verließen ein wenig die gerade Richtung, um Castello aufzusuchen, von dem ich schon gesprochen habe; da aber die Töchter des Großherzogs da waren und zur selben Stunde durch den Garten zur Messe gingen, bat man uns zu warten. Das wollte ich nicht.

Unterwegs trafen wir viele Prozessionen. Das Banner geht voran, dann folgen die Frauen. Die meisten sehr schön; sie tragen Strohhüte, die hier vorzüglicher als sonstwo in der Welt gemacht werden, und für Bäuerinnen gute Kleider; Schuhe und Pantoffeln sind weiß. Hinter den Frauen kommt der Pfarrer, hinter ihm die Männer. Am Tag vorher hatten wir eine Prozession von Mönchen gesehen, die fast alle solche Strohhüte getragen hatten.

Digitized by Google

Wir folgten einer sehr schönen breiten Ebene, und um die Wahrheit zu sagen, so sah ich mich gezwungen, einzugestehen, daß weder Orleans, noch Tours, noch Paris selbst in ihrer Umgebung, sogar noch der weitesten, eine solche Menge von Häusern und Dörfern aufweisen können wie Florenz. Was schöne Häuser und Paläste betrifft, so steht das außer Zweifel.

Auf dieser Straße kamen wir zu Tisch nach Prato, zehn Meilen davon, kleine herzogliche Stadt am Bisenzio, den wir auf einer Steinbrücke am Tor des Ortes überschritten. Keine andere Gegend hat, unter anderem, so viel Brücken und zwar aus bestem Material;[1] auch trifft man auf den Straßen allenthalben große Hausteine, auf denen geschrieben steht, wieviel Weg jede Gemeinde auszubessern und dauernd zu besorgen hat.

Wir sahen hier im Palast Wappen und Namen des Legaten de Prato, der von hier stammen soll.[2] Über der Tür des Palastes thront eine große gekrönte Statue, die die Welt in ihrer Hand hält, und zu deren Füßen Rex Robertus[3] steht. Es wurde mir hier erzählt, die Stadt habe ehemals uns gehört; die Lilien sind überall, doch führt die Stadt von sich aus Löwenmäuler, die mit goldenen Lilien übersäet sind. Der Dom ist schön, weißer und schwarzer Marmor sind daran reichlich verwendet.

[1] Stein.

[2] Der Kardinal Nicolas de Prato, Bischof von Ostia und Velletri, begleitete als Legat des Papstes Heinrich VII. auf seinem Zug nach Italien. Er starb 1321 in Avignon. (Anc.)

[3] Robert von Anjou, König von Apulien, dem sich Prato 1313 ergab. (Anc.)

Digitized by Google

Von hier aus machten wir abermals einen Umweg von gut vier Meilen, um nach Poggio[1] zu gehen. Von diesem, dem Herzog gehörenden, am Ombrone gelegenen Haus wird viel Aufsehens gemacht. Es war das Vorbild für Pratolino. Man verwundert sich, daß es bei seinem kleinen Umfang hundert Zimmer fassen kann, die alle sehr schön sind. An den Betten sah ich sehr oft einen sehr hübschen Stoff, der dabei gar nichts kostet; es sind diese kleinen geblümten Stoffe, die nur aus recht feiner Wolle bestehen und mit vierfädigem Taffet von der gleichen Farbe gefüttert werden. Wir sahen auch das Kabinett, in dem sich der Herzog mit seinen Retorten abgibt, sowie seine Werkstatt im Turm; auch benutzt er noch andere Instrumente und ist ein großer Mechaniker.

Als wir von hier weiterzogen, fanden wir die Gegend außerordentlich fruchtbar; überall wurde die Straße von den Bäumen, an denen die Rebe hinaufwächst, eingeschlossen. Es war eine ganze Hecke, ein Anblick von großer Schönheit. Zum Abendessen kamen wir nach Pistoja, vierzehn Meilen davon, große Stadt am Ombrone; die Straßen breit und, wie in Florenz, Prato, Lucca und anderswo, mit großen, sehr breiten Steinplatten gepflastert.

Ich vergaß zu bemerken, daß man von den Sälen in Poggio vom Tisch aus Florenz, Prato und Pistoja sehen kann; der Herzog war damals in Pratelino. In Pistoja ist die Bevölkerung sehr gering, die Kirchen sind schön und verschiedene Häuser desgleichen. Ich erkundigte mich auch nach dem Preis

[1] Die Villa Poggio a Cajano, die von Juliano di Sangallo für Lorenzo Magnifico gebaut worden war.

Digitized by Google

der Strohhüte: er betrug 15 s.[1] Ich glaube, sie würden in Frankreich ebensoviel Franken kosten. In der Nähe dieser Stadt und auf ihrem Gebiet wurde einst Catilina geschlagen.[2] In Poggio hängen Teppiche, auf denen alle Arten Jagd dargestellt sind, unter anderem eine Jagd auf Strauße, die zu Pferd verfolgt und mit Wurfspießen erlegt werden.

Die Lateiner nennen Pistoja Pistorium; es untersteht dem Großherzog von Florenz. Die Umtriebe der Häuser Cancellieri und Panciatici, die ehemals hier wohnten, sollen die Stadt auf diese geringe Einwohnerzahl gebracht haben, derart, daß sie heute nicht mehr als achttausend Seelen alles in allem zählt. Lucca, das nicht größer ist, hat fünfundzwanzigtausend Einwohner und darüber.

Messer Tadeo Rospigliosi, der aus Rom von Giovanni Franchini[3] einen Brief mit einer Empfehlung für mich erhalten hatte, lud mich auf den nächsten Tag zum Essen ein, ebenso wie die übrigen Teilhaber meiner Gesellschaft. Der Palast war geschmückt, die Reihenfolge der Speisen etwas seltsam, Fleisch gab es wenig, auch wenig Diener, der Wein wurde noch wie in Deutschland nach der Mahlzeit gereicht.

Wir besahen uns die Kirchen, bei der Wandlung wurden in der Hauptkirche die Trompeten geblasen. Unter den Chorknaben bemerkten wir auch Priester im Ornat, die Zugtrompeten[4] bliesen.

---

[1] Soldi.

[2] Er fand in der Schlacht bei Pistoja auch seinen Tod, 62 v. Chr.

[3] Römischer Rechtsgelehrter.

[4] Trombone.

Digitized by Google

Diese arme Stadt täuscht sich über ihre verlorene Freiheit durch das krampfhaft aufrechterhaltene Bild ihrer alten Regierungsform. Sie hat neun Priori und einen Gonfaloniere,[1] die von zwei zu zwei Monaten neu gewählt werden. Ihr Amt ist die Ausübung der Polizei; sie werden vom Großherzog bezahlt wie einst von der Republik und wohnen im Palast, den sie stets nur alle zusammen verlassen und in den sie ewig eingeschlossen sind. Der Gonfaloniere hat den Vortritt vor dem Podesta, den der Herzog schickt, während in Wahrheit der Podesta die ganze Macht hat. Der Gonfaloniere grüßt niemand und leistet sich den kleinen Betrug eingebildeter Majestät. Ich empfand Mitleid, wie ich sie sich an solcher Afferei weiden sah: der Großherzog hatte inzwischen ruhig ihre Steuerlast um zehn Einheiten vermehrt.[2]

In den großen italienischen Gärten läßt man auch in den Hauptgängen das Gras wachsen und mäht es dann. Um diese Zeit begannen die Kirschen reif zu werden, und auf dem Wege von Pistoja nach Lucca trafen wir Landleute, die auch Erdbeersträußchen zum Verkauf anboten.

Wir brachen am Donnerstag, dem Himmelfahrtstage, nach Tisch auf, folgten zuerst eine Zeit lang der schon erwähnten Ebene, dann einem etwas ansteigenden Weg und schließlich wieder einer sehr schönen, breiten Ebene. Mitten in den Getreidefeldern steht eine Menge Bäume in Reih und Glied, mit Reben, die sich ineinander verschlingen, ganz

[1] Bannerherr, Oberhaupt der Republik.

[2] Statt 17 Taler zahlte man z. B. 27.

Digitized by Google

überzogen; die Felder sehen darum wie Gärten aus. Die Berge, die man von dieser Straße aus sieht, sind gleichfalls mit Bäumen bedeckt, vor allem mit Oliven-, Kastanien- und (für die Zucht des Seidenwurmes) mit Maulbeerbäumen.

In dieser Ebene liegt Lucca, zwanzig Meilen davon. Eine Stadt um ein Drittel kleiner als Bordeaux und frei, nur daß sie sich in ihrer Schwäche dem Schutz des Kaisers und Hauses Österreichs unterworfen hat. Es ist ein geschlossener Platz, der gut flankiert ist; die Gräben, in denen ein kleiner Wasserarm läuft, sind nicht tief und grün bewachsen — ihre Sohle ist platt und breit. Rings um die Mauer sind auf dem inneren Wall zwei bis drei Reihen Bäume gepflanzt, um Schatten zu geben und, wie mir gesagt wurde, im Notfall die Rolle von Faschinen zu übernehmen. Von außen sieht man nur einen Wald, der die Häuser verbirgt. Es liegt immer eine Besatzung von dreihundert fremden Soldaten darin. Die Stadt ist stark bevölkert, hauptsächlich sind hier Seidenarbeiter ansässig. Die Straßen sind eng, aber schön und auch die meisten Häuser sind groß und hübsch. Ein kleiner Kanal ist vom Serchiofluß durch die Stadt geleitet; gegenwärtig wird ein Palast mit einem Aufwand von hundertdreißigtausend Talern gebaut, der schon ziemlich vorgeschritten ist. Nach ihrer Behauptung sind ihnen hundertzwanzigtausend Seelen untertan, die Stadt nicht mitgerechnet. Es stehen mehrere Kastelle auf ihrem Gebiet, aber keine weiteren Städte. Die Edelleute und Krieger treiben alle auch Handel: die Buonvisi sind die reichsten. Fremde dürfen die Stadt nur durch ein Tor betreten, in dem eine starke Wache liegt.

Digitized by Google

Die Lage gehört zu den schönsten, die ich je bei einer Stadt gesehen habe; auf zwei Seiten schließen sie weite, ebene Flächen ein, bei deren Vereinigung sie am schönsten ist; sodann kommen hübsche Berge und Hügel, auf denen, mitten im Feld, viele ihr Haus gebaut haben. Der Wein ist hier mäßig, der Preis beträgt zwanzig Soldi täglich; die landläufigen Gasthäuser sind dürftig. Von mehreren Privatleuten wurden mir Aufmerksamkeiten erwiesen: Wein, Früchte und Geschenke in Silber.[1]

Ich hielt mich hier Freitag und Samstag auf und brach Sonntag nach Tisch auf, an dem ich freilich nicht gesessen hatte, da ich nüchtern geblieben war. Die der Stadt nächsten Hügel sind ganz mit hübschen Häusern übersäet. Der Weg führte meist, ohne zu steigen und ohne Beschwerlichkeit längs des Serchio zwischen Bergen hindurch, die allenthalben bewaldet und bewohnbar waren. Wir kamen durch verschiedene Dörfer und zwei sehr große Flecken, Decimo und Borgo, und überschritten dann den genannten Fluß, den wir zur Rechten hatten, auf einer ungewöhnlich hohen Brücke, die mit einem einzigen Bogen[2] einen guten Teil der Breite des Flusses überspannte, und von dieser Art sahen wir noch drei oder vier Brücken.

Gegen zwei Uhr nachmittags trafen wir in den Bagni della Villa[3] ein, sechzehn Meilen davon.

[1] Oder Geld (argent).

[2] Nur wahrscheinliche Lesart einer unklaren Stelle.

[3] D. h. in den Bädern von Lucca, die 24 km von der Stadt liegen.

Digitized by Google

Die Bäder liegen mitten in einer Gebirgslandschaft. Sie lehnen sich über dem Fluß, der von einem ebenen Streifen von drei- bis vierhundert Schritt Breite eingefaßt wird, längs eines Berges von mittlerer Höhe an, ungefähr wie in Bagnières, wo die Brunnen in der Nähe der Stadt liegen. Auch die Stelle selbst, wo die Häuser stehen, kann man eben nennen. Es sind dreißig bis vierzig Häuser, die ihrem Zweck recht gut dienen: die Zimmer sind hübsch, alle getrennt und mit eigenem Kabinett; jedes hat eine Verbindungstür mit dem Nebenzimmer, aber auch eine eigene Eingangstür. Ich sah mir alle an, bevor ich mich entschloß und nahm dann das schönste, vor allem um der Aussicht willen, die — wenigstens in diesem Zimmer — den ganzen kleinen Talgrund, den Limafluß und die einschließenden Berge umfaßt. Letztere sind sämtlich bebaut, bis zum Gipfel grün, mit Kastanien- und Olivenbäumen bestanden, teilweise auch mit Reben, die hier die Berge in Form von Kreisen und Stufen umziehen, und zwar ist die äußere, ein wenig höhere Hälfte einer solchen Stufe für Wein, die innere für Getreide bestimmt.

Von meinem Zimmer hörte ich die ganze Nacht über das sanfte Rauschen des Flusses. Zwischen den Häusern liegt ein Promenadeplatz, der sich nach der einen Seite als Terrasse öffnet und durch einen Rebengang hindurch den Blick auf jene kleine Ebene gestattet; ferner sieht man in ihr am Wasser entlang, zweihundert Schritt tiefer gelegen, ein schönes, kleines Dorf, das bei großem Zuspruch ebenfalls als Bad dient. Die meisten Häuser sind neu; zum Dorf führt eine schöne Straße, die auf einen hübschen Platz mündet. Meist bleiben die Ein-

Digitized by Google

wohner auch den Winter über da und halten ihre Läden, vor allem Apotheken — denn fast alle sind Apotheker — offen.

Mein Wirt nennt sich Kapitän Paulini und er ist auch wirklich einer.[1] Er vermietete an mich einen Saal,[2] drei Schlafzimmer, eine Küche und Zubehör für unsere Leute; wir hatten acht Betten, darunter zwei mit Betthimmel. Er lieferte das Salz, täglich eine Serviette, alle drei Tage ein Tischtuch, sämtliches eisernes Gerät für die Küche und Kerzenhalter, und erhielt dafür elf Taler, etwas mehr als zehn Pistolen für zwei Wochen. Töpfe, Schüsseln und Teller, die hier irden sind, kauften wir selbst, ebenso Gläser und Messer. Fleisch ist reichlich da, Kalb- und Geißenfleisch. Andere Sachen sind seltener. In jeder Wohnung machen einem die Leute das Angebot, den Haushalt zu führen, und ich glaube, daß man das für zwanzig Sous für Mann und Kopf bekommen könnte: in jeder Wohnung findet man auch einen Mann oder eine Frau, die die Küche führen können. Der Wein ist hier recht schlecht, doch kann man sich welchen aus Pescia oder Lucca herbeischaffen lassen.

Ich traf als erster ein, von zwei bolognesischen Edelleuten abgesehen, die aber ohne großes Gefolge kamen: so hatte ich freie Wahl und, wie mir versichert wurde, billigere Preise als wenn ich zur Zeit des großen Zuspruchs gekommen wäre, der bedeutend sein soll; doch fängt er gewöhnlich erst im Juni an, um bis in den September zu dauern: im Oktober

[1] Der Kapitän der Ordonnanzkompagnie des Bades war damals Paulino di Cherubino oder Cherubini (Anc.).

[2] Zum Essen und Aufenthalt.

Digitized by Google

wird das Bad leer, höchstens daß man dann noch zur bloßen Erholung[1] hingeht. Was früher[2] kommt — wir trafen Leute, die schon wieder nach einem Aufenthalt von einem Monat gingen — oder im Oktober, gehört zu den Seltenheiten.

Ein Haus zeichnet sich vor den andern durch seine Pracht aus. Das gehört dem Herrn von Buonvisi und ist wirklich sehr schön; es heißt der Palast. Im Speisesaal springt ein hübscher, lebhafter Brunnen, daselbst sind auch noch andere Bequemlichkeiten zu bemerken. Es wurde mir angeboten, oder wenigstens eine Flucht von vier Zimmern, die ich brauchte, doch hätte ich auch das Ganze haben können. Die vier Zimmer, die wie oben angegeben möbliert waren, hätte ich für zwanzig hiesige Taler auf zwei Wochen bekommen, ich wollte aber nur einen Taler für den Tag geben. In Anbetracht der frühen Zeit und des wechselnden Preises brauchte unser Wirt unsere Vereinbarung nur für den Monat Mai gelten zu lassen. Wenn ich länger dableibe, werde ich mich von neuem verständigen müssen.

Es gibt hier Gelegenheit zur Badekur und zur Trinkkur. Das Bad ist bedeckt, gewölbt und ziemlich dunkel, halb so breit wie mein Saal in Montaigne. Auch eine Auslaufvorrichtung ist vorhanden, eine sogenannte doccia;[3] sie besteht aus Röhren, unter die man sich stellt und aus denen dann unaufhörlich heißes Wasser auf die verschiedenen Körperteile, zumal auf den Kopf sprudelt und die betreffende Stelle gehörig bearbeitet. Das Wasser läuft in einer Holz-

[1] Ohne Benützung der Bäder.
[2] Als Mai.
[3] Dusche.

rinne, wie sie die Wäscherinnen kennen, ab. Die Frauen benützen ein anderes Bad, das ebenso überwölbt und dunkel ist. Es wird von einer Quelle gespeist, von der man auch zum Trinken schöpft; sie liegt sehr unbequem in einer Vertiefung, zu der man einige Stufen hinabsteigen muß.

Montag, den 8. Mai, nahm ich mit großem Widerstreben Kassia ein, das mir mein Wirt — nicht mit der Liebenswürdigkeit des Apothekers in Rom — anbot. Zwei Stunden darauf aß ich zu Mittag, konnte aber die Mahlzeit nicht beenden; das Mittel wirkte und ich mußte von mir geben, was ich zu mir genommen hatte, und auch nachher noch übergab ich mich öfter. Ich hatte drei- oder viermal Stuhlgang unter großen Bauchschmerzen: die Blähungen, die die Ursache waren, quälten mich fast vierundzwanzig Stunden lang, und ich nahm mir vor, von diesem Mittel nichts mehr zu nehmen. Ein Kolikanfall ist mir noch lieber als durch dieses Kassia meinen Magen derart zu rebellieren, meinen Geschmack zu verderben und mein ganzes Wohlbefinden aufs Spiel zu setzen. Ich war in bestem Gesundheitszustand hierher gekommen, derart, daß ich an jenem Sonntag nach dem Abendessen — meine einzige Mahlzeit an jenem Tage — in bester Laune noch das Bad Corsena aufgesucht hatte, das eine gute halbe Meile von hier entfernt liegt, jenseits desselben Berges, den man also hinauf und wieder hinunter muß; die Höhe ist ungefähr dieselbe wie in Lucca.

Dies andere Bad hat einen größeren Ruf als Bad wie als doccia. Ärzte und Publikum pflegen das unsrige nur zur Trinkkur zu benutzen, und jenes soll auch viel früher bekannt geworden sein. Daß diese

Digitized by Google

Bekanntschaft bis in die Zeiten der Römer hinaufreicht, verrät weder hier noch dort eine Spur. Die drei oder vier Bäder, die sich dort befinden, sind alle überwölbt; durch ein Loch im Scheitel fällt etwas Licht herein; trotzdem sind sie dunkel und unbehaglich.

Zwei- bis dreihundert Schritt höher auf dem Berge, der nach dem heiligen Johannes heißt, ist noch eine andere warme Quelle und es sind hier drei überdeckte Bäder eingerichtet worden; kein Haus ist in der Nähe, und das einzige, was man bekommen kann, ist eine Matratze, um ein paar Stunden auszuruhen.

In Corsena wird fast gar nicht getrunken. Überhaupt wird die Wirkung des Wassers sehr spezialisiert. Die eine Quelle erfrischt, die andere erhitzt, die eine ist für diese Krankheit gut, die andere für jene, und bei jeder gibt es tausend Wunder, in Summa aber gibt es keine Krankheit, die hier nicht ihre Heilung fände. Eine schöne Wohnung mit mehreren Zimmern und etwa zwanzig andere von weit geringerem Wert sind hier vorhanden. Die Bequemlichkeit, die in ihnen geboten wird, läßt sich nicht mit der unsrigen[1] vergleichen, ebensowenig die Aussicht, obwohl man hier unseren Fluß vor Füßen hat und der Blick weiter in ein Tal dringt. Dabei ist hier alles viel teuerer. Es gibt Leute, die in der Villa trinken und dann hier baden. Vorderhand hat Corsena den größeren Ruhm.

Dienstag, den 9. Mai 1581, war ich ganz früh vor Sonnenaufgang am Sprudel unserer heißen Quelle und trank sofort sieben Gläser, die dreieinhalb

[1] In der Villa.

Digitized by Google

Pfund fassen: sie berechnen so das Maß. Ich glaube, das wären ungefähr zwölf Pfund unseres Quartgefäßes. Das Wasser ist mäßig heiß wie in Aigues-Caudes oder Barbotan; es besitzt weniger Geschmack als jedes andere, das ich getrunken habe. Ich hatte keinen anderen Eindruck, als daß es warm und ziemlich mild sei. Für diesen Tag blieb es ohne Wirkung und obwohl ich erst fünf Stunden später zu Tisch ging, hatte ich nicht einen Tropfen davon abgegeben. Es wurde mir gesagt, ich hätte zu wenig genommen; denn hier wird gleich eine Flasche voll verordnet, das sind zwei Becher oder acht Pfund oder sechzehn bis siebzehn meiner Gläser. Ich selbst meine, daß mich die Medizin ganz entleert hatte und daß das Wasser die Rolle der Nahrung in dem Körper übernahm.

Am gleichen Tag erhielt ich den Besuch eines bolognesischen Edelmannes, Obersten über zwölfhundert Fußsoldaten, der im Dienst der Signoria vier Meilen vom Bad in Garnison lag.[1] Er machte mir ein paar Geschenke und blieb ungefähr zwei Stunden bei mir; auch trug er meinem Wirt und anderen Leuten am Platz auf, mir nach Kräften gefällig zu sein. Die genannte Signoria hat zur Regel, fremde Offiziere anzustellen; sie verteilt ihre Truppen auf die Dörfer im Verhältnis zur Größe und zur Gegend; von den Obersten, die diese Abteilungen befehlen, hat der eine größere, der andere geringere Bedeutung. Die Obersten werden bezahlt, die Kapitäne, die aus den Eingeborenen genommen werden, nur im Kriege — sie befehligen besondere Kom-

[1] In Borgo, s. u.

Digitized by Google

pagnien im Bedürfnisfall. Mein Oberst bekam einen monatlichen Sold von sechzehn Talern und hat nichts zu tun als sich bereit zu halten.

Sie leben hier strenger als bei uns zu Hause und bleiben vor allem vor dem Trinken völlig nüchtern. Ich fand mich hier besser untergebracht als in jedem anderen Bad, es sei denn Banières. Die landschaftliche Schönheit ist auch in Banières sehr groß, sonst aber kann sich kein Ort mit Lucca darin messen. In Baden übertreffen die Badestätten alle Nebenbuhler weit an Pracht und Bequemlichkeit, überhaupt läßt sich Baden in jeder Beziehung mit Lucca vergleichen, bis auf eben die herrliche Aussicht.

Am Mittwoch trank ich frühzeitig abermals von dem Brunnen, in großer Unruhe über die geringe Wirkung, die ich am vorhergehenden Tage verspürt hatte. Denn wenn ich auch unmittelbar danach Stuhlgang gehabt hatte, so hatte ich ihn doch der Medizin vom Tag vorher zugeschrieben und ich hatte keinen Tropfen von mir gegeben, der mit dem getrunkenen Wasser etwas zu tun hatte. Am Mittwoch nun nahm ich sieben aufs Pfund abgemessene Gläser, also mindestens das Doppelte vom Tag vorher und ich glaube, daß ich noch nie so viel auf einmal getrunken habe.

Ich verspürte darauf ein starkes Bedürfnis zu schwitzen, dem ich aber nicht nachgab, da ich oft hatte sagen hören, das sei nicht die Wirkung, die für mich notwendig sei. Ich blieb wie am ersten Tag auf meinem Zimmer, bald umhergehend, bald mich ausruhend. Das Wasser ging meist auf dem hinteren Weg ab und verursachte nur ein paar dünne, helle Stuhlgänge, weiter nichts. Ich bin der

Digitized by Google

Meinung, daß ich übel daran getan hatte, mich durch dies Kassia zu purgieren: das Wasser fand den Weg nach hinten geebnet und vorgezeichnet und folgte ihm auch, während das Gegenteil mir wegen meiner Nieren lieber gewesen wäre. Überhaupt bin ich der Meinung, daß ich in Zukunft, wenn ich an einem neuen Ort die ersten Bäder zu nehmen habe, mich nur durch Fasten am Tag vorher darauf vorbereiten darf.

Ich glaube auch, daß das Wasser hier überhaupt sanft in seiner Wirkung ist: Neulinge und zarte Personen werden sich hier wohl fühlen. Es wird genommen zur Erfrischung der Leber und um die Gesichtsröte zu vertreiben, was ich für eine sehr tugendhafte Dame in Frankreich ganz besonders bemerken will.[1] Das Wasser vom St. Johannesberg wird besonders zu Schminken verwandt, da es außerordentlich ölig ist. Ich sah, daß es fäßchenweise nach dem Ausland verladen wurde und das, von dem ich trank, wurde noch mehr als Trinkwasser auf einer Menge Eseln und Maultieren nach Reggio, Modena, der Lombardei transportiert.

Verschiedene nehmen das Wasser hier im Bett, und ihre hauptsächlichste Sorge ist, Magen und Füße warm zu halten und sich nicht zu bewegen. Die Umwohner kommen drei bis vier Meilen weit her, um es zu holen. Als Beweis, daß es nicht stark abführt, dient die Tatsache, daß aus einem Bad in der Nähe von Pistoja Wasser von scharfem Geschmack, das an der Quelle recht heiß ist, herbeigeschafft und von den Apothekern gehalten wird, um vor dem hiesigen getrunken zu werden und diesem den Weg zu öffnen.

[1] Jedenfalls seine Frau.

Digitized by Google

Am zweiten Tag gab ich helles Wasser von mir ab, das eine etwas andere Farbe als gewöhnlich zeigte, und schied eine Menge Sand aus; aber daran war das Kassia schuld, denn ich schied es gerade an diesem Tage besonders stark aus.

Ich hörte von einem Vorfall, der der Erwähnung wert ist. Ein Mann aus dem Ort, ein Soldat namens Giuseppe, der auf einer Sträflingsgaleere der Genueser befehligte — er lebt noch und ich sah mehrere seiner nächsten Angehörigen — wurde im Krieg von den Türken gefangen genommen. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, wurde er selbst Türke (das gleiche ist, und gerade bei noch lebenden Leuten aus der Nachbarschaft, noch öfter passiert), ließ sich beschneiden und verheiratete sich. Auf einem Streifzug an der Küste hier geriet er mit noch einigen Türken so weit ins Innere, daß er vom Volk umzingelt wurde. Er verfiel darauf, zu versichern, er habe sich absichtlich in ihre Hände gegeben, und er sei Christ; ein paar Tage später in Freiheit gesetzt, kam er hierher, und geht auf das Haus zu, das mir gegenüber liegt: er tritt ein, seine Mutter ist darin. Sie fragt ihn rauh, wer er sei, was er wolle — er hatte noch seine Matrosenkleider an und sah ganz fremdländisch aus. Schließlich gibt er sich zu erkennen und umarmt seine Mutter nach zehn oder zwölf Jahren wieder. Sie stieß einen Schrei aus, fiel ohnmächtig hin und blieb bis zum nächsten Tag zur Verzweiflung der Ärzte bewußtlos. Zuletzt kam sie wieder zu sich, lebte aber nicht mehr lang, und jeder glaubte, daß diese Überraschung sie ins Leben getroffen hatte. Unser Giuseppe wurde von allen gefeiert, die Kirche ließ ihn seinen Irrtum abschwören

Digitized by Google

und der Bischof von Lucca reichte ihm das Sakrament: das und anderes mehr war nichts als Betrug. Er war in seinem Herzen Türke und um wieder zu ihnen zu gelangen, schlich er sich von hier fort, ging nach Venedig und traf wieder mit den Türken zusammen. Aber unterwegs fiel er in unsere Hände zurück und da er ein Mann von ungewöhnlicher Stärke und ein im Seewesen sehr bewanderter Soldat ist, haben ihn die Genuesen weiter behalten, um seine Dienste zu benützen — freilich ist er wohl verwahrt und gefesselt.

Das ganze Volk hier liefert überhaupt eine Menge Soldaten. Sie stehen alle auf den Listen der Signoria. Die Obersten[1] haben weiter keinen Dienst, als sie oft exerzieren, schießen und fechten zu lassen u. a. Die Soldaten bekommen keinen Sold, dafür dürfen sie Waffen, Harnische, Hakenbüchsen, und was ihnen sonst gefällt, tragen. Ferner sind sie für Schulden nicht mit ihrer Person haftbar und im Krieg empfangen sie Sold. Aus ihren Reihen werden auch die Hauptleute, Fähnriche und Weibel genommen. Nur der Oberst muß ein Fremder sein und er erhält Sold. Der Oberst in Borgo, der mich am Tag vorher besuchte, übersandte mir von dem genannten Ort, der vier Meilen vom Bad entfernt liegt, durch einen Mann sechzehn Zitronen und sechzehn Artischocken.

Die Milde des Wassers hier zeigt sich auch in der Leichtigkeit, mit der es ins Blut übergeht: es nimmt schnell eine andere Farbe an, wird rasch verdaut und verursacht nicht beim Urindrang die Stiche wie die übrigen Wässer: ich stellte das an mir und zugleich an anderen fest.

[1] Soll wahrscheinlich die Hauptleute heißen. S. o.

Digitized by Google

Obwohl ich hübsch und sehr bequem wohnte, meiner Wohnung in Rom zum Neid, so hatte ich doch weder bewegliche Läden, noch einen Kamin, noch Glasscheiben in meinem Zimmer. Letzteres beweist, daß in Italien die Stürme nicht so häufig sind wie bei uns, wo es undenkbar wäre, in fast allen Häusern wie hier nur Holzfenster zu haben. Aber abgesehen von diesen Dingen schlief ich nicht übel. Ihre Betten sind kleine abscheuliche Gerüste, auf die, der Breite und Länge entsprechend, ein paar Betten geworfen sind, darüber ein Strohsack, eine Matratze und damit schläft man recht gut, wenn man gar noch ein Himmelbett hat. Um zu verhüten, daß Gerüst und Bretter nicht zum Vorschein kommen, gibt es hierzulande drei Mittel: ein paar Streifen Stoff aus demselben Zeug, woraus der Himmel besteht — so wars in Rom; oder der Himmel muß lang genug sein und bis zur Erde herabhängen, um alles zu verdecken — das ist das beste; oder die Decke, die an den Ecken mit Knöpfen befestigt wird, hängt bis zur Erde nieder; sie sei aus ganz leichtem Stoff, etwa weißem Barchent und berge eine andere Decke zum Wärmen unter sich. Wenigstens war das bei meiner ganzen Gesellschaft der Fall und ich brauchte nur Bettstellen herrichten zu lassen. Man ist in einem solchen Bett wirklich gut aufgehoben und außerdem, es hält die Wanzen ab.

Am gleichen Tag nahm ich nach Tisch ein Bad, ganz gegen die hier gültige Regel, derzufolge eines das andere hindert: man soll nicht hintereinander trinken und baden. Die Leute hier trinken acht Tage, dann baden sie dreißig; für das eine ist die Villa da, für das andere Corsena. Das Bad ist

Digitized by Google

sehr mild und angenehm. Ich blieb eine halbe Stunde darin und es griff mich nicht weiter an, als daß ich ein wenig schwitzte, gerade zur Zeit des Abendessens. Ich verließ das Bad, legte mich in mein Bett und aß nichts als einen gezuckerten Zitronensalat. Ich trank dabei gar nichts, überhaupt hatte ich an diesem Tage noch nicht ein Pfund Wasser zu mir genommen, und wenn ich alles bis zum nächsten Morgen gezählt hätte, so wäre herausgekommen, daß ich durch das Mittel das getrunkene Wasser fast ganz wieder ausgeschieden hatte. Es ist eine abgeschmackte Sitte zu zählen, wieviel man pißt. Ich befand mich nicht schlecht, sondern war im Gegenteil wie sonst in Bädern fröhlich aufgelegt, obwohl ich mit großer Verlegenheit wahrnahm, daß ich mein Wasser nicht abschlagen konnte. Von ungefähr war mir das auch schon anderswo passiert; hier aber wird daraus ein Ereignis auf Leben und Tod gemacht und gleich am ersten Tag wird einem, wenn nicht mindestens zwei Drittel wieder abgehen, dringend geraten, mit dem Trinken aufzuhören oder Medizin zu nehmen. Wenn ich das Wasser hier richtig beurteile, so nützt es weder viel noch schadet es viel. Es besteht aus nichts als Lauheit und Milde und es ist zu befürchten, daß es die Nieren mehr aufregt als reinigt. Ich halte dafür, daß ich heißeres und abtreibenderes Wasser brauche.

Am Donnerstag morgen trank ich wiederum fünf Pfund und fürchtete darauf, sie würden mir schlecht bekommen und nicht abgehen. Die Wirkung bestand in einem Stuhlgang, aber sehr geringem Drang zum Urinlassen. Am selben Morgen schrieb ich an Herrn Ossat einen Brief, als mich plötzlich

Digitized by Google

die Erinnerung an den Herrn de la Boëtie so heftig überfiel, daß ich mich gar nicht von ihr losreißen konnte und schwer unter ihr litt.[1]

Der Boden des Wassers und die Röhre, durch die es läuft, sind ganz rot und rostig; das, verbunden mit seiner Schalheit, läßt mich vermuten, daß es viel Eisen enthält und verstopft. An diesem Donnerstag gab ich während der fünf Stunden, die ich bis zum Mittagessen wartete, nur den fünften Teil des getrunkenen Wassers wieder ab.

Was doch die Medizin für eine nichtige Sache ist! Ich sagte oben gelegentlich, daß es mir leid tue, soviel purgiert zu haben und daß infolgedessen das Wasser zu viel Platz fand, sich in Nahrung umsetzte und verstopfte. Nun finde ich in dem gedruckten Badeführer eines Arztes Donati den Rat, weniger mittags als abends zu essen, und ich glaube auch, daß meine Vermutung damit übereinstimmt. Sein Kollege Franciotti aber behauptet das Gegenteil, hier und in anderen Sachen.[2]

An diesem Tage fühlte ich eine gewisse Schwere der Nieren und ich fürchtete, daß sie vom Wasser verschuldet sei, das in ihnen stehen bleibe; als ich aber alles zusammenzählte, was ich in vierundzwanzig Stunden von mir gab, kam ich ungefähr auf meine Rechnung, abgesehen von dem wenigen was ich bei den Mahlzeiten trank.

Am Freitag trank ich nichts und nahm statt dessen am Morgen ein Bad, wobei ich mir den Kopf wusch, was wider gegen die allgemeine Ansicht verstieß.

[1] Estienne de la Boëtie, der 1563 im Alter von 34 Jahren starb, ist jedem Leser der „Essais" vertraut. Montaigne war mit ihm durch eine einzigartige Freundschaft verbunden gewesen.

[2] Anc. gibt die Titel beider Werke.

Digitized by Google

Es ist sehr gebräuchlich, dem Wasser eine Droge beizumischen, Kandiszucker oder Manna oder eine noch stärkere Medizin: das wird dem ersten Glas Wasser beigesetzt, das meist der Quelle del Testuccio entstammen soll. Ich versuchte es: es war schmutzig. Ich habe einigen Verdacht, daß die Apotheker, statt es bei Pistoja holen zu lassen, woher es kommen soll, irgendein gewöhnliches Wasser verfälschen, denn sein Geschmack war, abgesehen von dem Schwefel, ganz merkwürdig. Vor dem Trinken wird es wieder erwärmt, und dann nimmt man ein, zwei oder drei Glas davon. Ich habe zugesehen, wie es ohne jede Wirkung blieb. Andere wieder setzten dem ersten oder zweiten oder den weiteren Gläsern Salz zu. Es gilt für äußerst gefährlich, danach zu schwitzen und zu schlafen. Ich verspürte einen großen Drang nach Schweiß.

Wir wollen jetzt ein wenig jene andere Sprache sprechen, um so mehr, als ich in den Gegenden bin, wo man wohl das reinste Toskanisch hört, besonders bei den Bewohnern, die es nicht durch den Verkehr mit den Nachbarn verändert und entstellt haben.[1]

Samstag morgen sehr früh trank ich Wasser von Barnabas. Das ist eine der Quellen dieses Berges: es ist nur wunderbar, wie viele er aufzuweisen hat, warme wie kalte. Er ist nicht sehr hoch und hat ungefähr einen Umfang von drei Meilen. Man trinkt

[1] D. h. von jetzt ab schreibt Montaigne bis kurz vor Ende des Buches seine Aufzeichnungen italienisch nieder. L. bemerkt hierzu: Man kann bedauern, daß M., um sich im Italienischen zu üben, einen Teil des Tagebuches in dieser Sprache geschrieben hat; er war dadurch auf einen beschränkten Wortschatz angewiesen und im Ausdruck seines Gedankens behindert. Vgl. Einl.

Digitized by Google

nur von unserer Hauptquelle und von jener anderen, die man erst seit wenigen Jahren gebraucht. Ein Aussätziger, namens Barnabas, der zum Trinken und Baden alle anderen Quellen versucht hatte, machte, schon aufgegeben, mit dieser einen Versuch und genas. Seit damals ist sie zu Ansehen gekommen. Kein Haus ringsum, nur eine kleine Überdachung und Steinbänke um die Fassung der Quelle: obwohl aus Eisen und erst seit kurzem hergestellt, ist diese unten fast ganz ausgefressen. Man sagt, die Kraft des Wassers zehrt sie auf, und das ist sehr wahrscheinlich. Dieses Wasser ist ein klein wenig wärmer als das andere und nach der allgemeinen Meinung schwerer und heftiger wirkend. Es hat ein wenig mehr Schwefelgeruch, aber immerhin wenig: wenn es irgendwo hintropft, bleicht es und die Stelle wird wie bei unserem hier, aschfarben, aber nur wenig. Die Quelle ist um ein geringes weniger als eine Meile von meiner Wohnung entfernt und man muß um den Fuß des Berges herumgehen, um zu ihr zu gelangen. Sie liegt viel niederer als die übrigen heißen Quellen; sie ist ungefähr eine bis zwei Lanzenlängen vom Fluß entfernt.

Ich trank davon fünf Pfund etwas widerwillig, da ich mich an diesem Morgen nicht recht wohlfühlte. Am Tage vorher hatte ich einen großen Spaziergang von ungefähr drei Meilen gemacht, in der Hitze nach Tisch und nachher noch einmal nach dem Abendessen. Ich wurde ein wenig besser aufgelegt, als ich die Wirkung dieser Quelle spürte; nach einer halben Stunde begann ich es schon wieder abzugeben. Ich machte einen großen Umweg von ungefähr zwei Meilen, um nach Hause zu gehen. Ich weiß nicht, ob diese ungewöhnliche Anstrengung mir Hilfe brachte,

Digitized by Google

denn an den übrigen Tagen begab ich mich sofort nach Haus zurück, aus Furcht, mich in der Morgenluft zu erkälten; und die Häuser sind keine dreißig Schritte von der Quelle. Das erste Wasser, das ich abschlug, hatte seine gewöhnliche Farbe und war mit viel Sand vermischt; das übrige weiß und hart — unendliche Blähungen. Beim dritten Pfund, das ich abschlug, begann es irgendwie eine rötliche Färbung anzunehmen - Bis Tisch hatte ich mehr als die Hälfte abgegeben.

In der ganzen Umgebung des Berges stieß ich auf eine Menge heißer Sprudel. Die Bauern erzählen außerdem, daß an anderen gewissen Stellen im Winter ein Rauch aufsteige; ein Beweis, daß es noch mehrere gibt. Mir kamen sie alle ungefähr gleich warm vor: ohne Geruch, ohne Geschmack, ohne Dampf im Vergleich zu unseren. In Corsena sah ich eine Stelle, die viel tiefer als die Bäder lag, an der eine Unmenge Duschen eingerichtet waren — sie schienen mir viel bequemer als die anderen. Es sollen acht bis zehn Quellen sein und an jeder Fassung steht der Name: die Wohlschmeckende, die Milde, die Verliebte, die Krone, die Verzweifelte usw., womit ihre Wirkung bezeichnet werden soll. In Wahrheit sind einige Leitungen heißer als die anderen.

Auf den nächstliegenden Bergen wächst fast überall Getreide und Wein, während sie vor fünfzig Jahren noch voll Wald und Kastanienpflanzungen standen. Einige der Berge, die man sieht, sind kahl und es liegt Schnee auf ihrem Gipfel, aber sie sind ganz in der Ferne. Das Volk ißt „Waldbrot"; so heißt sprichwörtlich das Brot aus Kastanienmehl, welches hier hauptsächlich die Ernte ausmacht. Es ist geradeso

Digitized by Google

wie in Frankreich das Gewürzbrot. Niemals habe ich soviel Kröten und Schlangen gesehen. Aus Furcht vor den Schlangen wagen die Kinder oft nicht Erdbeeren zu pflücken, die unter den Büschen in Fülle stehen.

Um die Winde zu vertreiben, nehmen viele bei jedem Glas Wasser drei bis vier Körner eingemachten Korianders. Am 11. Mai, dem Pfingstsonntag, trank ich von der Barnabasquelle fünf Pfund oder noch mehr, denn mein Glas hielt mehr als ein Pfund. (Alle vier Hauptfeste des Jahres heißen hier Pascua.[1]) Das vierte Mal schied ich viel Sand aus, und in weniger als zwei Stunden hatte ich mehr als zwei Drittel des Wassers wieder abgeschlagen; um so eher, als ich es mit dem Drang nach Urinieren und wie früher mit Appetit getrunken hatte. Es machte die Bahn glatt und ich entlud mich ordentlich nach dieser Seite. — Das italienische Pfund faßt nur 12 Unzen.[2]

Man lebt hier recht billig. Das Pfund Kalbfleisch, das sehr gut und zart ist, kostet ungefähr drei französische Sous. Forellen sind zahlreich da, aber klein. Für Sonnenschirme, die hier jedermann trägt, gibt es gute Handwerker. Die Landschaft ist gebirgig und die wenigsten Wege sind eben. Gleichwohl sind sehr viele angenehm zu gehen und meist, bis zu den Gebirgswegen, gepflastert.

Nach Tisch[3] gab ich den Bäuerinnen einen Ball und ich tanzte selbst mit, um nicht als hochmütig zu gelten. An verschiedenen Orten, z. B. in ganz

[1] Ostern, Himmelfahrtsfest, Pfingsten, Weihnachten. Jedes mit einem unterscheidenden Beinamen.

[2] Das französische 16.

[3] Am Pfingstsonntag.

Digitized by Google

Toskana und Urbino, verbeugen sich die Damen nach französischer Art mit den Knien.

Vor der Fassung der Quelle der Villa steht ein viereckiger Marmorblock, der an den Kalenden des Mai[1] genau vor 110 Jahren hingesetzt worden war. Darauf sind die Vorzüge der Quelle verzeichnet. Ich lasse diese Inschrift weg, denn sie findet sich in vielen gedruckten Büchern, wenn von den Bädern in Lucca die Rede ist. In allen Bädern findet man eine Menge kleiner Uhren zum allgemeinen Nutzen. Auf meinem Tisch standen immer zwei,[2] die man mir geliehen hatte. An diesem Abend aß ich nichts als drei in Butter und Zucker geröstete Schnitten Brot, und trank überhaupt nichts.

Am Montag kehrte ich, in der Annahme, daß durch dies Wasser die Wege hinreichend geöffnet worden seien, zur gewöhnlichen Quelle zurück und trank fünf Pfund. Sie brachten mich nicht zum Schwitzen wie sonst. Bei der ersten Entleerung war Sand untergemischt, der aber eher zerbrochenen Stücken glich. Im Vergleich zur Barnabasquelle kam mir das Wasser hier kalt vor, wobei jenes noch recht mäßig warm und weit davon entfernt ist, die Wärme des Wassers in Plombières oder — gewöhnlich — das in Bagnières zu erreichen. Es hatte nach beiden Seiten[3] gute Wirkungen, und ich hatte recht getan, den Ärzten nicht zu glauben, die Aufgabe der Kur verlangten, wenn sie nicht vom ersten Tag an gelang.

---

[1] 1. Mai.
[2] Wohl Sanduhren.
[3] Der Verdauung.

Digitized by Google

Dienstag den 16. Mai unterbrach ich — wie es hier Brauch ist, und er gefällt mir — das Trinken und blieb über eine Stunde im Bad, unter dem Sprudel, weil mir an den anderen Stellen das Wasser zu kalt scheint. Da ich aber die Blähungen fortwährend im Unterleib und in den Eingeweiden (ohne weitere Schmerzen) spürte, im Magen dagegen fast keine, so schrieb ich dem Wasser den Grund zu und verließ es. Dies Bad gefiel mir sehr: so sehr, daß ich am liebsten darin eingeschlafen wäre. Es brachte mich nicht zum Schwitzen, aber regte zum Gehen an. Ich trocknete mich ordentlich ab und blieb eine Weile im Bett.

Jeden Monat hält man Truppenschau über die Soldaten jedes Bezirkes. Der Oberst, unser Mann, der mich mit Höflichkeiten überschüttete, hielt die seinige ab. Es waren 200 Soldaten, Pikenträger und Büchsenschützen. Er ließ sie kämpfen. Sie sind für Bauern sehr gut einexerziert. Aber das ist seine Hauptaufgabe, sie in Zucht halten und sie die militärische Disziplin lehren.

Das ganze Volk teilt sich in die französische und die spanische Partei und in diesem Streit entstehen fortwährend ernste Wortwechsel. Sie machen daraus öffentliche Kundgebungen. Die Frauen und Männer unserer Partei tragen Blumensträuße, Mütze, Haartuffs oder ähnliches[1] auf der rechten Seite, die Spanier auf der anderen.

Diese Bauern und ihre Frauen sind wie Edelleute angezogen. Man sieht keine Bäuerin, die nicht weiße Tanzschuhe trägt, feine Strümpfe und eine Schürze

[1] Z. B. den Helmbusch.

Digitized by Google

aus gefärbter Seide: und sie tanzen sehr gut, machen Sprünge und Figuren im Tanz.

Wenn man von dem „Fürst" in dieser Herrschaft spricht, so versteht man den Rat der Hundertzwanzig darunter. Der Oberst kann ohne die Erlaubnis des Fürsten nicht heiraten, und er erlangt sie nur mit großer Schwierigkeit; denn man will nicht, daß er sich Freunde und Verwandte im Lande macht; er kann auch keinen Besitz erwerben. Kein Soldat verläßt sein Land ohne Erlaubnis, und dabei gibt es viele, die aus Armut hier in den Bergen betteln; von ihrem Erwerb kaufen sie sich dann ihre Waffen.

Mittwoch war ich im Bad und blieb dort über eine Stunde; ich schwitzte ein wenig und badete mir den Kopf. Man sieht hier, daß die deutsche Sitte, die Kleider und alles im Winter am Ofen zu wärmen, sehr angenehm ist. Denn unser Bademeister wärmte, indem er ein wenig Feuer unter ein focone hielt (der focone ist das, was wir ein Becken nennen) und dabei den Schnabel der Pfanne mit einem Ziegelstein hob, um die nötige Luft zu erhalten, die Kleider sofort und sehr gut, viel bequemer als wir es an unseren Feuern können.

Man nennt hier bambe die kleinen Mädchen und die jungen Mädchen im Heiratsalter und putti die Knaben bis zur Zeit des ersten Bartes.

Donnerstag hatte ich Eile und nahm mein Bad noch früher; ich schwitzte ein wenig und badete mir den Kopf unter dem Sprudel. Ich fühlte meine Kräfte danach ein wenig mitgenommen, eine Schwere in den Nieren und wie nach dem Trinken ging Gries und viel Schleim ab. Es schien mir, als ob das Wasser beim Bad dieselbe Wirkung habe wie beim Trinken.

Digitized by Google

Ich fuhr Freitag fort. Jeden Tag verkaufte man unendliche Ladungen dieses Wassers und des anderen von Corsena nach verschiedenen Teilen Italiens. Es schien mir, als ob die Bäder meine Gesichtshaut heller machten. Die Winde machten mir immer noch in der Gegend des Schamberges zu schaffen, ohne weitere Schmerzen. Daher zeigte mein Urin viel Schaum und Blasen, die lange blieben, ohne zu vergehen. Manchmal, doch ganz selten, kamen schwarze Fäden hinzu. Meist war der Urin trübe und voll stofflicher Bestandteile. Auf der Oberfläche schwamm irgendeine fette Schicht.

Die italienische Nation kennt nicht unsere Gewohnheit, viel Fleisch zu essen. Man verkauft nur gewöhnliches Fleisch. Von den anderen Sorten wissen sie kaum den Preis. Ein Häschen — sehr schön und in dieser Jahreszeit — wurde mir beim ersten Wort für ungefähr sechs unserer Sous verkauft. Man jagt sie nicht und holt sie nicht, denn niemand kauft sie.

Da es Samstag trübes Wetter war und ein solcher Wind ging, daß man den Mangel an Fensterrahmen und Scheiben empfand, verhielt ich mich ruhig, ohne zu baden und zu trinken. Ich sah eine große Wirkung des Wassers darin, daß mein Bruder,[1] der niemals bei sich etwas von Gries bemerkt hatte, weder im allgemeinen noch in anderen Bädern, trotzdem hier sehr viel hatte.

Montag früh badete ich, jedoch den Kopf nicht. Nach Tisch gab ich einen Ball mit öffentlichen Preisen, wie man es gewöhnlich hier im Bade tut, und ich wollte damit die Saison dieses Jahres eröffnen.

[1] Der Herr von Matecoulon.

Digitized by Google

Fünf oder sechs Tage vorher ließ ich das Fest an allen Nachbarorten bekannt geben. Am Abend vorher ließ ich alle Edelleute und Damen, die sich im einen oder anderen Bad aufhielten, besonders einladen. Ich ließ sie zum Ball und darauffolgenden Souper bitten.

Ich schickte nach Lucca, um die Preise besorgen zu lassen. Es ist Sitte, daß man mehrere verteilt, damit es nicht aussieht, als ob man unter allen Frauen eine einzige wähle; damit wird Neid und Verdacht vermieden. Es gibt immer acht bis zehn für die Frauen; für die Männer zwei bis drei. Viele Frauen baten mich, sie nicht zu vergessen, die eine für sich, die andere für ihre Nichte, die dritte für die Tochter. An den vorhergehenden Tagen ließ mir Messer Giovanni da Vincenzo Saminiati, mein guter Freund, aus Lucca bringen, um was ich ihn schriftlich gebeten hatte: einen Gürtel aus Leder und eine Mütze aus schwarzem Tuch für die Männer. Für die Frauen zwei Schürzen aus Seide, die eine grün, die andere violett (denn ich muß bemerken, daß immer einige feinere Preise da sind, für die eine oder andere, die man begünstigen will), zwei Schürzen aus Stramin, vier Schachteln Nadeln, vier Paar Tanzschuhe (wovon ich aber ein Paar einem jungen, schönen Mädchen außerhalb des Balles schenkte), ein Paar Pantoffel (die ich mit einem Paar der Tanzschuhe zusammenband und so aus diesen zwei einen Preis machte); drei Hauben und drei Haarflechten, die drei Preise ausmachten; ferner vier kleine Halsketten. Es waren neunzehn Preise für die Frauen. Das Ganze kam auf sechs Taler oder ein wenig mehr. Ich hatte fünf Pfeifer. Ich gab ihnen den ganzen Tag zu

Digitized by Google

essen und einen Taler für sie alle: was für mich sehr vorteilhaft war, denn sie machen es sonst nicht so billig. Diese Preise werden an einem bestimmten großen Ring, der in seiner ganzen Ausdehnung reich geschmückt ist, ausgehängt und jedermann zur Schau ausgestellt.

Wir selbst begannen den Ball mit den Nachbarinnen auf dem Platz und ich fürchtete zuerst, daß man uns allein lasse. In kurzer Zeit kam aber von allen Seiten viel Gesellschaft und besonders mehrere Edelleute und Damen der erwähnten Signoria, die ich empfing und so gut ich konnte, unterhielt. Soviel kann ich sagen: anscheinend waren sie zufriedengestellt. Da es ein wenig heiß war, gingen wir in den Saal des Palazzos Buonvisi, der sehr angenehm war.

Um 22 Uhr, als der Tag zu Ende ging, wandte ich mich an die vornehmen Edeldamen und sagte, ich hätte nicht genug Geist und Kühnheit, um über soviel Schönheit, Grazie und feinen Anstand, die ich bei all den jungen Frauen sähe, zu richten und bat sie, die Aufgabe selbst zu übernehmen und jede nach ihren Verdiensten zu belohnen. Wir ergingen uns in einigen Weitschweifigkeiten, da die Damen mein Anerbieten zurückwiesen, in dem sie einen Beweis zu großer Höflichkeit sahen. Zuletzt machte ich das Zugeständnis, daß ich meinerseits, wenn es ihnen gefiele, mich mit in ihrer Beratung zu haben, meine Ansicht sagen wolle. Wirklich suchte ich bald diese, bald jene aus: wobei ich nicht verfehlte, meine besondere Aufmerksamkeit auf Schönheit und Zierlichkeit zu richten, in der Meinung, daß die Anmut des Tanzes nicht nur von den Füßen abhängt, sondern noch

Digitized by Google

mehr von den Bewegungen und der Anmut der ganzen Person. Die Geschenke wurden also verteilt, die eine bekam mehr, die andere weniger, je nach ihren Vorzügen. Dabei überreichte die Dame sie den Tänzerinnen in meinem Namen und ich schob alle Verantwortung auf sie ab. Die Sache verlief sehr geordnet und regelrecht: mit der Ausnahme, daß eine Dame ihren Preis zurückwies. Sie ließ mich bitten, ihn ihr zuliebe einer andern zu geben: aber das ließ ich nicht zu. Sie war keine der Bevorvorzugtesten. Man rief eine nach der andern von ihrem Platz; darauf schritt sie auf jene Dame und mich zu, die nebeneinander saßen. Ich gab der Dame das Geschenk, das mir angemessen schien, und küßte es;[1] die Dame nahm es mir ab, gab es der jungen Frau und sagte dabei mit viel Anstand: „Hier ist der Kavalier, der Ihnen dies schöne Geschenk macht: danken Sie ihm." — „Sie sind vielmehr Ihrer Herrlichkeit dafür verpflichtet, die Sie unter so vielen anderen der Belohnung für würdig gehalten hat. Es tut mir sehr leid, daß sie so hoher Eigenschaften nicht würdiger ist", sagte ich dann je nachdem. Dann machten wir es ebenso bei den Männern. Die anderen traten mit den edlen Herren und Damen nicht in Wettbewerb, obwohl sie am Tanz teilnahmen. Es ist wirklich ein schöner und seltener Anblick für uns Franzosen, diese anmutigen, wie Damen gekleideten Bäuerinnen so gut tanzen zu sehen: und es hätte den vollen Neid unserer Edeldamen erweckt, die sehr selten in dieser Kunst wirklich hervorragen; aber sie tanzen anders.

[1] Damals Zeichen besonderer Höflichkeit.

Digitized by Google

Ich lud sie alle zum Abendessen ein, denn ein Festessen in Italien ist nichts anderes als ein sehr leichtes Mahl in Frankreich. Mehrere Stück Kalbfleisch und ein paar Hühnchen, das ist alles. Es blieben zum Essen der Oberst des Bezirks, Herr Francesco Gambarini, ein Bologneser Edelmann, der mir wie ein Bruder war, und ein französischer Edelmann, sonst niemand. Vielleicht, weil ich Divizia mit am Tische sitzen ließ. Das ist eine arme Bäuerin, die in der Nähe, ungefähr zwei Meilen vom Bad wohnt; sie und ihr Mann haben nichts anderes als die Arbeit ihrer Hände zum Leben; sie ist 37 Jahre alt, häßlich und hat einen Kropf. Sie kann weder schreiben noch lesen. Aber in ihren Kinderjahren las ein Onkel, der in ihrem Elternhaus lebte, in ihrer Gegenwart immerfort Ariost und andere Dichter, und ihr Geist erwies sich für die Dichtung so empfänglich, daß sie nicht nur in außerordentlicher Raschheit Verse macht, sondern auch noch alles mögliche hineinmischt: antike Fabeln, Namen von Göttern und Ländern, Wissenschaften, berühmte Männer, als hätte sie sich von je an den Studien genährt.[1] Sie machte mir zu Ehren eine Menge Verse. Um die Wahrheit zu sagen, so sind es nur Füße und Reime, doch trug sie elegant und ohne jedes Zögern vor.

Die Ballgesellschaft bestand aus hundert und mehr fremden Personen, obwohl die Zeit ungünstig war; denn man war bei der großen Haupternte des ganzen Jahres, bei der Seideernte, und während dieser Tage strengt sich alles, ohne Rücksicht auf ein Fest,

[1] Eines der in Italien so häufigen Improvisationstalente.

Digitized by Google

vom Morgen bis zum Abend damit an, die Blätter der Maulbeerbäume für ihre Raupen und Seidenwürmer abzupflücken, und bei dieser Arbeit sind gerade die jungen Frauen beschäftigt.

Montag morgen war ich ein wenig später im Bad, weil ich mir Haar und Bart schneiden ließ. Ich badete den Kopf und duschte ihn über eine Viertelstunde unter dem großen Sprudel.

Bei meinem Ball war unter anderen der Signor Vicario, der die Gerichtsbarkeit ausübt. So nennt man einen halbjährlichen Beamten, den die Signoria für jeden Bezirk ernennt, um über Zivilprozesse in erster Instanz zu urteilen, und bis zu einer gewissen kleinen Summe gibt es keine Berufung gegen ihn. Für die Strafprozesse ist ein anderer Beamter da. Dem ersteren gab ich zu verstehen, daß es mir vernünftig schiene, wenn die Signoria eine Verordnung erließe (was sehr leicht zu machen wäre; ich zeigte ihm die Mittel, die mir am geeignetsten schienen), damit die unendliche Zahl von Händlern, die hier Wasser verladen und nach ganz Italien versenden, sich eine Bescheinigung über die Menge des geschöpften Wassers lösen müßten. So wäre ihnen die Gelegenheit zu Betrügereien genommen. Ich erzählte ihm auch eine Erfahrung, die ich gemacht hatte:

Ein Maultiertreiber kam zu meinem Wirt, einem Privatmann, und bat ihn, ihm ein Schreiben zu geben, um zu beglaubigen, daß er vierundzwanzig Fuhren Wasser fortgefahren habe: dabei hatte er nur vier. Der Wirt weigerte sich zuerst deshalb; aber der andere fügte hinzu, er käme in vier bis sechs Tagen zurück, um die zwanzig übrigen Fuhren noch zu holen. Ich setzte hinzu, daß der Treiber nicht

Digitized by Google

wiedergekommen war. Der Signor Vicario nahm meine Mitteilung sehr wohl auf; aber er gab sich soviel Mühe wie er konnte, um den Namen des Zeugen und den des Fuhrmannes zu erfahren; er fragte sogar nach seinem Gesicht und seinen Tieren. Ich wollte aber weder das eine noch das andere verraten. Ich sagte ihm dann noch, ich wolle hier den Anfang mit der Sitte machen, die in allen berühmten Bädern Europas besteht, daß alle Personen von Stand ihr Wappen zurücklassen, als Zeichen der Verpflichtung, die sie diesen Quellen gegenüber haben. Dafür dankte er mir im Namen der Signoria sehr.

In diesen Tagen begann man an manchen Orten Heu zu machen. Dienstag blieb ich zwei Stunden im Bad und duschte mir den Kopf etwas über eine Viertelstunde.

Zu dieser Zeit kam ein Cremoneser, ein Kaufmann, der in Rom wohnt, ins Bad. Er leidet an außerordentlichen Schwächezuständen. Doch konnte er sich unterhalten und gehen und ist, wenn man ihn so sieht, sehr munteren Geistes. Sein Hauptleiden sitzt im Kopf; durch dessen Schwäche, sagt er, habe er das Gedächtnis so sehr verloren, daß er beim Essen sich nicht mehr erinnert, was man ihm auf den Tisch gesetzt hat. Wenn er von Hause fortging, um etwas zu besorgen, mußte er zehnmal zurück und fragen, wohin er gehen sollte. Er konnte kaum das Vaterunser zu Ende sagen: vom Schluß kam er hundertmal wieder zum Anfang, dachte beim Ende nicht mehr daran, daß er angefangen, beim Wiederanfangen nicht, daß er schon geendet hatte. Er war taub und blind gewesen und hatte an Zahnschmerzen gelitten. Er fühlte eine solche Hitze in den Nieren, daß er

Digitized by Google

immer um die Bauchgegend einen Bleiring trug. Er hielt schon seit mehreren Jahren gewissenhaft die Verordnungen der Ärzte ein. Und es war sehr amüsant, die verschiedenen Verordnungen der Ärzte aus den verschiedenen Teilen Italiens kennen zu lernen: sie waren so entgegengesetzt, vor allem wieder in bezug auf die Bäder und Duschen, daß von zwanzig Konsultationen nicht zwei übereinstimmten; aber sie verdammten sich gegenseitig fast alle, klagten einander des Menschenmordes an. Bei diesem Mann trug sich auch infolge der Winde, an denen er litt, etwas Außerordentliches zu: die Winde verließen seinen Körper aus den Ohren, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er fast keine Nacht schlafen konnte. Noch mehr, wenn er gähnte, fühlte er sofort aus seinen Ohren heftige Winde entweichen. Wie er erzählte, bestand sein vorzüglichstes Mittel, um sich den Bauch zu öffnen, darin, daß er vier recht große, eingemachte Korianderkörner in den Mund nahm, sie mit Speichel benetzte und etwas kaute und dann in den After brachte: die Wirkung träte sofort und in aller Stärke ein.

An ihm sah ich zuerst jene großen Hüte aus Pfauenfedern, die mit leichter Seide überzogen sind und deren hohe Form an eine große, starke Palme erinnert: darunter eine Haube aus dünnem Taffet, genau von der Größe des Kopfes, damit die Sonne nicht durchdringt; der Rand aber ist anderthalb Fuß breit als Ersatz für unsere Sonnenschirme, die zu Pferde auch wirklich lästig sind.

Weil ich es früher bereut habe, nicht mehr Details über die anderen Bäder aufgeschrieben zu haben, um mir davon bei den nächsten ein Beispiel zu nehmen, will ich mich diesmal des Näheren darüber verbreiten.

Digitized by Google

Am Mittwoch ging ich ins Bad. Ich fühlte eine viel größere Hitze im Körper und schwitzte auch mehr als gewöhnlich, ich fühlte Schwäche, Trockenheit und bitteren Geschmack im Mund und eine Art Betäubung beim Verlassen des Bades, gerade wie es mir in allen Bädern infolge der Hitze des Wassers passiert war: in Plombières, Bagnères und Preissac; in den Bädern von Barbotan und hier dagegen niemals, außer an diesem Mittwoch; vielleicht weil ich viel früher als an den anderen Tagen kam, bevor ich meinen Körper hatte entleeren können, vielleicht auch weil ich das Wasser viel heißer als gewöhnlich fand. Ich war anderthalb Stunden darin und duschte mir den Kopf ungefähr eine Viertelstunde.

Ich tat manches gegen die übliche Regel. Mich im Bad zu duschen, während es Brauch ist, jedes für sich, zuerst das eine, dann das andere zu tun. Mich mit diesem Wasser zu duschen, während die wenigsten nicht zu den Duschen im andern Bad gehen und sich dort wieder an den oder den Sprudel halten, der eine an den ersten, ein anderer an den zweiten, der dritte an noch einen andern, genau nach der Vorschrift der Ärzte. Ungewöhnlich war auch, zuerst zu trinken, dann zu baden und zuletzt wieder zu trinken, wodurch ich die Tage durcheinanderbrachte: die anderen trinken eine bestimmte Zahl von Tagen und gehen dann mehrere Tage hintereinander ins Bad. Desgleichen gab ich nicht auf die Länge der Zeit acht: gewöhnlich trinkt man höchstens zehn Tage und badet wenigstens fünfundzwanzig ohne Unterbrechung. Ich badete nur einmal im Tag statt immer zweimal täglich; ich duschte mich sehr kurz, statt wenigstens eine Stunde morgens und ebensolang

Digitized by Google

abends. Mich, wie hier allgemein üblich, scheren zu lassen und mir dann ein kleines Stück Satin mit einem Perückennetz aufzusetzen, hatte ich bei meinem polierten Schädel nicht nötig.

Am selben Tag morgens besuchte mich der Signor Vicario, einer der vornehmsten Edelleute der Signoria; er kam eigens aus dem anderen Bad, wo er wohnte, herüber. Unter anderem erzählte er mir eine wunderbare Geschichte von sich selbst: Ein Käfer hatte ihn vor ein paar Jahren in das fleischige Ende des Daumens gestochen: aus der Ohnmacht, in die er fiel, wäre er beinahe nicht mehr aufgewacht, und dann wäre er derart heruntergekommen, daß er fünf Monate lang im Bett gelegen sei: er habe sich nicht rühren können und habe immer auf den Nieren liegen müssen; diese seien davon derart angegriffen worden, daß er an Nierensteinen und Koliken unter großen Schmerzen länger als ein Jahr gelitten habe. Endlich gab ihm sein Vater, der Gouverneur von Velletri, einen bestimmten grünen Stein, der ihm mit Hilfe eines Mönches, der in Indien gewesen war, in die Hände geraten war. Solange er diesen Stein auf dem Rücken liegen hatte, fühlte er weder Schmerz noch ging Gries ab. Seit zwei Jahren befand er sich in diesem Zustand. Was den Stich betrifft, so blieb der Finger und fast die ganze Hand unbrauchbar, und sogar der Arm so schwach, daß er jedes Jahr wie auch diesmal ins Bad von Corsena kommt, um Arm- und Handspülungen zu machen.

Das Volk ist hier sehr arm. Zur gegenwärtigen Jahreszeit besteht seine Nahrung aus den grünen Maulbeeren, die beim Abreißen der Blätter für die Seidenwurmzucht gepflückt werden.

Digitized by Google

Da ich für die Hausmiete für Juni nichts Bestimmtes ausgemacht hatte, wollte ich mit dem Wirt ins reine kommen. Als er hörte, daß mich alle Nachbarn gern gehabt hätten, vor allem der Verwalter des Palazzo Bonvisi, der mir sein Haus für einen Goldtaler täglich angeboten hatte, entschloß er sich, mir die Wohnung so lange ich wollte für monatlich fünfundzwanzig Goldtaler zu geben; unsere erste Abmachung sollte bis zum 1. Juni gehen, und dann die neue anfangen.

Die Bewohner dieses Dorfes lauern einer auf den anderen voll des größten Neides und hegen im Verborgenen tödlichen Haß gegeneinander, wenn sie auch noch so nah verwandt sind.

Eine Dame sagte mir folgendes Sprichwort:

Wer von seiner Frau einen Knaben will
Schickt sie ins Bad, bleibt selbst daheim.

Unter anderem war es mir an meiner Wohnung sehr angenehm, daß ich vom Bad auf dem nächsten Weg, der nur dreißig Schritt lang war, in mein Bett konnte. Was mir nicht gefiel, war der Anblick der ihres Laubes beraubten Maulbeerbäume, die mitten im Sommer an den Winter erinnerten. Der Gries, den ich fortwährend ausschied, schien mir viel knotiger als sonst und ging immer unter Stichen ab.

Täglich wurden von allen Seiten Proben der verschiedenen Weine in kleinen Flaschen gebracht, damit die Fremden kosten und bestellen konnten. Doch gab es recht wenig gute Weine: der weiße war zu leicht, säuerlich und hart; der rote herb und sehr schwer. Man mußte sich schon von Lucca oder Pescia Trebbiano holen lassen, der weiß, stark, reif und trotzdem nicht besonders fein war.

Digitized by Google

Am Donnerstag, am Fronleichnamstag, blieb ich eine Stunde und länger im Wasser, das lau war. Ich schwitzte nur ganz wenig und verließ es ohne jede Veränderung. Den Kopf duschte ich eine halbe Viertelstunde, nachher schlief ich eine Zeit lang in meinem Bett. Bad und Dusche taten mir wohler als sonst. An Händen und anderen Körperteilen verspürte ich ein wenig Jucken; ich bemerkte überdies, daß unter den Einheimischen viele Krätzige waren und viele Kinder an Milchschorf litten. Hier wie anderswo passiert es, daß das, was wir unter so viel Mühe suchen, bei den Einheimischen in Mißachtung steht: viele Leute hier hatten nie das Wasser versucht und hielten es für schlecht. Dabei gibt es wenig alte Leute.

Mit dem Schleim, der sich in meinem Urin stets findet, war Gries vermengt. Eine Wirkung des Bades schien mir darin zu bestehen, daß, wenn ich den Schamberg unter den Sprudel hielt, die Winde nach außen getrieben wurden. Und ganz unzweifelhaft nahm die Schwellung meines rechten Schellens ab, an der ich manchmal leide. Daraus möchte ich beinahe schließen, daß diese Schwellung von Winden verursacht wird, die sich hier verfangen.

Am Freitag badete ich wie gewöhnlich und duschte mir den Kopf ein wenig länger. Die außerordentliche Menge Gries, die ich fortwährend ausschied, ließ mich zweifeln, daß sich in den Nieren eine solche Menge befinden könne, denn man hätte ihn zu einem dicken Ball zusammenpressen können, und ich vermutete, daß ihn eher das Wasser entstehen lasse. Am Samstag badete ich zwei Stunden lang und duschte mir den Kopf länger als eine Viertelstunde.

Digitized by Google

Am Sonntag verhielt ich mich ruhig. An diesem Tag gab ein Bologneser Edelmann ein anderes Ballfest, auf dem eine Frau mit einer gefüllten Wasserschale auf dem Kopfe tanzte. Sie verschüttete keinen Tropfen und machte dabei die ausgelassensten Sprünge.

Der Mangel an Uhren, der hier wie überhaupt meist in Italien herrscht, war mir oft eine Last.[1]

Im Bad steht eine Madonna, darunter folgende Verse:

Auspicio fac, Diva, tuo, quicumque lavacrum
Ingreditur, sospes ac bonus hinc abeat.[2]

Nicht genug gelobt werden kann um der Schönheit und des Nutzens willen die Sitte, die Berge bis zum Gipfel hinauf anzubauen. Ringsherum werden große Kreise angelegt, so daß der ganze Berg in Stufen daliegt; wenn die Erde nicht von selbst hält, wird der Rand dieser Stufen mit Steinen oder einem anderen Wall gestützt. Die Stufenfläche wird, breiter oder schmäler, mit Getreide angepflanzt, den Rand nach dem Tal zu fassen Reben ein. Dort wo, wie am Gipfel, sich kein ebener Streif mehr herstellen läßt, wird alles mit Wein bepflanzt.

Die Ärzte wunderten sich sehr, die meisten Franzosen schon morgens trinken und darauf am selben Tag noch baden zu sehen.

Am Montag morgen blieb ich zwei Stunden im Bad. Ich duschte mich diesmal nicht, weil ich aus Laune schon drei Pfund Wasser getrunken hatte, die ihren Weg weiter suchten. Jeden Morgen badete ich mir übrigens auch die Augen, indem ich sie im

[1] Jedenfalls der Mangel an öffentlichen Uhren, da er oben von den Zimmeruhren das Gegenteil berichtet.

[2] Heilige Jungfrau, laß jeden aus diesem Bade heil und gesund davongehn.

Digitized by Google

Waſſer offen hielt. Ich verſpürte keine Wirkung, weder im Guten noch im Schlechten. Jene drei Pfund Waſſer ſchlug ich, glaube ich, ſchon im Bad wieder ab, denn ich pißte dort recht oft. Dann ſchwitzte ich ein wenig mehr als ſonſt, und was die Entleerung betrifft, ſo benützte ich, da ich an den vorhergehenden Tagen ungewöhnlich an Verſtopfung gelitten hatte, die oben erwähnten drei eingemachten Korianderkörner, die die Winde, von denen ich ganz voll war, vertrieben; ſtoffliche Reſte ſelbſt: wenig. Obwohl ich mir aber die Nieren gründlich reinigte, ſo verſpürte ich doch noch Stiche, die ich jedoch eher Blähungen zuſchrieb. Am Dienstag blieb ich zwei Stunden im Bad; ich duſchte mich eine halbe Stunde, trank aber kein Waſſer. Mittwoch blieb ich anderthalb Stunden im Bad: ich duſchte mich ungefähr eine halbe Stunde.

Bis zur Stunde habe ich, um die Wahrheit zu ſagen, bei dem wenigen eigentlichen Verkehr mit Italienern, von den Wundern an Geiſt und Verſtand, die ihnen der Ruf gibt, nichts entdeckt. Ich fand keine außergewöhnliche Fähigkeit; dafür machen ſie viel zu viel Aufhebens von dem wenigen, was wir ſelbſt taugen. Z. B. paſſierte folgendes an dieſem Tage. Verſchiedene Ärzte ſollten wegen eines jungen Mannes, des Herrn Paolo de Ceſi, Neffen des Kardinals Ceſi, der hier im Bad weilte, eine wichtige Beratung abhalten: er ſchickte ſie zu mir mit der Bitte, ich ſolle ihm die Gefälligkeit erweiſen, ihre Anſichten und Einwände anzuhören, und er werde dann ſich ganz nach meinem Urteil richten. Ich lachte meinerſeits über dieſen Vorſchlag. Ähnliches iſt mir hier und in Rom oft paſſiert.

Digitized by Google

Wenn ich las oder wenn ich einen glänzenden, hellen Gegenstand ansah, versagten manchmal meine Augen den Dienst: Es beunruhigte mich, daß diese Beschwerde seit meiner Migräne, die ich neulich bei Florenz bekam, anhielt. Ich fühlte vorn auf der Stirn einen, wenn auch nicht schmerzhaften, Druck, eine gewisse Umwölkung der Augen, die zwar den Blick nicht verkürzte, aber ihn manchmal verwirrte. Seither war auch die Migräne zwei- oder dreimal wiedergekommen; die letzten Tage aber war sie hartnäckiger, wenn sie mich auch weiter nicht behinderte. Seit ich mir aber auf die angegebene Weise den Kopf duschte, kam sie täglich, und meine Augen begannen, wie früher, zu tränen, ohne weiter zu schmerzen oder rot zu werden. Wie den Kopfschmerz hatte ich die Erscheinung mehr als achtzehn Jahre nicht mehr gekannt.

Aus Furcht, das Wasser griffe meinen Kopf zu sehr an, duschte ich mich daher am Donnerstag nicht und badete nur eine Stunde.

Freitag, Samstag und Sonntag unterließ ich aus dem gleichen Grund überhaupt alles; abgesehen davon fühlte ich mich auch weniger aufgelegt und schied fortwährend geradezu maßlos Gries aus. Doch wollte sich der Zustand des Kopfes nicht bessern. Manchmal fühlte ich eine Verschlimmerung, die durch die Arbeit der Einbildung noch vermehrt wurde.

Am Montag morgen trank ich wieder in dreizehn Gläsern sechsundeinhalb Pfund von der gewöhnlichen Quelle. Bis zu Tisch schied ich ungefähr drei Pfund weißes, hartes Wasser wieder aus, das übrige nach und nach;. Meine Kopfschmerzen dauerten zwar nicht unaufhörlich an und belästigten mich auch nicht all-

Digitized by Google

zuſehr, aber ſie verdarben die Haut ſehr. Im Kopf ſpürte ich kein Verſagen, auch keine Schwäche, wie früher bisweilen, ſondern bloß ein Gewicht auf den Augen und eine Trübung des Blicks.

An dieſem Tag begann in unſerer kleinen Ebene die Roggenernte.

Am Dienstag begab ich mich mit Tagesanbruch zur Barnabasquelle und trank in ſechs Abſätzen ſechs Pfund. Es regnete ein wenig. Ich ſchwitzte etwas. Das Waſſer verrichtete ſeine Arbeit und ſpülte die Därme gehörig aus. Deshalb konnte ich auch nicht verfolgen, wieviel ich ausgeſchieden hatte. Urin ging nur wenig ab, aber in zwei Stunden hatte er Farbe angenommen. Bis Anbruch des Abends hatte ich alles ausgeſchieden, ſogar noch mehr als ich überhaupt an Getränken zu mir genommen hatte. Bei Tiſch trank ich nur einen kleinen Becher voll, ein halbes Pfund. Ich aß wenig zu Abend.

Für ſechs Goldtaler monatlich oder nur wenig mehr bekommt man hier Penſion und eigenes Zimmer, ſo bequem man es nur haben will; ein Diener iſt dabei einbegriffen. Wer ohne einen ſolchen kommt, bekommt vom Wirt zum Erſatz ein beſonders reichliches Eſſen.

Am Mittwoch, einem Regentag, trank ich in ſieben Malen ſieben Pfund von der gewöhnlichen Quelle. Ich gab ſie und noch mehr dazu wieder von mir.

Donnerstag trank ich neun Pfund, nämlich zuerſt ſieben hintereinander und dann, als ich es ſchon wieder auszuſcheiden begann, ließ ich mir zwei weitere holen. Ich gab es beiderſeits wieder ab. Zu Tiſch trank ich ſehr wenig.

Freitag und Samstag desgleichen. Sonntag verhielt ich mich ruhig.

Digitized by Google

Montag trank ich sieben Gläser gleich sieben Pfund Ich schied immer Gries aus und zwar beinahe unmittelbar nach dem Bad, und eine gleiche Wirkung fand ich noch bei vielen anderen Personen. An diesem Tage verspürte ich im Unterleib einen Schmerz, als ob Steine gefallen wären, und ich schied auch einen aus.

Dienstag einen neuen. Und ich kann sagen und geradezu fest versichern, daß dies Wasser die Kraft hat, die Steine in Stücke aufzulösen, denn beim Niederfallen mancher bemerkte ich ihre Größe und schied sie gleichwohl in kleineren Stücken aus. An diesem Dienstag trank ich acht Pfund in acht Malen.

Wenn Calvin gewußt hätte, daß die Predigerbrüder hier sich ministri nennen, hätte er sicher seinen Geistlichen einen anderen Namen gegeben.

Mittwoch trank ich acht Pfund in acht Gläsern. Fast immer war das Wasser, das ich dann ausschied, drei Stunden lang, bis zur Hälfte, hart und naturfarbig, dann wurde ein halbes Pfund rot und trüb; der Rest kam nach Tisch und nachts.

Während dieser Zeit wurde der Besuch des Bades lebhaft. Nach dem, was ich sah, und nach Ansicht der Ärzte, sogar Donatis, der über die Bäder hier geschrieben hat, hatte ich keinen großen Fehler begangen als ich mir den Kopf badete, denn man pflegt sich auch während des Badens die Brust mit einer langen Röhre zu duschen, deren eines Ende am Sprudel befestigt wird, während das andere den Körper im Bad drinnen erreicht. Da die anderen daher zur Kopfdusche dasselbe Wasser benutzten, und auch am gleichen Tage noch badeten, so kann ich wirklich keinen so großen Fehler begangen haben,

Digitized by Google

weil ich beides miteinander verband oder ſtatt des Rohres das Waſſer aus der Leitung ſelbſt nahm. Und vielleicht daß ich unrecht tat, nicht fortzufahren. Nach dem, was ich bis jetzt an Wirkung verſpürt habe, wären mit der Zeit die Säfte, die ich aufrührte, durch das Waſſer doch vertrieben worden. Der genannte Arzt erlaubt auch, am gleichen Tag zu trinken und zu baden. Und ich bereue, daß ich nicht den Mut fand, wie ich Luſt und auch Gründe hatte, mein Waſſer morgens im Bad ſelbſt zu trinken. Er lobte auch ſehr die Barnabasquelle, freilich ſtets mit den Argumenten und Spitzfindigkeiten der Ärzte. Die Wirkung des Waſſers hier auf den Sand, die bei mir ununterbrochen fortdauerte, war bei verſchiedenen anderen Perſonen nicht feſtzuſtellen, die dieſe Schwäche nicht kannten. Was ich ſage, um nicht glauben zu müſſen, daß der Gries, den ich von mir gab, vom Waſſer kam.

Donnerstag morgen blieb ich eine Stunde im Bad, ohne den Kopf zu waſchen. Ich hatte mich vor Tag eingefunden, um der erſte zu ſein. Aus dieſem Grunde glaube ich, und weil ich darauf im Bett ſchlief, wurde mir ſchlecht. Der Hals ſchien mir ausgetrocknet und brannte derart, daß ich am Abend beim Schlafengehen zwei große Gläſer abgekühlten Waſſers trank. Worauf ich keine Veränderung verſpürte.

Am Freitag verhielt ich mich ruhig. Der Bruder Miniſter der Franziskaner — ſo heißen hier die Ordensprovinzialen — ein ehrenwerter, höflicher und gebildeter Mann, der mit verſchiedenen anderen Brüdern aller Art im Bad weilte, ſchickte mir ein ſchönes Geſchenk von gutem Wein, Marzipan und anderen eßbaren Dingen.

Digitized by Google

Samstag tat ich nichts für meine Gesundheit, sondern ging zum Mittagessen nach Menabbio, einem schönen großen Dorf auf einem der Gipfel. Ich nahm Fische mit hinauf und mein Wirt war ein reicher Soldat, der in Frankreich und sonstwo viel gereist war, in Flandern zu Geld gekommen war und dann geheiratet hatte. Er heißt Signor Santo. Man findet hier eine Menge bäuerlicher Soldaten (auch eine schöne Kirche) und nur wenige sind nicht ein gehöriges Stück gereist. Auch sie spalten sich lebhaft in Spanier- und Franzosenfreunde. Ohne acht zu geben, steckte ich eine Blume an die linke Seite, was die Franzosen als Beleidigung auffaßten. Nach Tisch stieg ich zum Fort hinauf, das mit starken Mauern genau auf dem Gipfel des Hügels liegt, der sehr schroff, aber überall sehr schön angebaut ist. Und hier zwischen steilen Felsen, abschüssigen Abhängen, unzugänglichen Stellen und steinigen Buckeln trifft man nicht nur auf Reben und Getreide, sondern auch noch Wiesen, während es unten kein Gras gibt. Den Abstieg nahm ich über einen anderen Abhang; er war ganz steil.

Am Sonntag morgen ging ich mit mehreren anderen Edelleuten ins Bad und blieb eine halbe Stunde darin. Der Herr Ludovico Piniteſi[1] schickte mir ein schönes Geschenk, ein mit sehr schönen Früchten beladenes Pferd; darunter waren auch ganz frische Feigen, von denen man im Bad noch keine gesehen hatte. Auch zwölf Flaschen ausgezeichneten Weines waren dabei. Zu gleicher Zeit sandte mir der erwähnte Bruder andere Früchte in großer Menge; ich

[1] Der Gonfalionere von Lucca, der oberste Beamte der Republik. (Anc.)

Digitized by Google

hatte so viel, daß ich wieder welche an die Leute verschenken konnte.

Nach Tisch fand der Ball statt, auf dem einige Edeldamen erschienen. Sie waren gut angezogen, hatten aber eine ganz gewöhnliche Schönheit, obwohl sie zu den Schönheiten von Lucca gehörten.

Abends übersandte mir der Herr Ludovico di Ferrari, ein Cremonese, den ich gut kannte, ein Geschenk von sehr schönem, fein gewürztem Quittenkonfitür, verschiedenen Zitronen und außerordentlich großen Orangen.

Während der Nacht, kurz vor Tagesanbruch, bekam ich einen Wadenkrampf; die Schmerzen, die sehr stark waren, setzten von Zeit zu Zeit aus. Der Anfall dauerte eine halbe Stunde. Ich hatte schon vor einiger Zeit einen anderen gehabt, aber er war in einem Augenblick wieder verschwunden gewesen.

Montag ging ich ins Bad und blieb eine Stunde; die Brust hielt ich unter den Sprudel. Im Bein verspürte ich immer noch ein Zucken. Jetzt begann man auch die Hitze zu spüren und die Grillen zirpen zu hören, nicht anders wie in Frankreich; bis dahin war mir sogar die Jahreszeit kälter als zu Hause vorgekommen.

Die freien Nationen kennen nicht die bei den anderen übliche Standesunterscheidung im Rang; hier hat selbst noch das niedere Volk eine freigeborene Würde in seinem Benehmen. Wenn sie um ein Almosen betteln, fließt stets ein gebietendes Wort mit unter: „Geben Sie mir ein Almosen, wollen Sie?" — „Geben Sie mir ein Almosen, wissen Sie?" — „Tun Sie sich selber etwas zugut", rief einer in Rom.

Dienstag blieb ich eine Stunde im Bad.

Digitized by Google

Mittwoch, den 21. Juli, verließ ich die Villa früh am Morgen, nachdem mir von den Badegästen, Damen und Herren, beim Abschied jede erdenkliche Freundschaft zuteil geworden war. Ich kam über schroffe, aber doch gefällige und bewaldete Berge nach Pescia, zwölf Meilen davon; ein kleiner befestigter Flecken am Pesciafluß im florentinischen Gebiet. Schöne Häuser, offene Straßen, berühmte Trebbianoweine. Zwischen dichten Olivenbaumpflanzungen gelegen. Das Volk Frankreich sehr zugeneigt, weshalb auch nach ihrer Behauptung die Stadt als Wappen einen Delphin führt.[1]

Nach Tisch kamen wir durch eine hübsche, an Schlössern und Häusern reiche ebene Gegend. Aus Nachlässigkeit vergaß ich, was ich mir bestimmt vorgenommen hatte, Monte Catini zu besuchen, mit dem salzigen, heißen Wasser der Testucciquelle. Ich ließ das Bad eine Meile zur Rechten liegen; es sind bis dahin von Pescia ungefähr sieben Meilen, und ich bemerkte meine Vergeßlichkeit erst kurz vor Pistoja, elf Meilen davon. Ich stieg vor der Stadt ab. Der Sohn des Herrn Rospigliosi[2] suchte mich auf.

Wer in Italien mit anderen als Mietspferden reist, versteht sich nicht auf sein Interesse. Von Ort zu Ort damit zu wechseln, scheint mir noch bequemer, als sich den Händen eines Vetturinos für eine lange Reise anzuvertrauen. Von Pistoja bis Florenz, zwanzig Meilen, kosten die Pferde nur vier Juliustaler.

---

[1] Es war vielmehr ein sogenanntes sprechendes Wappen. pesce bedeutet Fisch. (Anc.)

[2] Bei dem Montaigne bei der Hinreise gespeist hatte.

Digitized by Google

Auf unserem weiteren Weg kamen wir durch Prato, dann zu Tisch nach Castello, wo ich in einem Gasthaus gegenüber dem großherzoglichen Palast aß. Nach Tisch sahen wir uns den Garten mehr im einzelnen an. Es ging mir hier wieder wie bei vielen anderen Gelegenheiten: die Vorstellung hatte die Wirklichkeit übertroffen. Ich hatte den Garten im Winter gesehen, als er nackt und schmucklos gewesen war. Von seinem künftigen Aussehen in der schönsten Jahreszeit hatte ich mir dann eine zu übertriebene Vorstellung gemacht.

Von Prato nach Castello sind es siebzehn Meilen. Nach Tisch kam ich nach Florenz, drei Meilen davon. Am Freitag sah ich die öffentliche Prozession an, der der Großherzog in einer Kutsche beiwohnte.[1] Unter anderen Veranstaltungen erblickte man einen Wagen mit einem oben mit Gold verhangenen Theater, auf dem vier kleine Kinder und ein Mönch, der den heiligen Franziskus darstellte, spielten. Der Mönch stand aufrecht, hielt die Hände, wie man es auf den Bildern sieht, auf der Brust gekreuzt und trug auf der Kapuze einen Kranz. Entweder war es wirklich ein Bruder oder ein als Bruder verkleideter Mann mit falschem Bart. Einige Kinder trugen Rüstungen, eines stellte den heiligen Georg dar. Plötzlich wurde es von einem großen Drachen angegriffen (den ziemlich plumpe Männer stützten und trugen). Er spie unter Gebrüll Feuer aus dem Rachen; das Kind stieß ihm die Lanze und den Degen in die Seite und erwürgte ihn zuletzt.

[1] Es war das Fest des Schutzheiligen von Florenz. (Anc.)

Digitized by Google

Von einem Gondi,[1] der in Lyon wohnt, wurden mir viel Höflichkeiten erwiesen. Er schickte mir sehr guten Wein, der wie Trebbianer schmeckte. Es herrschte eine Hitze, über die selbst die Einheimischen erstaunten. An diesem Morgen bekam ich bei Tagesanbruch auf der rechten Seite Kolik, die mir ungefähr drei Stunden zusetzte. Ich aß hier die erste Melone. Gurken und Mandeln gab es in Florenz schon seit Anfang Juni auf den Tischen.

Gegen 23 Uhr fand auf einem großen, schönen, ringsherum von schönen Häusern eingefaßten, viereckigen, aber mehr langen als breiten Platz[2] ein Wagenrennen statt. Am Ende jeder Längsseite stand eine viereckige Pyramidennadel aus Holz. Beide waren durch eine lange Schnur verbunden, um den Platz abzusperren; zudem gaben noch ein paar Männer besonders acht. Alle Balkone sind voll Damen, vom Palast des Großherzogs sehen seine Gemahlin und sein Hof zu. Das Volk steht längs des Platzes und auf Gerüsten, wie auch ich.

Fünf leere Wagen veranstalteten das Rennen. An einer der Pyramiden zogen sie das Los und jeder nahm seinen Platz ein. Es hieß, der auf der äußersten Seite habe den Vorteil, daß er leichter wenden könne. Unter Trompetenschall begann das Rennen. Die dritte Runde um die Pyramide, von der das Rennen auch seinen Ausgang nimmt, entscheidet über den Sieg. Der Wagen des Großherzogs hielt die Führung bis zur dritten Runde. Jetzt holte ihn der Wagen

[1] Vielleicht Antonio de Gondi, Bankier. (L.)

[2] Vor Santa Maria Novella. Cosimo I. begründete 1563 diese Rennen am Tag vor St. Johanni.

Digitized by Google

der Strozzi, der bislang der zweite gewesen war, mit verhängten Zügeln ein und machte den Sieg zweifelhaft. Es fiel mir auf, wie das Schweigen des Volkes unterbrochen wurde, wenn der Strozziwagen näher kam: mit Rufen und Klatschen bezeugten sie auf jede Weise, daß sie ihm den Sieg über den Fürsten wünschten. Als dann die Entscheidung über den Sieger von dazu bestimmten Edelleuten zu Gunsten Strozzis abgegeben wurde, fing das Volk plötzlich einstimmig an Bravo zu rufen. Nach meiner Ansicht war die Entscheidung nicht richtig. Der Preis kann einen Wert von hundert Talern haben. Dies Schauspiel gefiel mir besser als jedes andere, das ich in Italien gesehen hatte, wegen der Ähnlichkeit, die es mit den antiken Rennen hatte.

Da es der Tag vor St. Johannes war, wurde der Dom oben ringsum, zwei bis drei Stockwerk hoch, illuminiert und von da aus brannte man Raketen ab. Ich hörte, daß es in Italien nicht wie in Frankreich Sitte sei, Johannisfeuer anzuzünden.

Samstag war Johannistag, das Hauptfest von Florenz, das so berühmt ist, daß man an diesem Tage sogar die jungen Mädchen auf der Straße sieht: doch fand ich keine große Schönheit an ihnen. Schon am Morgen erschien der Großherzog auf dem Platz vor dem Palast auf einer Tribüne, über der sich ein Himmel erhob. Die Seiten des Palastes waren mit sehr reichen Teppichen behangen. Zu seiner Linken hatte der Großherzog den Nuntius des Papstes, dann folgte in ziemlicher Entfernung der Gesandte von Ferrara. Nun begann der Festzug. Er stellte die Länder und Schlösser des Großherzogs dar. Ein Herold rief sie einzeln aus, wenn sie

Digitized by Google

vorüberkamen. Siena z. B. wurde von einem jungen Mann in weißem und schwarzem Samt dargestellt, der ein großes silbernes Gefäß und das Bild der sieneſischen Wölfin trug. In dieſer Haltung richtete er eine kleine Anſprache an den Großherzog und überreichte ihm das Geſchenk. Nach ihm zeigten ſich in der Reihenfolge, in der ſie aufgerufen wurden, eine Reihe ſchlecht gekleideter Burſchen auf ſehr ſchlechten Pferden und Maultieren; der eine trug einen Pokal, der andere ein zerriſſenes, mitgenommenes Banner. Sie zogen an der Bühne vorüber, ohne ein Wort zu ſagen, ohne Reſpekt und ohne Benehmen, das zu einem Feſtzug gepaßt hätte, und ſchienen darin eher eine Farce zu ſehen. Sie waren in großer Zahl und waren Vertreter der feſten Orte und einzelnen Orte, die von der Stadt Siena abhingen. Jedes Jahr wiederholte ſich der Form wegen[1] dieſer Vorbeizug.

Dann kam noch ein Wagen mit einer großen, viereckigen Holzpyramide, auf deren Stufen kleine Knaben als Engel oder Heilige ſtanden und ſaßen; oben auf der Spitze aber, die den höchſten Häuſern gleichkam, war ein heiliger Johannes an ein Stück Eiſen gebunden. Die Beamten, beſonders die der Münze, folgten dieſem Wagen.

Als letzter kam ein Wagen, auf dem einige junge Leute drei Preiſe für die verſchiedenen Rennen trugen. Daneben ſchritten die Berberroſſe, die nachher an dem Rennen teilnehmen ſollten, und die jungen Männer, die ſie mit den Farben ihrer Beſitzer reiten ſollten; dieſe gehörten zu den erſten Herren. Die Pferde waren klein, aber ſchön.

[1] Als Zeichen der Abhängigkeit.

Digitized by Google

Die Hitze schien mir nicht größer als in Frankreich. Gleichwohl war ich, um ihr in dem Gasthauszimmer zu entgehen, gezwungen, die Nacht auf dem Tisch des Saales zu schlafen, auf den Matratze und Tücher gelegt wurden. Ich hatte keine bequeme Wohnung mieten können, denn der Fremde ist hier nicht gut aufgehoben. Auch wollte ich auf diese Weise den Wanzen entgehen, mit denen die Betten geradezu durchseucht sind.

Fisch ist hier spärlich, und Forellen oder andere Fische werde nur von auswärts und mariniert bezogen. Der Großherzog sandte Giovanni Mariano aus Mailand, der im selben Gasthaus wie ich wohnte, ein Geschenk von Wein, Brot, Früchten und Fischen; die Fische waren klein und wurden in irdenen Kühlpfannen lebend gehalten.

Den ganzen Tag über hatte ich einen trockenen heißen Geschmack. Die Hitze kam nicht vom Durst, sondern von innen und ich habe sie zu Hause manchmal an heißen Tagen verspürt. Ich aß nur Früchte und gezuckerten Salat. Kurzum ich war nicht wohl.

Die Vergnügungen im Freien, die in Frankreich nach dem Abendessen stattfinden, werden hier vor Tisch gelegt. An den längsten Tagen ißt man hier oft erst um Mitternacht zu Abend. Der Tag beginnt morgens zwischen sieben und acht Uhr.[1]

Nach dem Mittagessen wurde um den Preis der Berberrosse geritten. Das des Kardinals Medici gewann ihn. Er hatte einen Wert von zweihundert Talern. Es war kein besonderes Vergnügen, denn man stand auf der Straße und sah nichts als die Pferde vorbeirasen.

[1] Italienischer Rechnung.

Digitized by Google

Am Sonntag besah ich den Palazzo Pitti. Hier war in Marmor eine Mauleselin abgebildet, die noch lebte und unermüdlich Baumaterial angeschleppt hatte. Lateinische Verse tun das kund.[1]

Am Samstag war der großherzogliche Palast geöffnet und voll von Bauern, die alles ansehen durften. Im großen Saal fanden sogar verschiedene Tanzvergnügen statt. Diese Leute kamen mir wie ein Bild der verlorenen Freiheit vor, die bei diesem Hauptfest der Stadt wieder aufgefrischt wurde. Im Palast sahen wir jene Chimäre, zwischen deren Schultern ein Kopf mit Hörnern und Ohren sichtbar wird, während der Körper der eines kleinen Löwen ist.

Am Montag aß ich bei dem Herrn Silvio Piccolimini zu Mittag, der wegen seiner Verdienste, aber auch wegen seiner Kenntnisse im Fechten, sehr bekannt ist. Es wurde von vielem gesprochen, da eine ordentliche Gesellschaft von Edelleuten da war. Er selbst schätzt die Fechtkunst der italienischen Meister, des Venetianers in Bologna,[2] des Patinostraro[3] und anderer sehr gering. In dieser Beziehung lobt er einzig einen seiner Leute, der in Brescia wohnt und verschiedenen Edelleuten dort seine Kunst beibringt. Er behauptet, in der gewöhnlichen Art des Unterrichts sei weder Regel noch Verständnis; vor allem verwirft er den Gebrauch, den Degen vorwärts zu stoßen, stehn zu bleiben und sich dabei dem Gegner auszuliefern, um dann nach dem Stoß einen neuen Ausfall zu machen: die Erfahrung lehrt, daß Männer, die wirklich kämpfen, es ganz anders machen. Er

[1] Nach Anc. ein Tiefrelief im Hof des Palastes.
[2] S. Bologna.
[3] In Rom. (Anc.)

Digitized by Google

war im Begriff, ein Buch über diesen Gegenstand drucken zu lassen. Was das Kriegführen betrifft, so hat er für die Artillerie wenig übrig: darin findet er meinen Beifall.[1] Für Macchiavells Buch über den Krieg hat er viel Lob und teilt seine Ansichten. Der beste Festungsbaumeister steht in Florenz bei Serenissimus, dem Großherzog, in Diensten.[2]

Es ist hier Sitte, Schnee in die Weingläser zu tun. Ich nahm nur wenig, da ich mich nicht wohl fühlte, sondern sehr oft Schmerzen in den Seiten hatte und immer noch unglaubliche Mengen Sand ausschied. Außerdem konnte ich meinen Kopf nicht wieder in seinen alten Zustand bekommen. Ich hatte Beklemmungen und eine Schwere auf Augen, Stirn, Backen, Zähnen, Nase und Teilen des Gesichts. Ich bildete mir ein, die zarten, duftigen Weißweine könnten schuld sein, denn als mich die Migräne zum erstenmal wieder überfiel, hatte ich gerade eine ordentliche Menge Trebbianer getrunken: ich war von der Reise und der Temperatur erhitzt gewesen und der milde Wein hatte den Durst nur schwer löschen können.

Diesmal gestand ich auch ein, daß Florenz sich mit Recht das schöne nenne.

Am gleichen Tage machte ich mir das Vergnügen, den Damen einen Besuch zu machen, die das niemand verbieten. Ich sah die berühmtesten: nichts Besonderes. Ihre Wohnungen liegen alle in einem besonderen Viertel und sind darum miserabel, schlecht und in keiner Weise mit denen der römischen oder

[1] Essais I, 48.
[2] Pacciotto aus Urbino.

Digitized by Google

venezianischen öffentlichen Frauenzimmer zu vergleichen, ebensowenig, wie sie selbst deren Schönheit oder Grazie oder Haltung gleichkommen. Wenn eine nicht in diesem Teil der Stadt wohnen will, darf sie nicht viel besucht werden und muß irgend etwas anderes treiben, um ihren Beruf zu verbergen.

Ich besuchte auch die Werkstätten der Seidenwirker. Eine einzige Frau kann hier eine Maschine bedienen, die zu gleicher Zeit fünfhundert Spindeln laufen zu lassen und zu drehen vermag.

Dienstag morgen schied ich einen kleinen roten Stein aus.

Mittwoch besuchte ich das Landhaus des Großherzogs.[1] Am sehenswertesten erschien mir ein Felsen in Pyramidenform, der aus allen möglichen Arten von in der Natur vorkommenden Mineralien errichtet ist: jede Art ist mit einem Stück vertreten. Auf diesem Felsen soll eine Wasserkunst in Bewegung gesetzt werden, die ihrerseits innen allerlei Gegenstände, Wasser- und Windmühlen, kleine Kirchenglocken, Wachsoldaten, Tiere, Jagden und tausend andere Dinge antreibt.

Donnerstag entzog ich mich einem abermaligen Preispferderennen. Ich ging nachmittags nach Pratolino, das ich mir im einzelnen genau ansah. Da der Hausmeister meine Ansicht über die Schönheiten hier und in Tivoli hören wollte, so begann ich ein Gespräch mit ihm, in dem ich die beiden Orte nicht im ganzen, sondern Teil für Teil miteinander verglich; in dem einen Punkt war Tivoli schöner, in dem anderen Pratolino.

[1] Ohne Zweifel das von Buontalenti an der Via larga erbaute Kasino. (Anc.)

Digitized by Google

Freitag erstand ich in dem Laden von Giunti[1] einen Stoß Lustspiele, elf im ganzen, und einige andere Büchlein. Ich sah hier auch das Testament Boccaccios, das mit einigen Bemerkungen über das Dekamerone zusammengedruckt war.[2] Dies Testament verrät die bewunderungswürdige Armut des großen Mannes und seinen Mangel an Gütern. Er läßt Linnen und Bettstücke seinen Verwandten und Schwestern, die Bücher einem gewissen Bruder,[3] dem er aufträgt, sie jedem zugänglich zu machen, der ihn darum angeht. Bis auf die Gefäße und die Möbel, jedes sehr dürftig, zählt er alles auf. Er ordnet Messen an und bestimmt sein Grabmal. Das Testament ist abgedruckt wie man es auf einem stark beschädigten und verletzten Pergamentblatt gefunden hatte.

Während die öffentlichen Frauenzimmer in Rom und Venedig sich für ihre Liebhaber an den Fenstern zeigen, stehen sie hier an den Türen und bieten sich auf der offenen Straße zu den einträglichsten Stunden an: derart kann man sie, die eine mit mehr, die andere mit weniger Gesellschaft, in ihren Kreisen sich unterhalten und singen sehen.

Sonntag den 2. Juli verließ ich Florenz nach Tisch, überschritt den Arno auf der Brücke und folgte dann seinem Lauf auf seiner linken Seite. Wir kamen durch schöne, fruchtbare, ebene Gegend, in der die berühmtesten Melonenpflanzungen Toskanas liegen. Die guten Melonen werden erst gegen Mitte Juli reif. Die ausgezeichnetsten wachsen in Legnaia, drei Meilen von Florenz.

[1] Bekannte und geschätzte Druckerfirma.

[2] Annotationi et discorsi sopra alcuni luoghi del Decameron 1574. Giunti war der Drucker und Verleger.

[3] Es war ein Augustinermönch.

Digitized by Google

Der Weg, der nun folgte, ging wieder meist durch ebenes, fruchtbares Gelände; überall sah man Häuser und einen ganzen Kranz von kleinen, geschlossenen Flecken und Dörfern. Unter anderen kamen wir durch eine hübsche Stadt, Empoli. Der Klang dieses Namens hat irgendwie etwas Antikes. Die Lage ist gefällig. Ich fand aber keine Spur des Altertums, es sei denn eine verfallene Brücke, die in der Nähe an der Straße liegt und etwas Verwittertes hat.

Dreierlei fiel mir auf: daß das Volk am Sonntag hier arbeitete: die einen droschen Getreide oder legten die Garben in Reihen, die anderen nähten und spannen. Zweitens, daß die Bauern die Leier in der Hand und noch die Hirtenlieder Ariosts im Munde hatten: das sieht man jeden Tag in Italien. Drittens, daß das gemähte Getreide zehn, vierzehn Tage und mehr auf den Feldern gelassen wurde, ohne Angst vor dem Nachbar.

In der Dämmerung kamen wir nach Scala, zwanzig Meilen davon. Es ist ein einzelnes ganz gutes Wirtshaus. Ich aß nichts zu Abend und schlief schlecht, von Zahnschmerzen auf der rechten Seite geplagt. Sie traten oft mit den Kopfschmerzen zusammen auf, und hielten mich vom Essen ab, da ich nichts ohne sehr große Schmerzen berühren konnte.

Montag den 3. Juli brachen wir morgens auf, folgten der ebenen Straße längs des Arno, kamen zuletzt auf eine kleine mit Getreide bestandene Ebene und erreichten um mittag Pisa, zwanzig Meilen davon. Die Stadt gehört dem Großherzog von Florenz und liegt in der erwähnten Ebene am Arno, der mitten hindurch fließt und sich nach sechs Meilen

Digitized by Google

ins Meer ergießt: auf seinem Rücken gelangen die verschiedensten Arten von Fahrzeugen bis in die Stadt.

Um diese Zeit hatten die Schulen Ferien, wie gewöhnlich drei Monate lang während der größten Hitze.

Wir machten hier Bekanntschaft mit einer sehr guten Komödiantengesellschaft, die sich Disiosi[1] nannten.

Da ich von dem Gasthaus nicht befriedigt war, so mietete ich ein Haus mit vier Zimmern und einem Saal. Der Wirt mußte die Küche übernehmen und die Möbel geben. Schönes Haus. Das Ganze für acht Taler monatlich. Da das, was er an Tischtüchern und Servietten versprochen hatte, zu dürftig war (in Italien werden Servietten sehr wenig, nur mit dem Tischtuch zusammen gewechselt, und dieses nur zweimal in der Woche), so ließen wir die Diener für sich essen und aßen selbst im Gasthaus für vier Giuli täglich.

Das Haus lag sehr schön und hatte einen hübschen Blick auf den Kanal, als der hier der Arno die Stadt durchfließt. Dieses Bett ist sehr breit, über fünfhundert Fuß lang, etwas geneigt und gekrümmt, so daß man die beiden Enden nur um so hübscher erblicken kann, samt den drei Brücken, die seine Ufer verbinden, zwischen denen sich Kriegs- und Handelsschiffe drängen. Die Wände des Kanals sind gemauert und tragen oben Balustraden, wie der Quai des Augustins in Paris. Beiderseits ziehen sich sodann breite Straßen mit einer Kette von Häusern hin. Hier lag auch unser eigenes.

[1] Die Begehrenden. Montaigne hatte eine Vorliebe für Komödianten, die er Essais (1588), I, 25 verteidigt.

Digitized by Google

Mittwoch den 5. Juli sah ich den Dom, wo der Palast[1] des Kaisers Hadrian stand. Eine Unmenge von Marmorsäulen, verschieden in Arbeit und Gestalt, fällt daran auf; es sind sehr schöne Metalltüren da. Die Kirche ist mit verschiedenen erbeuteten Siegeszeichen aus Griechenland und Ägypten geschmückt und aus antiken Überresten erbaut, dergestalt, daß man verkehrte Inschriften sieht: an anderen Stellen wieder unbekannte Schriftzeichen, die von den alten Toskanern[2] herrühren sollen.

Ich besah mir auch den Glockenturm mit seiner außerordentlichen Gestalt; er ist um sieben Klafter geneigt,[3] wie der Turm in Bologna und andere, und rings von Pilastern und offenen Säulengängen umschlossen. Desgleichen besichtigte ich die daneben gelegene Kirche S. Giovanni,[4] die ebenfalls reich an berühmten Werken der Skulptur und Malerei ist. Unter anderem ist eine Marmorkanzel[5] mit eng aneinander gedrückten Figuren da, die als so selten galten, daß jener Lorenzino, der den Herzog Alexander tötete, den Kopf einiger dieser Figuren abschlagen ließ und der Königin zum Geschenk machte. Die Form der Kirche erinnert an die Rotonda[6] in Rom.

Der natürliche Sohn des genannten Großherzogs lebt hier; ich sah ihn, er war alt.[7] Er lebt aus-

---

[1] Oder die Thermen (Anc.)
[2] Etrusker.
[3] 4,30 m.
[4] Das Baptisterium.
[5] Die Kanzel Nicolo Pisanos.
[6] Das Pantheon.
[7] Don Giulio war der Sohn des Großherzogs Alexander (ermordet 1537). Er starb 1600.

Digitized by Google

kömmlich von der Freigiebigkeit des jetzigen Großherzogs und es fehlt ihm auch sonst an nichts. Er gibt sich meist mit seinen sehr schönen Jagden und Fischgründen ab.

An heiligen Reliquien, Kunstwerken, Marmor und seltenem Stein, an Größe und Arbeit bewundernswürdig, findet man hier mehr als in jeder anderen Stadt Italiens.

Über alle Maßen gefiel mir der Kirchhofsbau, der sogenannte Camposanto; er ist von ungewöhnlicher Länge, viereckig, dreihundert Schritt lang, hundert breit. Innen geht ringsherum ein Gang: vierzig Fuß breit, mit Blei gedeckt, mit Marmor gepflastert. Die Wände voll altertümlicher Gemälde.[1]

Die edlen Familien der Stadt haben ihre besonderen Gräber unter den Platten dieses Ganges. Es sind bis zu vierhundert ihrer Namen und Wappen da, unter anderem des Gondi, der aus Florenz stammte und Begründer der Familie wurde; heute aber leben kaum mehr vier von diesen Familien in Pisa, die einzigen Überbleibsel aus den Kriegen und Zerstörungen dieser sehr alten Stadt; mit dem Volk ist es geradeso: Fremde wohnen und herrschen hier. Von den edlen Familien stammen verschiedentlich Marchesen, Grafen und Große, die nach anderen Plätzen der Christenheit verschlagen worden sind.

Der eigentliche Friedhof ist nicht überdeckt, und hier werden ununterbrochen Särge eingeschaufelt. Es wurde mir als bestimmt erzählt, in den acht ersten Stunden würden sich die beigesetzten Leiber derart aufblähen, daß der Boden sich hebt; in den nächsten

[1] Die berühmten Fresken.

Digitized by Google

acht würden sie zurückgehen und in den letzten acht zersetzten sich die Fleischteile so schnell, daß nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden nur noch das nackte Gebein übrig sei. Dies Wunder hat Ähnlichkeit mit dem auf dem Kirchhof in Rom, wo die Erde jeden Körper eines Römers, der etwa dort beigesetzt wird, wieder ausstößt.[1] Der Kirchhof hier ist wie der Säulengang mit Marmorplatten belegt und darüber liegt eine Spanne oder zwei hoch eine Schicht Erde, die aus Jerusalem kommen soll — die Pisaner hätten mit einer großen Seemacht dies Unternehmen ausgeführt.[2] Mit Erlaubnis des Bischofs darf man ein wenig von dieser Erde nehmen und auf die anderen Gräber streuen: die Leiber sollen dann sofort zerfallen. Das scheint auch wahrscheinlich, denn für eine so große Stadt sieht man auf dem Kirchhof nur sehr selten oder so gut wie keine Knochen, ebensowenig einen Ort wie in anderen Städten, wo sie gesammelt und aufgeschüttet werden.

In den Bergen der Nachbarschaft gibt es wertvolle Marmorbrüche, und in Pisa leben eine Menge sehr gesuchter Marmorarbeiter. Gegenwärtig arbeiten sie für den König von Fez in der Berberei an einem reich verzierten Theater, das mit fünfzig großen Marmorsäulen geschmückt werden soll.[3]

In dieser Stadt sieht man an ungezählten Stellen unser Wappen, ferner eine Säule, die der König

---

[1] Der für die Fremden bestimmte Kirchhof S. Pietro.

[2] Vom Kreuzzug Friedrich Barbarossas kehrten 53 Pisaner Schiffe mit Erde von Golgatha zurück.

[3] L. meint, der Sultan habe vielleicht an einer Moschee gebaut, die Pisaner wären aber zu gute Christen gewesen, um dafür zu arbeiten.

Digitized by Google

Karl VIII.[1] dem Dom schenkte. An der Außenwand eines Hauses ist derselbe König in natürlicher Größe dargestellt, wie er vor der Madonna auf den Knien liegt und sie um einen Rat zu bitten scheint. Die Inschrift besagt, daß dem König, als er in diesem Haus speiste, plötzlich der Gedanke gekommen wäre, den Pisanern ihre alte Freiheit wiederzugeben: durch diesen Entschluß habe er Alexander an Größe übertroffen. Seine Titel werden dabei aufgezählt: König von Jerusalem, von Sizilien usw. Die Worte, die die Schenkung betreffen, sind jedoch absichtlich verdorben und halb vernichtet. An anderen Privathäusern sieht man noch als Schmuck das französische Wappen; der König verlieh diesen Familien den Adel.

Überreste aus dem Altertum sind sehr selten. Eine schöne Ruine aus Ziegelsteinen ist da, sie stammt vom Palast Neros her und heißt auch noch so; ferner eine Kirche des heiligen Michael, die ein Marstempel gewesen ist.

Am Donnerstag war das Fest des heiligen Petrus. Es wurde mir erzählt, daß in früheren Zeiten sich der Bischof in Prozession nach der Kirche des heiligen Petrus, die vier Meilen vor der Stadt liegt, und von da nach dem Meere begab, um einen Ring hineinzuwerfen und sich mit ihm zu verheiraten: die Stadt war damals mächtig zur See. Heute geht nur noch ein Schulmeister hinaus, doch ziehen die Priester noch in Prozession nach der Kirche, in der große Sündenvergebung stattfindet. In einer päpstlichen Bulle, die nicht ganz vierhundert Jahre alt

[1] Auf seinem Zug nach Neapel im Jahre 1494.

Digitized by Google

ist (wenn ich einem Buch Glauben schenke, das sie nach 1200 datiert), heißt es, daß die Kirche von dem heiligen Petrus erbaut wurde, und daß einst, als der heilige Clemens Gottesdienst abhielt, aus seiner Nase drei Tropfen Blut auf eine Marmorplatte fielen. Die Tropfen sahen aus, als ob sie vor drei Tagen darauf gefallen seien. Die Genuesen zerschlugen die Tafel und führten einen der Tropfen mit sich fort. Deshalb nahmen die Pisaner den übrigen Teil aus der Kirche fort und brachten ihn in ihrer Stadt in Sicherheit. Doch jedes Jahr wird die Tafel in feierlicher Prozession an ihren ursprünglichen Ort zurückgetragen, eben am St. Peterstage. Das Volk macht sich schon die Nacht vorher in Barken auf den Weg.

Freitag den 7. Juli besuchte ich früh die Landhäuser des Don Pietro de Medicis,[1] die zwei Meilen vor der Stadt liegen. Es ist eine ganze Welt von Besitzungen, die ihm selbst gehören, indem er alle fünf Jahre neue Arbeiter hinsetzt und die Hälfte des Ertrages für sich nimmt. Reiche Getreidefelder, Weideplätze mit allen möglichen Tieren. Ich stieg vom Pferde, um mir das Haus im einzelnen anzusehen. Eine Menge Leute stellen Molkenkäse, anderen Käse und Butter her und man sieht verschiedene Vorrichtungen für diesen Zweck.

Von hier kam ich, der Ebene weiter folgend, an den Strand des tyrrhenischen Meeres. Zur Rechten sah ich Lerici, zur Linken und etwas näher Livorno, ein ganz im Meere liegendes Kastell. Von hier aus

[1] Letzter Sohn Cosimos I. Er starb 1604. Sein Gut waren die Cascine San Rossore.

Digitized by Google

entdeckt man ohne Schwierigkeit die Insel Gorgona, weiter draußen Capraia und zuletzt Corsika. Ich wandte mich links und folgte dem Arno bis zu seiner Mündung. Der Zugang ist für Schiffe nicht leicht, denn durch verschiedene kleine Flüsse, die ihm zueilen, wird Geröll und Schlamm aufgehäuft. Ich kaufte hier Fische und sandte sie den Damen der Komödiantengesellschaft zum Geschenk. Längs des Flusses kann man mehrere Tamariskenpflanzungen sehen.

Am Samstag kaufte ich ein Tamariskenfäßchen für sechs Giuli und ließ es mit Silberreifen beschlagen. Der Goldschmied kostete mich drei Taler. Ferner kaufte ich einen indischen Stock, um mich darauf zu stützen, für sechs Giuli. Eine kleine Schale und ein Becher aus Kokosnuß, die für Milz und Nieren gleiche Dienste tun wie die Tamariske, kosteten acht Giuli. Der Handwerker, ein geschickter und wegen seiner schönen mathematischen Instrumente berühmter Mann, lehrte mich, daß alle Bäume gerade so viel Ringe tragen als sie Jahre haben; und er ließ mich davon an allen Arten, die er in seiner Werkstätte hatte — er ist Schreiner — überzeugen. Der Teil, der nach Norden sieht, ist dabei schmäler, die Ringe enger und dichter. Er rühmte sich daher, daß er von jedem Holz, das man ihm bringe, das Alter aufs Jahr und die Lage angeben könne.

Die ganze Zeit über verließen mich meine Kopfschmerzen nicht; damit war eine derartige Verstopfung verbunden, daß ich nie anders als durch Hilfsmittel wie eingemachten Koriander zu Stuhl kam, was nicht einmal viel half. Die Nieren gut, was bei mir gut heißt.

Digitized by Google

Diese Stadt[1] war bis vor kurzem wegen ihrer schlechten Luft verschrien. Nachdem aber der Großherzog Cosimo die Sümpfe in der Umgebung hatte trocken legen lassen, ist sie gut geworden. Es war aber vorher so schlimm, daß es Sitte war, einen, den man sich vom Hals schaffen wollte, nach Pisa zu verbannen, wo in wenigen Monaten die Luft ihr übriges tat. Es gibt keine Rebhühner in der Gegend, obwohl die Fürsten sich die größte Mühe gegeben haben.

Verschiedenemal besuchte mich Girolamo Borro, Arzt und Doktor der Sapienza.[2] Als ich ihn am 14. Juli besuchte, schenkte er mir sein Buch über Flut und Ebbe des Meeres, das in gewöhnlicher Sprache[3] geschrieben ist. Er zeigte mir ein anderes, lateinisch abgefaßtes Buch von sich, das von den Krankheiten der Körper handelt.

Am gleichen Tage brachen ganz nahe an meinem Haus aus dem Arsenal einundzwanzig türkische Sklaven aus und bemächtigten sich einer ausgerüsteten Fregatte[4]; sie gehörte dem Herrn Alessandro di Piombino, der auf den Fischfang gegangen war.

Abgesehen vom Arno und dem Kanal, in dem er sehr hübsch durch die Stadt fließt, abgesehen von den genannten Kirchen und Überresten aus dem Altertum und abgesehen von seiner örtlichen Industrie hat Pisa wenig Hervorragendes und Gefälliges. Es

[1] Pisa.

[2] Universität in Rom, an der Borro Philosophie gelehrt hatte. Die Inquisition hatte ihn gefangen gesetzt, der Papst ihn wieder freigelassen. Montaigne berichtet von ihm in den Essais (1588) I, 25.

[3] Italienisch, nicht lateinisch.

[4] Kleineres Ruderschiff.

Digitized by Google

erscheint einem wie eine Öde. Darin, in der Form seiner Bauten, in der Größe und Form seiner Straßen erinnert es stark an Pistoja. Der Mangel an Wasser ist groß; dabei ist es schlecht und schmeckt nach Sumpf.

Die Bewohner sind sehr arm, aber darum nicht weniger stolz, gegen Fremde feindselig und unhöflich, besonders wieder gegen Franzosen, seit dem Tod eines ihrer Bischöfe, Pietro Paoli Borbonio: es gibt in der Tat eine Familie dieses Namens, die von unserem Königshause[1] abstammen will. Dieser Bischof war unserer Nation so zugetan und so gastfreundlich gegen ihre Glieder, daß er anbefohlen hatte, jeden Franzosen, der ankam, sofort zu ihm zu bringen. Wegen seines guten Lebenswandels und seiner Freigiebigkeit steht er bei den Pisanern in sehr guter Erinnerung. Er ist erst vor fünf oder sechs Jahren gestorben.

Am 17. Juli spielte ich mit fünfundzwanzig anderen, jeder mit einem Taler Einsatz, in der „Riffa" um die Habseligkeiten eines der Schauspieler, namens Fargnocola. Zuerst lost man, wer zuerst spielt, dann wer folgt, und so fort bis zum Letzten. Die Reihenfolge muß man einhalten. Da verschiedene Dinge auf dem Spiel standen, wurden zwei gleiche Teile gemacht. Wer am meisten Punkte hatte, gewann den einen, wer am wenigsten, den anderen. Ich kam als zweiter an die Reihe.

Am 18. entstand in der Kirche des hl. Franziskus, zwischen den Domgeistlichen und den Brüdern ein großes Gezänk. Ein Pisaner Edelmann war tagszuvor in der Kirche begraben worden und die Priester

[1] Bourbon.

Digitized by Google

sollten die Messe für ihn lesen, kamen auch mit ihren Werkzeugen und Zurichtungen an und beriefen sich auf das Herkommen und ihr Privileg. Die Brüder dagegen behaupteten, das sei ihre Sache, in ihrer Kirche die Messe zu lesen. Ein Priester trat an den Hauptaltar und wollte die Marmorplatte wegziehen, ein Mönch zerrte ihn hinweg und bekam dafür vom Vikar, dem Kirchenpatron, eine Ohrfeige. Von einem zum anderen wurde das Gefecht hitziger und das schöne Ende war, daß sie sich mit Fäusten, Stöcken, Leuchtern, Kerzen und ähnlichen Dingen verprügelten — was ihnen gerade in die Hand kam. Die Messe wurde von keiner Partei gelesen. Es wurde ein großer Skandal. Sobald die Neuigkeit sich verbreitete, ging ich in die Kirche und bekam alles berichtet.[1]

Am 22. überfielen in der Morgendämmerung drei türkische Korsarengaleeren das Ufer und raubten fünfzehn bis zwanzig Leute, Fischer und arme Patres.

Am 25. besuchte ich den berühmten Arzt und Pisaner Professor Cornacchini. Er lebt auf seine Weise, die sehr von den Regeln seiner Kunst abweicht. Er schläft gleich nach Tisch, trinkt hundertmal im Tag usw. Er las mir ein paar seiner Reime vor, sie klangen hübsch und idyllisch. Er hält nicht viel auf die Bäder in der Nähe von Pisa, wohl aber auf die von Bagno-Acqua, die sechszehn Meilen von Pisa liegen.[2] Er findet sie unvergleichlich

[1] Anc. führt eine Pisaner Mönchschronik an, wonach eine solche Verwüstung angerichtet wurde, daß die Kirche 22 Tage geschlossen bleiben mußte. Der schlagfertige Vikar wurde nach Rom zitiert und mußte nachher feierlich in derselben Kirche die Brüder um Vergebung bitten.

[2] Bäder von Casciana.

Digitized by Google

für Leberkrankheiten — hiervon erzählte er eine ganze Menge von Wundern —, für Steine und Kolik; doch sei es ratsam, vorher die Bäder in der Villa zu gebrauchen. Er schloß, außer dem Aderlassen ließe sich nichts mit Bädern vergleichen, wenn man sie nur zu benützen versteht. In Bagno-Acqua gebe es übrigens auch gute Wohnungen, und der Aufenthalt sei bequem und angenehm.

Am 26. war morgens mein Urin so trüb und dunkel wie ich ihn noch nie gesehen hatte, auch lag ein kleiner Stein darin. Der Schmerz, den ich schon ungefähr seit zwanzig Stunden unter dem Nabel und am Glied verspürt hatte, der aber meist zu ertragen gewesen war und Nieren und Seiten nicht weiter belästigt hatte, hörte erst auf, als ich eine Zeit darauf einen zweiten Stein ausschied.

Donnerstag den 27. Juli verließen wir sehr früh Pisa. Ich war sehr befriedigt über die Höflichkeit und Freundschaft, mit der ich von den Herren Vintavinti, Lorenzo Conti, San Miniato (in seinem Hause wohnte der Cavaliere Camillo Gatani, der bot mir seinen Bruder als Reisebegleiter nach Frankreich an), del Borro und auch von den Handwerkern und Kaufleuten, die ich besucht hatte, aufgenommen worden war. Ich bin sogar überzeugt, daß es mir hier sogar nicht an Geld gefehlt hätte, wenn ich welches gebraucht hätte, trotzdem die Leute für sehr unzuvorkommend und hochmütig gelten. Jedenfalls aber, wer höflich ist, zwingt andere dazu.

Unter anderem findet man hier viel Tauben, Nüsse und Pilze.

Wir kamen zuerst eine Zeitlang durch die Ebene, dann trafen wir am Fuß eines Hügels die sogenannten

Digitized by Google

Bäder von Pisa. Es sind verschiedene; eine Marmorinschrift konnte ich nicht lesen: lateinische Verse, die die Wirksamkeit des Wassers bescheinigen. Sie scheint, soviel ich erraten konnte, aus dem Jahre 1300 zu stammen.[1]

Das größte und besuchteste Bad ist viereckig und bis auf eine Seite sehr praktisch angelegt. Die Stufen sind aus Marmor. Jede Seite ist dreißig Schritt lang. In einer Ecke sieht man den Quellsprudel. Ich versuchte das Wasser. Es kam mir geschmacklos und ohne jeden Geruch vor. Nur daß ich eine Schärfe auf der Zunge spürte. Mäßig warm. Leicht zu trinken. Ich bemerkte am Sprudel die gleichen Teilchen und weißen Atome, die ich in Baden getadelt und für Schmutz und von außen hereingedrungene Verunreinigung gehalten hatte. Jetzt glaube ich eher, daß es mineralische Bestandteile sind. Um so mehr, als man sie am Sprudel, wo das Wasser direkt aus der Erde quillt und am reinsten sein muß, am dichtesten sieht: genau wie in Baden.

Der Ort ist wenig besucht, die Unterkunft schlecht. Die Bäder sind fast ganz verlassen, und wenn sich jemand ihrer bedient, so kommt er morgens die vier Meilen von Pisa hierher und kehrt nach Hause zurück. Das große Bad ist nicht gedeckt, und es zeigt allein einige Spuren von hohem Alter. Es heißt, daß der Kaiser dies Wasser mit Hilfe von Aquädukten in seinen Palast geleitet habe.[2]

---

[1] Anc. merkt an: sie stammt von dem Grafen Montefeltro aus dem Jahre 1312 und ist in Prosa gehalten.

[2] Wahrscheinlich meint Montaigne die Caldacolliquelle, die Hadrian in seine Thermen leiten ließ. (Anc.)

Digitized by Google

Ein zweites Bad ist überdeckt, aber von gewöhnlichem Aussehen; das Volk badet darin. Sein Wasser ist klar und sehr rein. Es soll für die Leber und die von erhitzter Leber herrührenden Pusteln gut sein. Das Quantum, das man trinkt, ist dasselbe wie in den anderen Bädern, ebenso besteht die gleiche Sitte, nach dem Trinken zu gehen und dem Drang der Natur zu folgen, bestehe er in Schwitzen oder Entleerung.

Als wir die Höhe dieses Berges erreicht hatten, fanden wir die schönste Aussicht auf die große Ebene, auf das Meer, die Inseln, Livorno und Pisa.[1] Nach dem Abstieg kamen wir in die jenseitige Ebene, in der Lucca liegt, zehn Meilen davon.

An diesem Morgen gab ich wiederum einen Stein von mir; er war sehr groß und war dabei ganz offenbar von einem noch größeren Stück abgebrochen. Gott weiß es. Es geschehe nach seinem Willen.

Wir zahlten im Gasthaus wie in Pisa vier Giuli für den Herrn, drei für den Diener täglich. Am 28. bezog ich geradezu von dem sehr höflichen Anerbieten des Herrn Lodovico Pinitesi gezwungen, in seinem Haus eine Wohnung im Erdgeschoß; sie war ganz neu und vornehm eingerichtet und hatte fünf Zimmer, Saal und Küche. Ich fand hier alle nötigen Möbel in sauberstem Zustand; der italienische Geschmack kommt in dieser Beziehung dem französischen oft nicht nur gleich, sondern übertrifft ihn sogar.

Die hohen, schönen, breiten Wölbungen sind in der Tat ein großer Schmuck der italienischen Gebäude. Sie machen den Eingang der Häuser gefällig und

[1] Der Berg ist der San Giuliano, um dessentwillen, nach Dante (Inferno XXXIII, 30), die Pisaner Lucca nicht sehen können.

Digitized by Google

wirkungsvoll, da der ganze untere Teil auf diese Art gebaut ist, mit breiten, hohen Türen. Im Sommer speisen die Luccheser Edelleute öffentlich unter diesen Eingängen und jeder Vorübergehende kann ihnen zusehen.

Um die Wahrheit zu sagen: überall, wo ich in Italien Aufenthalt genommen habe, ausgenommen Florenz (wo ich trotz der Unbequemlichkeit, die sich zumal bei der Hitze in solchen Häusern bemerklich macht, das Gasthaus nicht verließ) und Venedig (wo wir in einem zu überlaufenen und vernachlässigten Hause wohnten — aber wir brauchten ja auch nur kurze Zeit darin zu bleiben) fand ich nicht nur eine gute, sondern auch angenehme Wohnung. Mein Zimmer lag für sich; es fehlte mir an nichts, ich war weder behindert noch in meinen Gewohnheiten gestört. Da Höflichkeitsbezeigungen manchmal lästig fallen und langweilen, so wurde ich nur selten von Einheimischen besucht. Ich schlief und studierte nach meinem Belieben, und wenn ich dann ausgehen wollte, so fand ich überall Gelegenheit, mit Männern und Frauen ins Gespräch zu kommen und ein paar Stunden zu vertreiben; außerdem blieben mir noch die Läden, die Kirchen, die Plätze. Da ich immer wieder den Ort wechselte, ging mir der Stoff, der mich reizen konnte, nie aus. Inzwischen genoß ich mit ruhigem Gemüt, so weit es mein Zustand und mein Alter zuließen.[1] Doch kamen von außen wenig Störungen. Was ich vermißte, war ein Genosse, der mir angenehm gewesen wäre; so war ich gezwungen, alles allein und ohne Mitteilung zu genießen.

[1] Montaigne war damals 48½ Jahre alt. Er starb elf Jahre darauf.

Digitized by Google

Die Luccheser spielen sehr gut Ball und man sieht oft vorzügliche Partien. Die Sitte, daß die Männer zu Roß durch die Straßen reiten, besteht fast gar nicht; auch Kutschen sieht man selten. Die Damen kommen auf Mauleseln einher; wenn sie zu Fuß ausgehen, folgt ihnen ein Diener. Mit großer Mühe nur können Fremde ein Haus mieten, denn es kommen nur sehr wenige her und die Stadt selbst ist übervölkert. Für ein gewöhnliches Haus mit vier möblierten Zimmern, Saal und Küche verlangte man mir siebzig Taler monatlich ab. Die Gesellschaft der Luccheser kann man nicht genießen, da alle bis zu den Kindern hinunter fortwährend mit ihren Geschäften zu tun haben und sich an der Ware bereichern wollen. Deshalb mutet die Stadt den Fremden etwas verdrießlich und ungefällig an.

Am 10. August machten wir mit Luccheser Edelleuten, von denen ich Pferde geliehen hatte, einen Ausflug. Die Villen vor der Stadt, drei bis vier Meilen entfernt, waren sehr hübsch und gefällig mit Säulengang und Loggia. Eine wies eine große, gewölbte Loggia auf, die innen ganz mit besonders gestützten Ästen und Laub der Weinrebe übersponnen war; ein natürliches, gefälliges Nest.

Der Kopfschmerz verließ mich manchmal auf fünf, sechs Tage und länger. Aber gänzlich konnte ich mich nicht davon erholen. Es kam mir die Laune, durch sorgsames Studium die florentinische Aussprache zu lernen. Ich wandte viel Zeit und Sorgfalt darauf, aber der Nutzen war sehr gering. Während dieser Jahreszeit verspürte man eine ungewöhnlich große Hitze.

Am 12. sah ich mir außerhalb Luccas die Villa des Herrn Benedetto Buonvisi an, sie war recht

Digitized by Google

hübsch. Unter anderem sah ich hier die Anlage bestimmter kleiner Bosketts, die an hochgelegenen Stellen angelegt werden. Auf einem Raum von ungefähr fünfzig Schritt werden verschiedene Baumarten angepflanzt, die das ganze Jahr über grün bleiben. Die Stelle wird mit kleinen Gräben umzogen, und immer werden kleine überdeckte Gänge angelegt. In der Mitte ist ein Versteck für den Vogelfänger, der mit Hilfe einer silbernen Pfeife und einer Zahl von eigens mitgenommenen und angebundenen Turteltauben auf mit Vogelleim bestrichenen Brettern zu besonderen Jahreszeiten, etwa im November, an einem Morgen zweihundert Wachteln fängt. Diese Jagd wird nur in einem bestimmten Teil der Stadt ausgeübt.

Sonntag, den 13. verließ ich Lucca, nachdem ich Auftrag gegeben hatte, dem Herrn Lodovico Pinitesi für sein Haus fünfzehn Taler anzubieten. Das entsprach einem Taler täglich. Er war es sehr zufrieden.

Wir besuchten an diesem Tag noch eine Menge von Landsitzen der Luccheſischen Edelleute: lauter reizende und schöne Villen. Wasser ist in Fülle vorhanden, nur läuft es nicht immer fort, ist nicht frisch, nicht natürlich. Es ist auffällig, daß eine so bergige Stelle so wenig Quellen vorweisen kann. Teilweise wird das Wasser aus dem Fluß hergeleitet und um des größeren Eindrucks willen als Quelle hergerichtet, mit Becken, Grotten und ähnlichem.

Zum Abendessen stiegen wir in einer Villa des genannten Herrn Lodovico ab, da sein Sohn Orazio immer in unserer Gesellschaft war. Dieser bewirtete uns aufs beste und gab uns ein sehr gutes Abendessen unter einem großen Portikus, der nach allen

Digitized by Google

Seiten offen und daher sehr kühl war; darauf erhielten wir jeder ein gutes Schlafzimmer, wo wir im Bett ganz weißes und sauberes Leinen fanden, nichts anderes wie schon in Lucca im Hause des Vaters.

Montag brachen wir frühzeitig auf. Ohne vom Pferd zu steigen, sahen wir uns unterwegs die Villa des Bischofs an; er war selbst anwesend und wir wurden von seinen Leuten sehr umworben und eingeladen, zu Tisch dazubleiben. Wir ließen uns nicht aufhalten und kamen bis zum Mittagessen nach den Bädern in der Villa, fünfzehn Meilen davon.

Groß war die Bewillkommung, mit der alle Leute unsere Rückkehr begrüßten. Es war nicht anders, als wenn ich in mein eigenes Haus zurückgekommen wäre. Ich richtete mich in demselben Zimmer wieder ein, unter den alten Bedingungen. Das Zimmer kostete zwanzig Taler im Monat.

Dienstag, den 15. August, ging ich früh am Morgen ins Bad und blieb etwas weniger als eine Stunde darin. Es war kälter geworden. Zum Schwitzen wurde ich dadurch nicht gebracht. Ich kam nicht nur gesund, sondern ich kann sogar sagen, in jeder Beziehung fröhlich ins Bad zurück. Nach dem Bade schied ich trüben Urin aus; am Abend, nachdem ich ein gutes Stück über alpenartige, schwierige Wege gegangen, war er sogar blutig geworden, und im Bett fühlte ich einen unbestimmten Schmerz in den Nieren.

Am 16. nahm ich wieder ein Bad, und zwar, um allein zu bleiben, im Frauenbad, in dem ich noch

Digitized by Google

nicht gewesen war. Es kam mir zu heiß vor, sei es, daß es das wirklich war, sei es, daß die Poren meiner Haut durchs Bad am Tag zu sehr geöffnet waren und die Wärme zu stark empfanden. Jedenfalls aber blieb ich höchstens eine Stunde darin und geriet dann leicht ins Schwitzen. Der Urin hatte seine natürliche Farbe, Gries war keiner zu sehen. Nach Tisch wurde der Urin jedoch wieder trüb und rot, und bei Sonnenuntergang blutig.

Am 17. fand ich das gleiche Bad weniger heiß. Ich schwitzte ganz wenig. Der Urin etwas trüb und mit etwas Gries; die Farbe bleichgelb.

Am 18. blieb ich im gleichen Bad zwei Stunden. Ich verspürte einen Druck auf den Nieren. Der Stuhlgang war ordentlich. Vom allerersten Tag an fühlte ich mich voller Blähungen und die Gedärme kollern. Ich glaube wirklich, daß es eine Wirkung des hiesigen Wassers ist, da es mir bei meinem ersten Aufenthalt genau so gegangen war.

Am 19. ging ich etwas später ins Bad, um einer Dame aus Lucca, die baden wollte, Platz zu machen; die Regel, daß die Damen über ihr Bad nach Belieben verfügen können, mußte ich einhalten. Ich blieb zwei Stunden im Wasser, wobei ich wieder eine kleine Schwäche im Kopfe fühlte: ein paar Tage lang hatte er sich recht gut gehalten. Der Urin war immer trüb, wenn auch mit Unterschied, und führte viel Sand mit sich. Ich stellte auch gewisse Bewegungen in den Nieren fest. Wenn ich richtig urteile, so üben die Bäder hier viel Wirkung auf dieses Organ und seine Umgebung aus; sie weiten und öffnen nicht nur die Durchgänge und Wege, sondern treiben auch ihren Inhalt weiter, indem sie ihn zersetzen und erweichen:

Digitized by Google

Ich warf Sandmengen aus, die genau wie aufgeweichte und zerteilte Steine aussahen.

In der Nacht fühlte ich in der linken Seite den Beginn einer sehr heftigen und stechenden Kolik, die mich eine ganze Zeitlang zerriß und gleichwohl nicht ihren gewöhnlichen Verlauf nahm: sie gelangte nicht bis zum Bauch und Schamberg, sondern endete derart, daß die Annahme nahe lag, es seien Blähungen gewesen.

Am 20. war ich zwei Stunden im Wasser. Die Blähungen im Unterleib machten mir den ganzen Tag zu schaffen. Ich schied fortwährend stark getrübten, roten, dicken Urin aus, darunter ein wenig Sand. Ich hatte Kopfschmerzen. Der Stuhlgang ging leichter vonstatten als gewöhnlich.

Die Feste werden hier nicht so streng gehalten wie bei uns, zumal der Sonntag nicht. Die Frauen erledigen ihre meiste Arbeit nach Tisch.

Am 21. setzte ich mein Baden fort. Danach taten mir die Nieren sehr weh. Der Urin war sehr trüb. Gries schied ich wenig aus. Der Schmerz in den Lenden war nach meiner Ansicht von Blähungen veranlaßt, die sich allenthalben erhoben. Am trüben Urin erkannte ich, daß ein paar große Steine niedersiegen.

Ich riet nur zu gut. Nachdem ich dies am Morgen geschrieben habe, wurde ich gleich nach Tisch von heftigen kolikartigen Schmerzen heimgesucht. Um mir die Sache nicht zu leicht zu machen, trat zudem auf der linken Backe ein sehr stechender noch nie gefühlter Zahnschmerz auf. Ich konnte es nicht mehr aushalten und legte mich nach zwei, drei Stunden zu Bett, wo nach kurzer Zeit der Schmerz in der Backe von mir

Digitized by Google

wich. Der andere zerriß mich immer noch. Da er aber von Stelle zu Stelle wanderte, merkte ich zuletzt, daß es vielmehr Blähungen als Steinschmerzen seien, und mußte ein Klistier verlangen, das mir gegen Abend gegeben wurde und ohne Unannehmlichkeit war. Es bestand nur aus Öl, Kamillen und Anis, nach Angabe des Apothekers allein. Der Kapitän Paulino reichte es mir mit solcher Geschicklichkeit, daß er in dem Augenblick, wo er die Blähungen traf und spürte, einhielt und zurückzog, dann fuhr er ganz langsam und linde fort, derart, daß ich ohne jeden Ekel das ganze nahm. Es war unnötig, daß er mich ermahnte, es nach Kräften zurückzuhalten, da es keine Anstalten dazu machte, den Körper zu verlassen. Ich blieb so bis zu drei Stunden liegen und dann dachte ich nach, ob es nicht Zeit wäre, es auszuscheiden. Als ich mühsam aus dem Bett gekommen war, nahm ich einen Mund voll Marzipan und vier Tropfen Wein. Kaum lag ich wieder im Bett und schlummerte ein, so mußte ich den Abort aufsuchen; und bis zum Tag ging ich viermal hin, jedesmal war ein Teil des Klistiers noch nicht ausgeschieden.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich sehr erleichtert, da ich unendliche Blähungen von mir gegeben hatte. Ich war sehr erschlafft, hatte aber keine Schmerzen. Mittags aß ich ein wenig ohne Appetit, trank ohne etwas zu schmecken und fühlte mich wieder angegriffen. Nach Tisch begannen wieder die Schmerzen in der linken Backe, die mir von Mittag bis Abend sehr zusetzten. Überzeugt, daß die Blähungen vom Bad kamen, unterließ ich es. Nachts schlief ich gut.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich beim Erwachen schlaff und unruhig; der Mund war trocken,

Digitized by Google

mit scharfem, schlechtem Geschmack, der Atem wie bei Fieber. Ich verspürte keine Schmerzen aber noch immer nahm dieser ganz trübe und ungewöhnliche Urin kein Ende, ebensowenig der rote Sand und Gries, den er, wenn auch nicht in großen Mengen, mit sich führte.

Am 24. schied ich morgens einen Stein aus, der in der Röhre stecken blieb. Ich hielt von da bis zur Tischzeit den Urin an, damit sich ein heftiger Drang einstelle. Damit konnte ich endlich, nicht ohne vorherige und nachherige Schmerzen und Blutung, den Stein ganz ausscheiden. Er war groß und lang wie ein Tannenzapfen, aber an einem Ende dick und von der Gestalt einer Bohne — um die Wahrheit zu sagen, so hatte er vollständig die Form eines männlichen Gliedes. Es war ein großes Glück für mich, daß ich ihn hatte austreiben können. Ich hatte noch nie einen Stein von dieser Größe ausgeschieden. Aber ich hatte wirklich an der Beschaffenheit meines Urins dies Ereignis kommen sehen. Ich werde sehen, was weiter folgt.

Es wäre zu große Feigheit und Schwäche von mir, wenn ich dem Tode, der mich auf diese Weise jeden Tag bedroht und jede Stunde näher rückt, nicht so unerschrocken wie möglich ins Gesicht sähe und auf ihn vorbereitet wäre. Inzwischen aber wird es das Vernünftigste sein, froh das Gute hinzunehmen, das Gott uns zu senden gefällt. Es gibt kein anderes Heilmittel, keine andere Vorschrift, keine andere Wissenschaft, das Übel zu vermeiden, wie und wie groß es auch sei und das von allen Seiten und zu jeder Stunde den Menschen bedroht, als sich entschließen, es menschlich zu ertragen oder aber mutig und unversehens ihm ein Ende zu setzen.

Digitized by Google

Am 25. August nahm der Urin wieder seine gewöhnliche Farbe an und ich kam wieder in meinen alten Zustand. Nur, daß ich manchmal, Tags oder Nachts, in der linken Backe Schmerzen hatte; aber das war ein örtlicher Schmerz, der auch nicht anhielt. Ich erinnerte mich, daß ähnliches Ungemach mich auch früher zu Hause überfallen hatte.

Samstag den 26. blieb ich morgens eine Stunde im Bad.

Am 27. wurde ich nach Tisch von einem siedenden Zahnschmerz grausam mißhandelt, derart, daß ich zum Arzt schickte. Als er gekommen war und alles betrachtet hatte, vor allem, daß in seiner Gegenwart der Schmerz aufhörte, meinte er, dieser Schmerz habe keine bestimmte oder nur ganz unmerkliche Veranlassung und rühre von Blähungen und Gasen her, die vom Magen in den Kopf stiegen und mit etwas schlechter Laune verbunden die Schuld trügen. Das kam mir sehr wahrscheinlich vor, da ähnliche Schmerzen auch an anderen Stellen aufgetreten waren.

Montag den 28. August begab ich mich beim Tagesanbruch an die Barnabasquelle und trank sieben Pfund vier Unzen, das Pfund zu vier Unzen. Ich bekam einmal Stuhlgang darauf. Etwas weniger als die Hälfte des Wassers schied ich bis Tisch wieder aus. Ich spürte förmlich, wie es Dünste in den Kopf entsandte und diesen umnebelte.

Dienstag, den 29., trank ich von der gewöhnlichen Quelle neun Gläser, die jedes ein Pfund weniger eine Unze enthielten. Plötzlich fühlte ich Kopfschmerzen. Allerdings war ich in dieser Beziehung nie aus dem schlechten Zustand herausgekommen, den ich mir während meines ersten Aufenthaltes in diesem Bade

Digitized by Google

zugezogen hatte. Ich fühlte sie seltener und etwas anders als einen Monat vorher, denn die Augen waren weder geschwächt noch geblendet. Ich litt mehr im Hinterkopf, wenn aber die Schmerzen im eigentlichen Kopf auftraten, dann fehlten sie auch nie in der linken Backe, in der sie alles trafen: die Zähne bis in die Wurzeln, das Ohr und einen Teil der Nase. Der Schmerz war kurz aber meist ganz siedend und er kam immer wieder, Tag und Nacht. So also war während dieser Kur mein Kopf beschaffen.

Ich glaube wohl, daß die Dünste des hiesigen Wassers, die man beim Trinken oder Baden einatmet, für den Kopf schädlich sind, noch mehr aber, wie ich versichern kann, für den Magen. Deshalb werden auch allgemein Medizinen angewandt, um vorzubeugen.

Ich schied, wenn ich das bei Tisch getrunkene Wasser — es war sehr wenig, nicht einmal ein Pfund — mitrechne, bis zum nächsten Morgen das ganze Wasser bis auf ein Pfund wieder aus. Nach Tisch, gegen Sonnenuntergang, ging ich ins Bad und blieb dreiviertel Stunden darin. Ich schwitzte ein wenig.

Mittwoch, den 30. August, trank ich neun Gläser: einundachtzig Unzen. Bis Tisch schied ich die Hälfte wieder aus.

Donnerstag machte ich im Trinken eine Pause und ritt am Morgen zu Pferd nach Controne, einer stark bevölkerten Gemeinde in den hiesigen Bergen. Ich sah eine Menge schöner, fruchtbarer Ebenen und Weideplätze oben auf dem Gipfel der Berge. Diese Gemeinde besteht aus einer Reihe von kleinen, bequemen Steinhäusern, auch die Dächer sind mit Steinen gedeckt. Ich machte auf dem Heimweg einen großen Bogen um die Berge.

Digitized by Google

Die Art, wie ich das zuletzt getrunkene Wasser wieder ausschied, gefiel mir nicht. Daher faßte ich den Entschluß, mit dem Trinken aufzuhören. Und es gefiel mir darum nicht, weil der Urin an diesem Tage nicht mit dem Eingenommenen übereinstimmte. Es müssen mehr als drei Gläser Wasser zurückgeblieben sein, nach dem gewöhnlichen Verhältnis zu schließen. Von einer plötzlich hinzugekommenen Verstopfung nicht zu reden.

Freitag, den 1. September 1581, badete ich am Morgen eine Stunde. Ich schwitzte ein wenig im Bad und entleerte hier mit dem Urin rötlichen Gries in großer Menge. Solange ich trank, war keiner abgegangen, oder nur ganz wenig. Der Kopf war wie immer, d. h. schlecht.

Ich begann des Badens hier müde zu werden. Und wenn ich die erwarteten Nachrichten aus Frankreich — sie waren vier Monate ausgeblieben — erhielt, war ich bereit, am ersten besten Tag aufzubrechen und meine Herbstkur an irgend einem anderen Platz zu beenden. Auf dem Weg nach Rom traf ich nicht einmal weit von der Hauptstraße die Bäder von Bagno-Acqua, Siena und Viterbo. Auf dem Weg nach Venedig die von Bologna[1] und dann die von Padua.

Ich ließ in Pisa mein Wappen herstellen; es war vergoldet, in schönen lebhaften Farben gehalten und kostete anderthalb französische Taler. Hier im Bad ließ ich es auf ein Brett kleben (es war auf Leinwand gemalt) und dann sehr sorgfältig an die Wand meines Zimmers annageln, unter der Bedingung, daß es als Zubehör des Zimmers und nicht als

[1] Wahrscheinlich Porretta.

Digitized by Google

Eigentum des Kapitäns Paulino gelten sollte und daß es unter keinen Umständen heruntergenommen werden dürfe, was auch in Zukunft mit dem Haus geschehen sollte. Der Kapitän versprach es mir mit einem Eid.

Sonntag, den 3. September, ging ich ins Bad und blieb etwas länger als eine Stunde darin. Ich fühlte eine Menge Blähungen, aber keine Schmerzen. Während der Nacht und am Morgen des nächsten Tages — Montag, 4. September — wurde ich wieder aufs Schlimmste von meinen Zahnschmerzen heimgesucht, fuhr aber fort zu zweifeln, daß es sich um einen kranken Zahn handle. Ich kaute am Morgen Mastix, ohne Erfolg. Zu der Erregung, in die mich dieser bohrende Schmerz versetzte, kam noch eine Verstopfung. Da ich um ihretwillen nicht den Brunnen zu benützen wagte, so tat ich sehr wenig für meine Kur. Zur Essenszeit und noch drei, vier Stunden nachher, ließ mich der Schmerz in Ruh. Um zwanzig Uhr befiel er mich im Kopf und auf beiden Backen mit solcher Wüt, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochte. Der Schmerz war so stark, daß ich mich übergeben wollte. Bald war ich ganz in Schweiß, bald ganz kalt. Weil er mich von allen Seiten anfiel, eben deshalb glaubte ich nicht, daß er von einem Zahn herrühren könne. Denn obwohl die linke Seite viel mehr heimgesucht wurde, trat er doch in beiden Schläfen, im Kinn, ja noch in den Schultern und der Kehle, kurz überall auf. Ich verbrachte die schlimmste Nacht, an die ich mich erinnern kann. Es ging wirklich drunter und drüber.

In dieser Nacht ließ ich auch einen Apotheker holen, der mir Branntwein gab, den ich auf die Seite

Digitized by Google

bringen sollte, die mir am meisten weh tat. Die Wirkung war außerordentlich, denn im selben Augenblick, wo ich ihn in den Mund nahm, legte sich der Schmerz. Aber sobald ich ihn ausgespuckt hatte, fing die Qual wieder von vorne an: ich hatte also die ganze Zeit über das Glas an den Lippen. Ich konnte den Branntwein dabei nicht einmal im Munde halten, denn sobald der Schmerz aufhörte, überfiel mich bei meiner Schwäche eine tiefe Müdigkeit: dann aber gerieten immer ein paar Tropfen Branntwein in die Kehle und ich mußte wieder auszuspucken anfangen. Gegen Tag hörte der Schmerz auf.

Am Dienstag morgen wurde ich im Bett von allen Edelleuten, die im Bad waren, besucht. Ich ließ mir auf die Schlagader der linken Schläfe ein kleines Mastixpflaster legen. An diesem Tag fühlte ich wenig Schmerzen. Während der Nacht band man mir warmen Werg auf die Backe und den kranken Teil des Kopfes. Ich schlief ohne Schmerzen, doch war der Schlaf nur wirr.

Mittwoch verspürte ich immer noch Schmerzen in den Zähnen und am linken Auge. Mit dem Urin schied ich Sand aus, doch nicht in solchen Mengen wie das erstemal, als ich hierher kam. Er sah wie Hirsekörner aus, fest und rot.

Donnerstag, den 7. September, blieb ich morgens eine Stunde im großen Bad.

Am gleichen Morgen erhielt ich einen von Rom nachgeschickten Brief des Herrn du Tausin, der am 2. August in Bordeaux geschrieben war und mir mitteilte, daß ich am Tag vorher einstimmig zum Bürgermeister dieser Stadt gewählt worden sei; und ich

Digitized by Google

wurde gebeten, das Amt meiner Heimat zuliebe anzunehmen.[1]

Sonntag, den 10. September, badete ich morgens eine Stunde im Damenbad; da es ein wenig heiß war, schwitzte ich auch ein wenig.

Nach Tisch ritt ich allein zu Pferd in die Umgebung und besuchte unter anderen Orten ein Dorf namens Granajolo, das auf dem Gipfel eines der höchsten Berge hier liegt. Während ich über diese Höhen ritt, sah ich auf die schönsten, fruchtbarsten und gefälligsten bewohnten Hügel herab, die man sich denken kann.

Ich kam mit den Landleuten ins Gespräch und fragte einen sehr alten Mann, ob sie die Bäder benützten. Er antwortete, es gehe ihnen wie denen, die nahe bei der Muttergottes von Loretto wohnen und nur selten eine Wallfahrt zu ihr machen. Die Bäder wirkten nur bei den Fremden und Ausländern. Gleichwohl ärgere ein Umstand ihn besonders und er habe bemerkt, daß seit ein paar Jahren die Bäder mehr schadeten als nützten. Der Grund war nach seiner Aussage folgender: Während man früher hier nie einen Apotheker und nur selten einen Arzt gesehen habe, so sei das jetzt umgekehrt. Und diese Leute, die nur auf ihren Vorteil aus seien, hätten die Meinung verbreitet, daß die Bäder nichts nützten, wenn man nicht Arzneien mitnehme: nicht nur vorher und nachher, sondern auch noch beim Trinken selbst: sie ließen einen das Wasser nicht leicht rein trinken.

[1] Montaignes Vater war schon Bürgermeister von Bordeaux gewesen. Montaigne wurde nach Ablauf seines zweijährigen Amtes 1584 wiederum gewählt, war also von 1582 bis 1586 Bürgermeister von Bordeaux.

Digitized by Google

Daraus folge dann sehr einleuchtend, daß mehr Leute an den Bädern hier sterben als genesen. Er war überzeugt, daß sie in kurzer Zeit in der ganzen Welt in schlechten Ruf kämen.[1]

Montag, den 11. September entleerte ich am Morgen ein gutes Maß Sand, meist in der Form von Hirsekörnern, fest, außen rötlich, innen bräunlich.

Am 12. September 1581 verließen wir die Bäder in der Villa früh morgens und kamen bis zu Tisch nach Lucca, vierzehn Meilen davon. Zu dieser Zeit begann die Weinernte. Das Fest des heiligen Kreuzes ist eines der Hauptfeste der Stadt. Acht Tage lang darf jeder, der wegen Schulden flüchtig ist, nach Hause kommen und ungestört seine Andacht verrichten.

Ich habe in ganz Italien nicht einen einzigen Barbier gefunden, der mir Haar und Bart gut geschnitten hätte.

Am Mittwoch Abend hörten wir die Vespermesse im Dom, in den die ganze Stadt und die Prozessionen strömten. Man sah die Reliquie des heiligen Antlitzes[2] enthüllt. Sie wird hier ganz besonders verehrt, denn sie ist sehr alt und wegen verschiedener Wunder berühmt. Zu ihrem Dienst ist auch der Dom gebaut worden: die kleine Kapelle, in der sie aufbewahrt wird, liegt noch mitten in der großen Kirche, störend

[1] Montaigne erzählt Essais II 37 aus einer Pyrenäengemeinde ein ähnliches Beispiel vom schlechten Einfluß der Ärzte.
[2] Ein Zedernholzkruzifix.

Digitized by Google

und gegen jede Regel der Baukunst.[1] Nach der Messe begab sich der ganze Aufzug in eine andere Kirche, die einst die Stelle des Doms eingenommen hatte.

Donnerstag hörte ich die Messe im Chor des Doms. Sämtliche Offiziere der Signoria wohnten ihr bei. In Lucca wird[2] viel Musik getrieben und gewöhnlich singen alle Gleichwohl sieht man, daß sie nur wenige gute Stimmen haben. Es wurde in dieser Messe mit allem möglichen Eifer gesungen und es war doch nichts Besonderes. Zu dieser Gelegenheit war ein großer, sehr hoher Altar aus Holz und Papier errichtet worden. Er war bedeckt mit Bildern, großen silbernen Leuchtern und verschiedenen silbernen Gefäßen, die derart aufgestellt waren, daß in der Mitte ein Becken, und darum vier Schüsseln standen. Der Altar war auf diese Weise von unten bis oben geschmückt und bot einen bemerkenswerten, schönen Anblick.

Jedesmal wenn, wie heute, der Bischof die Messe las und an die Worte Gloria in excelsis kam, flammten ein paar Päckchen Werg auf, die auf einem eisernen Gitter, das für diesen Zweck von der Mitte der Kirche herabhing, lagen.[3]

Hier war die Jahreszeit schon vorgeschritten; es war kalt und feucht.

Freitag, den 15. September fühlte ich einen besonders starken Drang zum Urinlassen: ich schied fast das Doppelte von dem aus, was ich getrunken

[1] Das Tempelchen ist viel später als der Dom, 1484, für seinen besonderen Zweck erbaut worden.
[2] In der Messe.
[3] Nach Anc. ein Symbol für die Eitelkeit der Dinge.

Digitized by Google

hatte. Wenn noch von dem Waſſer im Bad etwas zurückgeblieben war, ſo entleerte ich es wohl diesmal.

Am Samstag morgen ſchied ich einen kleinen rauhen Stein ohne jede Schwierigkeit aus. Ich hatte ihn in der Nacht ein wenig am Schamberg und beim Eintritt in die Rute geſpürt.

Sonntag, den 17. September fand die Zeremonie des Wechſels des Stadtgonfaloniere ſtatt. Ich ſah ſie im Palaſt an. Der Sonntag wird faſt gar nicht geachtet, es wird gearbeitet und viele Läden ſind offen.

Mittwoch, den 20. September verließ ich nach Tiſch Lucca, nachdem ich vorher zwei Ballen Waren nach Frankreich geſchickt hatte.

Wir folgten einem bequemen, ebenen Weg. Die Gegend war öde und erinnerte an die Landes in der Gascogne. Auf einer vom Großherzog Coſimo errichteten Brücke überſchritten wir einen großen Fluß.[1] In dieſem Ort ſind dem Großherzog gehörende Eiſenhütten und ein ſchönes Wirtshaus. Ferner ſah ich drei Fiſchweiher oder abgeteilte kleine Teiche, die mit Ziegelſteinen gepflaſtert und eingeſchloſſen ſind und in denen eine Unzahl von Aalen gehalten wird. Dieſe ſind bei dem niederen Waſſerſtand leicht ſichtbar.

Darauf überſchritten wir den Arno bei Fucecchino und kamen in der Dämmerung nach La Scala, zwanzig Meilen davon. Von Scala brach ich bei Sonnenaufgang wieder auf und folgte einer ſchönen, faſt ganz ebenen Straße. Die Gegend zeigte kleine, ſehr fruchtbare Berge, die an die franzöſiſchen Berge erinnerten.

[1] Die Gusciana bei Cappiano.

Digitized by Google

Wir durchschnitten Castel-Fiorentino, eine kleine ummauerte Stadt, und kamen dann unten und ganz nahe an Certaldo, dem Heimatsort Boccaccios vorüber, einem schönen befestigten Dorf auf einem Hügel. Zu Tisch langten wir in Poggibonsi an, achtzehn Meilen davon, einer kleinen Stadt. Zu Nacht aßen wir in Siena, zwölf Meilen davon. Es schien mir, als wäre es zu dieser Jahreszeit in Italien kälter als in Frankreich.

Der Platz in Siena ist der schönste, den man in einer Stadt sehen kann. Es wird auf ihm jeden Tag öffentlich an einem Altar Messe gelesen und alle Häuser und Läden sehen dabei zu, derart, daß die Handwerker und das ganze Volk, ohne ihre Beschäftigung aufgeben oder nur aufstehen zu müssen, sie anhören können. Wenn die Wandlung an der Reihe ist, ertönt eine Trompete und gibt jedem Nachricht.

Sonntag, den 24. September verließen wir nach Tisch Siena. Auf einer bequemen, wenn auch ungleichmäßigen Straße — die Gegend weist fruchtbare Hügel und Berge nicht alpinen Charakters auf — kamen wir nach San Chirico, zwanzig Meilen davon, einem kleinen geschlossenen Flecken. Wir stiegen außerhalb der Mauern ab. Das Saumtier legte sich an einer Furt in den Bach und verdarb alle meine Sachen, vor allem die Bücher, und es bedurfte Zeit, um sie zu trocknen. Auf den nahen Hügeln zur Linken lagen Montepulciano, Monticello, Castiglioncello.

Am Montag besuchte ich früh am Morgen ein Bad, das zwei Meilen in der Nähe lag und Vignone heißt, nach einem kleinen ummauerten Flecken,

Digitized by Google

den man davor trifft. Das Bad liegt auf einer kleinen Höhe, an deren Fuß der Urciafluß vorbeifließt. Es besteht aus etwa einem Dutzend kleiner Häuser, die wenig Bequemlichkeit versprechen und abstoßen. Das Ganze sieht sehr verwahrlost und armselig aus. In einem großen Teich, den Mauern und Stufen einschließen, sieht man mehrere Sprudel des heißen Wassers. Es riecht fast gar nicht nach Schwefel, raucht wenig und scheint nach seinem roten Bodensalz mehr eisenhaltig zu sein. Es wird nicht getrunken. Die Länge des Weihers beträgt sechzig Schritt, die Breite fünfunddreißig. Um ihn herum liegen vier oder fünf getrennte Örtlichkeiten, die gedeckt sind und an denen man badet. Das Bad hat einen ziemlichen Namen.

Dies Wasser wird nicht getrunken, wohl aber das von San Cassiano, das berühmter ist und achtzehn Meilen von San Chirico auf dem Weg nach Rom liegt, zur linken Hand von der Hauptstraße.

In Anbetracht der Sauberkeit der irdenen Geschirre hier, die so weiß und reinlich sind, daß sie von Porzellan scheinen, und so wohlfeil sind, fand ich sie wirklich angenehmer beim Essen als das in Frankreich gebräuchliche Zinn, vor allem dasjenige, welches man in den Gasthäusern in ganz schmutzigem Zustand erhält.

Während dieser Tage fühlte ich etwas Kopfschmerzen, von denen ich schon gänzlich befreit zu sein glaubte. Wie früher verspürte ich um Augen und Stirn und andere vordere Teile Druck, Schwäche und Trübungen und machte mir wieder viel Sorgen.

Dienstag kamen wir zu Tisch nach La Paglia, dreizehn Meilen davon; zur Nacht nach San Lorenzo

Digitized by Google

sechzehn Meilen davon: abscheuliche Herbergen. Die Weinlese begann hier.

Mittwoch morgen erhob sich ein Zank zwischen unseren Leuten und den Vetturinos in Siena, die, weil wir zur Reise länger als gewöhnlich gebraucht hatten, von ihnen verlangten, sie sollten den Unterhalt der Pferde tragen und für diesen Abend nicht bezahlen wollten. Die Sache ging so weit, daß ich mit dem Gouverneur sprechen mußte. Er hörte mich an und entschied zu meinen Gunsten: Einer der Vetturinos wurde ins Gefängnis gesteckt. Ich meinerseits erklärte, daß das Pferd, das sich ins Wasser gelegt und die meisten meiner Sachen verdorben hatte, schuld an unserer Verzögerung gewesen sei.

Nahe an der Hauptstraße, ein paar Schritte zur rechten Hand, sechs Meilen von Montefiascone oder etwas sonst hier Befindlichem liegt ein Bad namens . .[1], mitten in einer ganz großen Ebene, drei bis vier Meilen vom nächsten Berg entfernt. Es bildet einen kleinen See: an dem einen Ende sieht man einen dicken Strahl fröhlich sprudeln und ein Wasser in die Höhe schleudern, das einen verbrennt.
Es riecht sehr nach Schwefel, schäumt und hat einen weißen Satz. Von diesem Sprudel ist nach einer Seite eine Leitungsröhre gelegt, die das Wasser zu zwei Bädern in einem benachbarten Hause führt. Dieses Haus steht allein und hat sehr viele, aber armselige Zimmerchen. Ich glaube nicht, daß es da großen Andrang gibt. Man trinkt sieben Tage lang, jedesmal zehn Pfund; aber man muß das Wasser zuerst ein wenig abkühlen lassen, um ihm seine Hitze

[1] Naviso am Bagnacciosee.

Digitized by Google

zu nehmen, gerade wie man es im Bad Preiſſac macht. Man badet ebenſo viele Tage. Das Haus und das Bad gehören einer beſtimmten Kirche. Die Pacht beträgt fünfzig Taler. Aber außer dem Gewinn, den die im Frühling kommenden Kranken bringen, verkauft der Mieter noch den Schlamm, den man aus dem See fiſcht: dieſer Schlamm, in heißes Öl eingerührt, dient der Chriſtenheit als Mittel gegen die Krätze; oder auch, in Waſſer gerührt, als Mittel für räudige Schafe und Hunde. Wenn er dieſen Schlamm, ſo wie er iſt, auf Tiere verlädt, bekommt er zwei Giuli für die Ladung; verkauft er ihn in trockenem Zuſtand in Kugelform, ſo bekommt er ſieben Quattrini für jede Kugel. Wir begegneten einer großen Schar Hunde des Kardinals Farneſe, die man zum Baden dorthin führte.

Ungefähr drei Meilen von dort kamen wir nach Viterbo, ſechzehn Meilen davon. Es war ſchon ſo ſpät, daß wir Mittag- und Abendeſſen zuſammenlegen mußten. Ich war gerade ſehr heiſer und erkältet und mußte wegen der Wanzen vollſtändig angezogen auf einem Tiſche in San Lorenzo ſchlafen: was mir nur in Florenz und an dieſem Orte paſſiert iſt. In Viterbo aß ich eine gewiſſe Sorte Eicheln, genſole genannt, die ſehr ſchmackhaft ſind. Man findet ſie an vielen Orten Italiens. Es gibt dort auch ſo viele Stare, daß man einen für einen Baiocco bekommt.

Donnerstag, am 28. September, morgens ſah ich mir einige andere Bäder in der Nähe an. Sie liegen mitten in der Ebene, recht weit von den Bergen entfernt. Man ſieht zuerſt an zwei verſchiedenen Punkten Gebäude, wo vor kurzem noch Bäder waren; ſie ſind aber durch Nachläſſigkeit eingegangen. Aus dem

Digitized by Google

Boden steigt ein entsetzlicher Geruch. Es ist außerdem noch ein kleines, elendes Häuschen da, in welchem ein ganz kleiner Sprudel heißen Wassers quillt, woraus man leicht ein kleines Bassin zum Baden machen könnte. Das Wasser hat keinen Geruch, einen unbestimmten Geschmack und ist mittelmäßig heiß. Meiner Ansicht nach enthält es viel Eisen. Von diesem Wasser trinkt man. Weiter draußen liegt der sogenannte Palast des Papstes, weil man glaubt, Papst Nikolaus habe ihn erbaut oder wiedererbaut. Vor diesem Palast entspringen ganz tief im Boden drei verschiedene Sprudel heißen Wassers: einer davon dient zum Trinken. Er ist von mittlerer Wärme, hat weder übeln Dunst noch sonst einen Geruch. Was den Geschmack anlangt, ist dieses Wasser ein wenig scharf und kratzend. Ich glaube, es enthält viel Salpeter. Ich ging mit der Absicht hin, drei Tage davon zu trinken. Man trinkt, was die Menge betrifft, soviel davon wie anderswo. Man geht darnach spazieren und ist froh, wenn man in Schweiß gerät.

Dieses Wasser macht viel von sich reden und wird nach ganz Italien versandt; und ihm gibt der Arzt, der über die Bäder umfassend geschrieben hat,[1] den Vorzug vor allen andern Wassern Italiens. Besonders schreibt man ihm große Wirkung auf Nierengeschichten zu. Man trinkt es meistens im Mai. Es war ein schlechtes Vorzeichen für mich, als ich an der Mauer eine Inschrift las, in der jemand die Ärzte verflucht, die ihn hierher geschickt hatten, wo sein Zustand schlimmer geworden war. Außerdem sagte

[1] Bacci: De Thermis, 1571. (Anc.)

Digitized by Google

mir der Bademeister, die Saison sei schon zu sehr vorgeschritten, ermutigte mich aber kaltblütig zum Trinken.

Es gibt nur ein Gasthaus, das aber groß und außerordentlich bequem ist und anderthalb Meilen von Viterbo liegt. Ich ging zu Fuß dorthin. Es sind dort drei oder vier Bäder von verschiedener Wirkung, außerdem ein besonderer Ort zum Duschen. Dieses Wasser bildet einen ganz weißen Schaum, der sehr leicht dick und fest wie Eis wird und auf dem Wasser eine harte Kruste bildet. Die ganze Gegend sieht weiß verkrustet aus. Wenn man ein Stück Zeug hineinlegt, so wird es sofort mit diesem Schaum überzogen und fest, als ob es gefroren wäre. Man reinigt sich mit den Flocken die Zähne, und verschickt und verkauft sie. Versucht man den Satz, so hat man nur den Geschmack von Erde oder Sand. Man sagt, es sei eine Art Marmor. Wer weiß, ob er sich nicht auch noch in den Nieren versteinert? Trotzdem sagt man, sobald das Wasser in Flaschen gefüllt sei, bilde es keinen Satz mehr und halte sich rein und klar. Ich glaube, daß man es mit Vergnügen trinken könnte und auch, daß es einen besonderen Geschmack bekommt, der ihm nur vorteilhaft ist.

Auf dem Rückweg besuchte ich in derselben Ebene, die sehr lang und acht Meilen breit ist, den Ort, wo die Bewohner von Viterbo (es gibt keinen Edelmann unter ihnen, und alle sind Handwerker und Kaufleute[1]) Hanf und Flachs rösten, was sie mit großer Kunst tun. (Die Männer erledigen diese Arbeit, Frauen sieht man nicht.) Es waren große

[1] Nach Anc. unrichtig.

Digitized by Google

Vorräte da und viele Handwerker. Den Mittelpunkt bildet ein See, dessen Wasser zu jeder Jahreszeit gleich heiß und kochend ist. Dieser See soll keinen Grund haben; von ihm sind andere kleine warme Seen abgeleitet, worin Hanf und Flachs gewaschen werden.

Als ich zu Hause ankam — ich war zu Fuß hin und zu Pferd zurück — schied ich einen kleinen Stein aus. Er war rot, fest und von der Dicke eines Weizenkornes. Ich hatte ihn am Tag vorher am Schamberg hinabgleiten gefühlt. Beim Durchgang stockte er. Will man dem Austritt etwas nachhelfen, so tut man gut, den Urin zurückzuhalten und dann mit verstärkter Gewalt herauszupressen. Ein Rezept, das mir der Herr von Langon in Arsac gab.

Am Samstag, am Tag des heiligen Michael, ging ich nach dem Essen eine Meile vor die Stadt zur Madonna an der Eiche. Man geht eine sehr schöne, ebene und gerade Landstraße entlang, die von Anfang bis zum Ende mit Bäumen bepflanzt und sehr sorgfältig vom Papst Farnese[1] angelegt worden ist. Die Kirche ist schön, voll von heiligem Schmuck und unzähligen Weihgeschenken. Die lateinische Inschrift besagt, daß vor ungefähr hundert Jahren ein Mann, von Räubern verfolgt und halbtot, sich zu einer Eiche geflüchtet habe, an der sich dieses Bild der Madonna befand; er flehte sie an und wurde durch ein Wunder für die Räuber unsichtbar und entkam so der nahen Gefahr. An dieses Wunder knüpft sich die besondere Verehrung dieser Madonna. Um die Eiche wurde jene schöne Kirche

[1] Paul III.

Digitized by Google

gebaut. Man sieht jetzt den Stamm der Eiche unten abgeschnitten und den Teil, an dem das Bild hängt, an der Mauer befestigt; auch die Zweige sind ringsum abgeschnitten.

Samstag, am letzten September, reiste ich vormittags von Viterbo ab und ging nach Bagnaia, einem Ort, der dem Kardinal Gambara gehört, schön gebaut ist und unter anderm besonderen Reichtum an Brunnen aufweist. In diesem Punkte kommt er sowohl Pratolino wie Tivoli nicht nur gleich, sondern übertrifft sie sogar. Vor allem kommt das Wasser frisch von der Quelle, was Tivoli nicht hat, und zwar in solchem Überfluß (wie es auch Pratolino nicht hat), daß es zu tausend Wasserkünsten genügt. Derselbe Messer Tomaso da Siena, der in Tivoli die Arbeit geleitet hat oder wenigstens hauptsächlich, ist auch hier der Leiter, aber die Arbeit ist noch nicht vollendet. Er fügt den alten immer neue Erfindungen hinzu und hat hier in sein letztes Werk noch viel mehr Kunst, Schönheit und Ergötzlichkeit hineingelegt. Neben den tausend Teilen dieses kunstreichen Körpers sieht man eine hohe Pyramide, die das Wasser in zahllosen Abwechslungen in die Höhe schleudert: hier steigt es in die Höhe, dort fällt es nieder. Um die Pyramide liegen vier kleine, klare, hübsche, bis an den Rand gefüllte Seen. Inmitten eines jeden steht ein steinernes Schiffchen mit zwei Büchsenschützen, die zielen und auf die Pyramide Wasser schießen und einem Trompeter, der Wasser bläst. Seen und Pyramide kann man auf schönen Gängen umschreiten, die mit hübschem, kunstvoll gearbeitetem Steingeländer eingefaßt sind. Anderen gefielen andere Teile besser. Der Palast ist klein, aber hübsch und reizend. Sicherlich

Digitized by Google

— wenn ich mich darauf verstehe — trägt dieser Ort bei weitem den Preis davon, was die Verwendung und Ausnützung des Wassers betrifft. Er selbst war nicht da. Aber da wir Franzosen waren, und er es in seiner Gesinnung auch ist, wurden wir von seinen Leuten mit aller Höflichkeit und Freundschaft, die man nur verlangen kann, behandelt.

Von da folgten wir dem geraden Wege und kamen nach Caprarola, dem Palast des Kardinals Farnese, der in ganz Italien viel von sich reden macht.[1] Ich habe in Italien keinen gesehen, der sich mit diesem vergleichen ließe. Ringsum läuft ein in den Kalkstein eingeschnittener Graben. Das Gebäude liegt darüber, hinter einer Terrasse versteckt: man sieht keine Ziegeln. Es ist im Fünfeck gebaut, scheint dem Auge aber doch ziemlich viereckig. Im Inneren aber ist es vollkommen rund mit breiten Gängen ringsum, die gewölbt und überall bemalt sind. Die Gemächer alle viereckig, das Gebäude sehr groß, die Säle sehr schön. Unter diesen ist einer besonders bewundernswert: oben am Gewölbe (denn das Gebäude ist überall gewölbt) sieht man den Himmelsglobus mit allen Figuren. Ringsum an den Wänden breitet sich die Erdkugel aus, die Weltgegenden und die Kosmographie, alles sehr reich auf die Mauer selbst gemalt.[2] An verschiedenen anderen Stellen sind die berühmtesten Taten des Papstes Paul III. und des Hauses Farnese dargestellt. Die Personen sind so lebensgetreu porträtiert, daß man unseren Konnetabel, die Königin-Mutter, ihre Kinder Karl, Hein-

[1] Von Vignola erbaut.
[2] Die Fresken sind von Tempesta und den Zuccari.

Digitized by Google

rich, den Herzog von Alençon und die Königin von Navarra sofort wiedererkennt, wenn man sie nur anblickt. Desgleichen auch König Franz, Heinrich II., Pietro Strozzi und andere. In einem anderen Saale sieht man an dem einen Ende und zwar an der ehrenvollsten Stelle, das Bildnis des Königs Heinrich II., darunter die Inschrift: Erhalter des Hauses Farnese; am andern Ende dasjenige des Königs Philipp mit der Inschrift: Für die zahlreichen von ihm empfangenen Wohltaten.[1] Es sind auch außen sehr schöne bemerkenswerte Dinge. Unter anderem eine Grotte, in der sehr kunstvoll und für Auge und Ohr sehr natürlich das Niederfallen des Regens nachgeahmt wird. Das Wasser bildet dann einen kleinen See. Die Landschaft ist alpin und unfruchtbar. Und das Wasser für die Springbrunnen muß von Viterbo aus einer Entfernung von acht Meilen hergeleitet werden.

Wir folgten von da einer gleichmäßigen Straße durch eine große Ebene und trafen auf weite Wiesenflächen, in deren Mitte man an einigen trockenen, grasloſen Plätzen Wasserſprudel hervorkommen sieht, die aber kalt sind und derart nach Schwefel riechen, daß man den Geruch schon von sehr weit bemerkt. Wir schliefen in Monterossi, dreiundzwanzig Meilen davon. Am ersten Sonntag im Oktober kamen wir in Rom an, zweiundzwanzig Meilen davon.

---

[1] Paul III. hatte 1545 seinen natürlichen Sohn zum Herzog von Parma und Piacenza gemacht. Nach dessen Ermordung 1547 stritten Österreich und Frankreich um die Herzogtümer, bis Octavio Farnese 1552 von beiden als Nachfolger seines Vaters bestätigt wurde und Margareta, Tochter Karls V., heiratete.

Digitized by Google

Es herrschte in dieser Jahreszeit eine große Kälte und eine eisige Tramontana. Montag und die folgenden Tage fühlte ich mich im Magen nicht ganz wohl. Deshalb nahm ich einige Mahlzeiten allein ein, um weniger zu essen. Ich hatte guten Stuhlgang und fühlte mich wieder ziemlich frisch, den Kopf ausgenommen, der auch niemals wieder ganz in Ordnung kommt.

Am Tage, als ich nach Rom kam, empfing ich Briefe der Schöffen von Bordeaux, die mir sehr höflich von meiner Wahl zum Bürgermeister ihrer Stadt Mitteilung machten und mich dringend baten, zurückzukommen.

Sonntag, den 8. Oktober 1581, sah ich in den Thermen des Diokletian auf dem Monto Cavallo einen Italiener, der bei den Türken, wo er lange Sklave gewesen war, tausend Reiterkunststücke gelernt hatte. So stand er bei vollem Galopp aufrecht auf den Füßen im Sattel, warf mit aller Kraft einen Wurfspieß und ließ sich mit einem Ruck wieder in den Sattel zurückfallen. Bei rasendem Ritt, eine Hand am Sattel, sprang er vom Pferd, mit dem rechten Fuße den Boden berührend, den linken noch im Steigbügel; so sprang er mehrere Male herunter und wieder in den Sattel zurück. Er machte beim Reiten mehrere Kunststücke auf dem Sattel. Er schoß mit viel Gewandtheit mit einem türkischen Bogen vor- und rückwärts. Kopf und Schulter auf den Hals des Pferdes stützend, die Beine in der Luft, feuerte er das Tier an. Er warf eine Kugel in die Luft und fing sie wieder auf, alles im Galopp. Im Sattel stehend, fing er mit einer Lanze einen Handschuh auf, wie man den Ring sticht. Dann

Digitized by Google

schwang er noch mit dem Fuß eine Lanze um seinen Kopf, der er vorher mit der Hand einen Schwung gegeben hatte.

Am 10. Oktober schickte der französische Gesandte nach dem Essen einen Bedienten, um mir sagen zu lassen, wenn ich wollte, nähme er mich in seinem Wagen mit, um die Möbel des Kardinals Ursini zu besichtigen, die verkauft wurden; er war diesen Sommer in Neapel gestorben und hatte seine Nichte, noch ein Kind, zur Erbin seines großen Besitzes eingesetzt. Unter anderen seltenen Sachen war eine mit Schwanenfedern gefütterte Seidendecke dabei. Solche ganze Schwanenfelle mit Federn sieht man sehr viel in Siena; man hat mir für ein gut in Stand gesetztes nur anderthalb Taler abverlangt. Sie sind so groß wie ein Hammelfell, und es genügten wenige für eine solche Decke. Ich sah auch ein Straußenei, das auf allen Seiten bearbeitet und ganz mit schönen Malereien versehen war. Außerdem einen viereckigen Schmuckkasten mit einer Anzahl Juwelen darin; aber da die Kassette sehr kunstvoll überall mit Spiegeln ausgeschmückt war, schien sie beim Öffnen nach allen Seiten, nach oben und unten viel größer und tiefer zu sein und zehnmal soviel Juwelen zu enthalten als in Wirklichkeit, weil jeder Gegenstand durch die Spiegelung mehrere Male sichtbar wurde. Die Spiegel konnte man nur mit Mühe entdecken.

Donnerstag, den 12. Oktober, führte mich der Kardinal von Sans (einer jener Brüder, die Wasser und Parfüms fabrizieren, von denen ich schon erzählt habe)[1] im Wagen zur Kirche S. Giovanni e Paolo

[1] Die Jesuaten.

Digitized by Google

auf dem Monte Celio, deren Patron er ist. Es scheint, als ob die Höhe der Lage künstlich wäre, da die Kirche unten mit großen unterirdischen Gängen und Sälen ganz ausgewölbt ist. Man sagt, dort sei das Forum Hostilium gewesen. Von den Gärten und Weinbergen dieser Brüder hat man eine sehr schöne Aussicht, man hat das alte und das neue Rom vor sich. Es ist ein Ort, der wegen seiner steilen außerordentlichen Höhe fast von jeder Seite getrennt und unzugänglich ist.

Am selben Tag übergab ich einem Spediteur einen schön hergerichteten Holzkasten, um ihn nach Mailand zu schicken; zu diesem Wege brauchen die Maultiertreiber gewöhnlich zwanzig Tage. Die ganze Last wog 150 Pfund, und man zahlt für jedes Pfund vier Baiocchi, das sind zwei französische Sous. Es waren sehr viele wertvolle Sachen darin, besonders eine sehr schöne Kette mit dem Agnus Dei, die in Rom nicht mehr ihresgleichen hatte, nur für den Gesandten der Kaiserin[1] besonders gearbeitet worden war, für den sie der Papst mit einem „Cavaliere" gesegnet hatte.[2]

Sonntag, den 15. Oktober, morgens reiste ich von Rom ab und ließ meinen Bruder mit 43 Goldtalern zurück, mit denen er fünf Monate dort zu bleiben und das Fechten lernen zu können glaubte. Er hatte sich vor meiner Abreise ein hübsches kleines Zimmer für 20 Giuli monatlich gemietet. Bis zur ersten Station begleiteten mich die Herren von Estissac, Montluc, der Baron Chasai, der Herr von Marivau

[1] Maria, Tochter Karls V., Gemahlin Maximilians II., die nach dem Tode des Kaisers in Spanien lebte.

[2] Ein Kranz von Paternostern und Avemarias.

Digitized by Google

und mehrere andere. Wenn ich nicht vorher abgereist wäre, um den Herren die Mühe zu sparen, wären noch viele andere gekommen, die schon Pferde gemietet hatten, wie die Herren von Ambres, Alègre, du Bellai und andere.

Ich kam zum Schlafen nach Ronciglione, dreißig Meilen davon. Da ich die Pferde bis Lucca gemietet hatte, jedes für zwanzig Giuli, bestritt der Vetturino die Ausgabe für die Pferde selbst.

Montag morgen war ich erstaunt, eine solche scharfe Kälte zu empfinden, daß es mir schien, als hätte ich noch nie eine so kalte Jahreszeit erlebt. Dabei war die Weinlese und die Ernte hier noch nicht einmal beendigt. Ich kam zum Mittagessen nach Viterbo, wo ich meine Pelze und Wintersachen anzog, zum Abendessen nach San Lorenzo, neunundzwanzig Meilen davon. Von da kam ich zur Nacht nach San Chirico, zweiunddreißig Meilen davon. Alle diese Straßen waren gerade in diesem Jahre auf Anordnung des Großherzogs von Toskana fertig geworden: ein schönes Werk und für den öffentlichen Gebrauch von großem Nutzen. Gott belohne ihn dafür! Denn die schwierigsten Wege sind dadurch leicht und bequem, wie die Straßen einer Stadt. Es war sehr erstaunlich, wie viele Menschen nach Rom gingen. Die Preise für die Mietpferde nach Rom waren daher infolge des Mangels ganz maßlos, die von Rom zurück bekam man fast umsonst. Nahe bei Siena sieht man, wie an vielen anderen Orten, eine doppelte Brücke, über die das Bett eines anderen Gewässers geleitet ist.

Wir kamen abends nach Siena, zwanzig Meilen davon. Nachts litt ich etwa zwei Stunden an Kolik, und ich glaubte das Herabgleiten des Steines zu ver-

Digitized by Google

ſpüren. Am Donnerstag, ganz früh, beſuchte mich Guglielmo Felice, ein jüdiſcher Arzt, der mir eine lange Rede hielt, wie ich mein Leben wegen der Nieren und des Grieſes regeln ſollte. Darauf reiſte ich von Siena ab und bekam wieder einen Kolikanfall, der drei bis vier Stunden dauerte. Nachher merkte ich deutlich, daß der Stein bei großem Schmerz am Schamberg und anderen Stellen ganz herabgekommen war.

Ich kam zum Abendeſſen nach Ponte a Elſa, achtundzwanzig Meilen davon. Ich ſchied hier einen Stein aus, der größer als ein Hirſekorn war, dazu viel rötlichen Gries, ohne Schmerz und Schwierigkeit beim Durchgang. Ich reiſte von da Freitag morgen ab und hielt mich unterwegs in Altopaſcio, ſechzehn Meilen davon auf. Ich blieb hier eine Stunde, um die Tiere Hafer freſſen zu laſſen; auch gab ich hier ohne großen Schmerz viel Gries und einen langen Stein von mir, der teils weich, teils hart war und die Größe eines dicken Kornes hatte. Wir trafen unterwegs mehrere Bauern, die Weinlaub pflückten, welches ſie aufbewahren und im Winter den Tieren zu freſſen geben; andere ſammelten Farren, um Streu davon zu machen. Wir ſchliefen in Lucca, acht Meilen davon. Ich wurde von mehreren Edelleuten und Handwerkern aufgeſucht.

Samstag, den 21. Oktober, morgens ſchied ich wieder einen Stein aus, der ein wenig in der Röhre ſtecken blieb, aber doch ohne Schmerz und Schwierigkeit abging. Er war viel runder als die andern, hart und maſſiv, aber uneben und holperig, innen weiß, außen rötlich und viel größer als ein Korn. Dabei hatte ich immer Gries. Man ſieht daraus, daß die Natur ſich manchmal ſelbſt hilft, und man

Digitized by Google

fühlt eine ganze Flut dieses Zeuges. Aber danken wir Gott, daß sie ohne nennenswerten Schmerz fortgeht und mich in meinen Handlungen nicht behindert.

Nachdem ich eine Traube gegessen hatte (denn auf Reisen aß ich morgens nur sehr wenig oder gar nichts), verließ ich Lucca, ohne auf einige Edelleute, die mich begleiten wollten, zu warten. Ich hatte einen schönen, meistens ebenen Weg, zur Rechten die mit unzähligen Olivenbäumen bestandenen Hügel, zur Linken Sümpfe und vor mir das Meer.

Noch im Gebiet von Lucca kam ich an einer Vorrichtung vorüber, die durch die Nachlässigkeit dieser Herrn halb verfallen ist und dadurch das ganze Land ringsum schädigt; sie sollte zum Austrocknen und Fruchtbarmachen der Sümpfe dienen: Es war ein großer Graben gezogen worden, an dessen oberem Ende drei Räder fortwährend durch einen schnell fließenden Bach, der von der Höhe des Berges herabfiel, in Bewegung gesetzt wurden. Die Räder schöpften mit bestimmten an ihnen befestigten Gefäßen auf der einen Seite das Wasser aus dem Bach; auf der anderen schütteten sie es in einen zweiten höher gelegenen Kanal: dieser war ganz ausgemauert und leitete das Wasser ins Meer. Auf diese Weise sollte das ganze Land ringsum trockengelegt werden.

Ich kam mitten durch Pietra Santa, ein Kastell des Großherzogs von Florenz; es war sehr groß und hatte viele Häuser: trotzdem fehlten die Bewohner, weil die Luft so schlecht sein soll, daß man nicht dort bleiben kann und die meisten sterben oder hinsiechen.

Wir kamen abends nach Massa di Carrara, zweiundzwanzig Meilen davon, einer Stadt, die dem Fürsten von Massa aus dem Hause Cibo gehört. Man

Digitized by Google

sieht ein schönes Kastell auf einem Hügel. Auf der Mitte dieses Hügels, rings um das Schloß und unter ihm liegen die Straßen und Häuser, von festen Mauern umgeben. Und weiter unten, außerhalb der Mauern, liegt ein großer Flecken in der Ebene, der von anderen, neuen Mauern eingeschlossen wird. Der Ort ist hübsch, hat schöne Straßen und schöne, bemalte Häuser.[1]

Ich war gezwungen, neuen Wein zu trinken, da man hier überall keinen anderen trinkt; er wird durch den Zusatz von einem bestimmten Holz und Eiweiß so klar, daß er an Farbe dem alten gleichkommt, aber er hat dafür irgendeinen nicht natürlichen Geschmack.

Sonntag, den 22. Oktober, folgte ich zuerst einer sehr ebenen Straße und hatte das thyreniſche Meer immer zur Linken in der Entfernung eines Büchsenschusses. Auf diesem Wege lag zwischen uns und dem Meer eine nicht sehr große Ruine, die eine große Stadt, Luna genannt, gewesen sein soll.[2]

Wir kamen dann nach Sarzana, einer Stadt im Gebiet von Genua, dessen Wappen, ein heiliger Georg auf dem Pferd, überall zu sehen ist. Die Genuesen halten hier eine Garde von Schweizer Soldaten, denn die Stadt gehörte früher dem Großherzog von Florenz. Und wenn nicht das Fürstentum Massa dazwischen entstanden wäre,[3] so hätten ohne Zweifel Pietra Santa und Sarzana, Grenzstädte zweier Gebiete, fortwährend in Fehde gelegen.

Wir mußten hier vier Giuli für eine Pferdepost bezahlen. Bei unserem Aufbruch schoß die Artillerie

[1] Der Flecken hieß Massa dipinta, das gemalte Massa. (Anc.)

[2] Etruskische Stadt, die von den Arabern 1016 zerstört wurde. Die Überreste stammen von einem Amphitheater und einem Zirkus.

[3] 1568.

Digitized by Google

gerade einen Freudensalut zu Ehren Don Giovannis von Medicis ab, des natürlichen Bruders des Großherzogs von Florenz. Er kam auf dem Wege von Genua, wo er die Kaiserin im Auftrag seines Bruders wie andere italienische Fürsten besucht hatte, hier durch. Bei dieser Gelegenheit wurde viel von dem Aufwand des Herzogs von Ferrara gesprochen, der die Kaiserin in Padua mit vierhundert Karossen besuchte, nachdem er die Signorie von Venedig um die Erlaubnis gebeten hatte, ihr Gebiet mit sechshundert Pferden durchziehen zu dürfen: es war ihm geantwortet worden, es sei ihm mit einer bestimmten, etwas geringeren Zahl gestattet: er setzte darauf alle seine Leute in Karossen und brachte sie alle durch das venezianische Gebiet, verringerte aber die Zahl der Pferde. Den Prinzen Don Giovanni traf ich unterwegs: es war ein junger, sehr schöner Mann, den zwanzig Reiter begleiteten; sie trugen die schönsten Harnische, saßen aber auf Mietspferden, was in Italien selbst für Prinzen nicht unpassend ist.

Um nach Mailand zu kommen, macht es wenig Unterschied aus, ob man den Weg über Genua oder eine der übrigen Straßen einschlägt; es läuft auf dasselbe hinaus. Ich hätte Genua und die Kaiserin, die sich dort befand, gern gesehen. Was mich abhielt, war der Umstand, daß es zwei Straßen gibt, die hinführen. Die eine, zu der man von Sarzana aus drei Tage braucht, ist vierzig Meilen lang ein sehr schlechter Hochgebirgsweg über Felsen und Abhänge, wozu noch abscheuliche Herbergen kommen: sie wird auch wenig benutzt. Die andere führt nur bis Lerici, das drei Meilen von Sarzana entfernt liegt, und wo man sich einschifft und in zwölf Stunden

Digitized by Google

Genua erreicht. Da ich das Wasser wegen meines Magens nicht vertragen konnte und anderseits weniger die Unbequemlichkeit auf der Straße als den Mangel an Wohnungen fürchtete, der in Genua wegen des großen Zudranges herrschte, und da ich zudem hörte, die Straße von Genua nach Mailand sei nicht besonders sicher, und ich auch nichts anderes im Kopf hatte als meine Rückkehr, so beschloß ich Genua liegen zu lassen und folgte der Straße zur rechten Hand, die durch eine ganze Kette von Bergen führte, aber immer unten in den Tälern blieb, dem Magrafluß folgend, der zu unsrer Linken lag. Wir kamen bald durch genuesisches, bald durch florentinisches Gebiet, bald durch solches, das den Herrn aus dem Hause Malaspina[1] gehörte.

Schließlich kamen wir auf einem meist guten, nur an einigen Stellen steinigem und abschüssigem Wege zum Schlafen nach Pontremoli, dreißig Meilen davon, einer sehr ausgedehnten Stadt mit alten Häusern von mäßigem Reiz. Es sind ein paar Ruinen aus dem Altertum da und sie soll Appua geheißen haben.[2] Gegenwärtig gehört sie zum Gebiet von Mailand[3] und neulich zum Hause Fiesco.[4] Die Stadt liegt auf einer Talsohle zwischen Bergen.

Bei Tisch wurde als erstes der Käse gereicht, wie es bis nach Mailand und in der Gegend von Piacenza

[1] „Die Markgrafschaft Malaspina ist ein Freistaat, der nur dem Reich untersteht und an das Gebiet von Genua grenzt." Brief Paul de Foix' vom 13. November 1581 (L.)

[2] Hauptstadt der Apuaner.

[3] Mailand war spanisch und in Pontremoli regierte ein spanischer Gouverneur.

[4] Während einer Verschwörung im Jahre 1547.

Digitized by Google

Sitte ist. Auf genuesische Art wurden die Oliven ohne Kerne, mit Essig und Öl angemacht, an Stelle von Salat aufgetragen, was sehr gut schmeckte. Zum Händewaschen bekam man ein gefülltes Wasserbecken, das auf einer kleinen Bank stand. Alle mußten sich in dem gleichen Wasser reinigen.

Ich zog Montag, den 23., morgens weiter; sofort hinter dem Haus begann der Aufstieg auf den Apennin, der sehr hoch war, aber keine Schwierigkeit oder Gefahr bot. Es ging den ganzen Tag bergauf, bergab; meist waren die Höhen unfruchtbar und alpin. Wir übernachteten in Fornove, dreißig Meilen davon, im Staat des Grafen von San Secondo gelegen. Es machte mir Vergnügen, daß ich den Beutelschneidern in den Bergen glücklich entronnen war, die den Reisenden mit ihren Preisen für Essen und Mietspferde bis aufs Blut quälen.

Bei Tisch bekam ich hier verschiedene Arten Ragout vorgesetzt, die sehr gut waren; auch die Saucen daran waren verschieden, die eine war aus Quitten hergestellt.

Es besteht hierzulande eine außerordentliche Not an Mietspferden. Man ist völlig in der Hand von Leuten, die gegen die Fremden weder Treu noch Glauben üben. Andere zahlen zwei Giuli für Pferd und Station, mir wurden drei, vier, fünf Giulis für jede Station abgefordert, derart, daß der Preis jeden Tag um einen Taler stieg; davon abgesehen rechneten sie zwei Stationen, wo nur eine war.

Ich war hier nur zwei Stationen von Parma entfernt, und von Parma nach Piacenza war die gleiche Entfernung wie von Fornove nach Piacenza, so daß ich meinen Weg nur um zwei Stationen ver-

Digitized by Google

längert hätte. Ich wollte aber nicht hingehen, um meine Reise nicht zu verzögern, wie ich auch schon auf alles andere verzichtet hatte. Dieser Ort[1] ist ein kleines Dorf aus sechs oder sieben Häuschen und liegt in einer Ebene längs des Taroflusses — wenigstens ist das, glaube ich, sein Name.

Indem wir diesem Fluß am Dienstag morgen eine Zeitlang folgten, kamen wir zum Mittag nach Borgo San Donnino, zwölf Meilen davon, einem kleinen Kastell, das der Herzog von Parma gerade mit schönen, gut flankierten Mauern umgeben läßt. Bei Tisch bekamen wir eine Marmelade aus in Stückchen geschnittenen Äpfeln und Quitten, die an halbgekochtes Quittenbrot erinnerte.

Cremona, das gerade so weit wie Piacenza entfernt war, ließen wir rechter Hand liegen und kamen auf einem sehr schönen, gleichmäßigen Wege durch eine Gegend, in der man bis zum Horizont weder Berge noch eine Unebenheit sieht: der Boden war sehr fruchtbar. Von Station zu Station wechselten wir die Pferde, und ich ritt die zwei letzten Stationen im Galopp, um zu sehen, was ich meinen Nieren zutrauen konnte: ich empfand weder Schmerzen noch Müdigkeit, und der Urin hatte seine natürliche Farbe.

Nahe bei Piacenza stehen zwei große Säulen, die eine auf der einen Seite der Straße, die andere auf der anderen, ungefähr vierzig Schritt von einander entfernt. An ihrem Fuße steht auf lateinisch ein Verbot, zwischen ihnen Bäume und Reben zu pflanzen. Ich weiß nicht, ob man nur die Breite der Straße erhalten will oder ob nicht vielmehr von hier bis

[1] Fornove.

Digitized by Google

zur Stadt, eine Strecke von einer halben Meile, der Festungsrayon frei bleiben soll, wie es der Fall ist.

Wir schliefen in Piacenza, zwanzig Meilen davon, einer Stadt, die früher sehr groß war.[1] Da ich früh angekommen war, durchstreifte ich sie drei Stunden lang von einem Ende bis zum anderen. Die Straßen sind schmutzig und ungepflastert, die Häuser klein. Und auf dem Platz, dem Hauptstück, steht der Palast der Gerechtigkeit mit wertlosen Buden und das Gefängnis; die ganze Bürgerschaft sieht man hier zusammen.

Ich sah das Kastell, das in den Händen des Königs Philipp ist und in dem dreihundert Spanier liegen, die, wie ich von ihnen selbst hörte, schlecht bezahlt werden. Reveille und Appell werden mit den Instrumenten geblasen, die bei uns Hoboen, bei ihnen fifarri heißen, und dauern eine Stunde. Im Kastell wohnt eine Unmenge Leute und es ist ein schöner Artilleriepark vorhanden. Der Herzog von Parma[2] kommt nie hin. Er seinerseits — und zur Zeit weilte er gerade in der Stadt — wohnt in der Zitadelle, einem anderen Kastell. Das Kastell, das der König Philipp besetzt hält, betritt er nie.[3]

Jedenfalls fand ich nichts Sehenswertes, außer den neuen Bau von S. Agostino, den der König Philipp an Stelle einer anderen Kirche des hl. Augustin, die er für das Kastell brauchte, hat aufführen lassen, indem er einen Teil ihrer Einkünfte zurück behielt. Die Kirche, die sehr schön begonnen ist, muß erst noch

[1] Bis zur Plünderung durch Francesco Sforza (1447), der zehntausend Einwohner als Sklaven verkaufen ließ.

[2] Octavio Farnese.

[3] Die spanische Besatzung wurde 1585 aufgehoben.

Digitized by Google

vollendet werden. Die Wohnung der Brüder, deren Zahl siebzig beläuft, und die doppelten Wohnungen der Klosterherren sind fertig: dieses Gebäude scheint mir mit seinen Gängen, Schlafsälen, Vorratsgewölben und anderen Einrichtungen das reichste und großartigste zu sein, und wenn ich mich recht erinnere, habe ich kein gleiches für die Kirche bestimmtes sonst irgendwo gesehen.

Salz kommt in einem Stück auf den Tisch, ebenso der Käse als ein großes Stück ohne Platte.

Der Herzog von Parma erwartete in Piacenza die Ankunft des ältesten Sohnes des Erzherzogs von Österreich,[1] welchen (den Sohn) ich in Innsbruck gesehen hatte; man sagte, er gehe nach Rom, um zum römischen König gekrönt zu werden.[2]

Es wird Wasser zum Händewaschen gereicht; das für den Wein bestimmte wird mit einem großen Messinglöffel geschöpft. Der Käse, den man hier ißt, gleicht völlig den Piacentini, die man überall kauft.

Piacenza liegt auf halbem Wege von Rom nach Lyon. Um Mailand näher zu kommen, mußte ich in Marignano, dreißig Meilen davon, übernachten: von da bis Mailand sind es noch zehn Meilen. Ich machte einen Umweg von zehn Meilen, um Pavia zu sehen, und brach Mittwoch, den 25. Oktober, frühzeitig auf. Die Straße war gut. Unterdessen schied ich einen kleinen weichen Stein und viel Sand aus. Wir zogen mitten durch ein kleines Kastell des Grafen Santastore. Gegen Ende unseres Weges überschritten wir den Po auf einem auf zwei Booten ruhenden

[1] Ferdinand, König von Böhmen und Ungarn. S. Innsbruck. Der Sohn war der Kardinal Andreas.

[2] Was nie der Fall war.

Digitized by Google

Gerüst und in dessen Häuschen. Das ganze wurde längs eines Strickes, der verschiedene Male an kleinen im Strom verankerten Booten befestigt war, hinübergeleitet. Nicht weit davon mündet der Tessin in den Po.

Wir kamen frühzeitig in Pavia an, dreißig kleine Meilen davon. Erst begann ich mir die Hauptsachen anzusehen: Die Brücke über den Tessin,[1] den Dom, die Kirchen Carmine, S. Tomaso und S. Agostino: in letzter ist der Sargschrein des heiligen Augustin, ein reiches Grabmal aus weißem Marmor mit einer Menge Statuen.[2] An einem bestimmten Platz in der Stadt sieht man eine Säule aus Ziegelsteinen mit einem Standbild, das nach dem Antoninus Pius, der zu Pferd vornen auf dem Kapitol zu sehen ist,[3] gebildet zu sein scheint. Die Statue hier ist kleiner und kommt der anderen an Schönheit nicht gleich. Was mir aber noch zweifelhafter vorkommt, ist der Umstand, daß die Statue hier Steigbügel und einen Sattel mit Bogen hinten und vornen hat, während jene nichts dergleichen aufweist und mit der Ansicht der Gelehrten übereinstimmt, daß Steigbügel und derartige Sättel erst seither erfunden wurden. Irgendein unwissender Bildhauer hat vielleicht gedacht, diese Dinge würden fehlen.[4]

[1] Wo nach Essais I, 14 der Konnetabel von Montmorency bei der Belagerung Pavias die Besatzung des Brückenkopfes hatte aufknüpfen lassen.

[2] 290.

[3] Montaigne meint den Marc Aurel.

[4] Dies Reiterstandbild in Pavia, das vor alter Zeit aus Ravenna kam, wurde 1796 zerschlagen, weil es einen Tyrannen darstellte. (Anc.). Der Präsident de Brosses spottet (I. S. 83) über das Pferd, eine Ahnmutter Rosinantes, und den Reiter, der von einem barbarischen Ostgoten herzustammen scheine.

Digitized by Google

Ferner sah ich den Anfang des Gebäudes, das der Kardinal Borromeo für die Scholaren aufführen läßt.

Die Stadt ist groß, ganz hübsch und gut bevölkert, und es fehlt auch nicht an Handwerkern der verschiedensten Art. Schöne Häuser sind nur wenige da. Dasjenige, in dem neulich die Kaiserin wohnte, ist auch nicht der Rede wert. Ich sah das französische Wappen, doch waren die Lilien verwischt. Alles in allem, es ist nichts Besonderes zu sehen.

Hier bekommt man die Pferde zu zwei Giuli für jede Station. Das beste Gasthaus oder richtiger die beste Herberge, in der ich von Rom bis hierher logierte, ist die „Post" in Piacenza, vielleicht die beste in ganz Italien nach der in Verona. Die schlimmste auf meiner Reise war der „Falke" in Pavia. Hier (und in Mailand) wird das Holz für sich bezahlt; in den Betten fehlen die Matratzen.

Ich verließ Pavia Donnerstag, den 26. Oktober. Ich schlug den Weg zur Rechten ein, der eine halbe Meile vom geraden Weg nach Mailand entfernt ist, um den Ort zu sehen, wo das Heer des Königs Franz geschlagen wurde:[1] die Stelle ist ganz eben. Ferner wollte ich die Kartause[2] sehen, die mit Recht den Namen einer sehr schönen Kirche hat. Die Fassade, ganz aus Marmor und mit reichem Schmuck, ist wirklich staunenswert. Ein elfenbeinerner Altarschmuck stellt das alte und neue Testament dar. Unter anderem ist das marmorne Grabmal von Giovanni Galeozzo Visconti da, des Gründers der Kirche;[3] sehenswert ist auch der Chor und der Schmuck des

[1] Schlacht bei Pavia 1525.
[2] Die Certosa.
[3] Gestorben 1562.

Digitized by Google

Hauptaltars und das ungewöhnlich große, sehr schöne Kloster. Das sind die schönsten Sachen. Die Anlage ringsum ist sehr groß und erinnert nicht nur durch Größe und Zahl der verschiedensten Gebäude, sondern noch mehr durch die Menge der Leute, Diener, Pferde, Kutschen, Handwerker und Arbeiter an den Hof eines sehr großen Fürsten. Es wird fortwährend daran gearbeitet, die gewaltigen Ausgaben tragen die Väter mit ihren Einkünften. Das ganze liegt mitten auf einer sehr schönen Wiese.

Von hier kamen wir nach Mailand, zwanzig Meilen davon. Es ist die volkreichste Stadt Italiens: groß und voll Handwerkern und Kaufleuten jeder Art. Sie gleicht sehr Paris und erinnert stark an eine französische Stadt. Die Paläste von Rom, Neapel, Genua und Florenz fehlen ihr, aber an Größe übertrifft sie sie alle, an Volksgedränge erreicht sie Venedig.

Freitag, den 27. Oktober, besah ich das Kastell von außen und umging es fast vollständig. Es ist ein sehr großer Bau von wunderbarer Stärke. Die Besatzung beträgt mindestens siebenhundert Spanier. Es ist mit Geschützen wohl versehen und es wurden noch neue Verschanzungen hergestellt.

Ich blieb den ganzen Tag in der Stadt wegen des heftigen Regens, der uns überrascht hatte. Bis jetzt waren uns Wetter und Wege sehr günstig gewesen. Samstag, den 28. Oktober, verließ ich Mailand am Morgen. Die Straße, die wir zogen, war eben und schön, und obwohl es fortwährend regnete und der Weg voll Wasser stand, war doch kein Schmutz da, da die Gegend sandig ist.

Zu Tisch kam ich nach Buffalora, achtzehn Meilen davon. Wir überschritten hier auf einer

Digitized by Google

Brücke den Naviglio, der schmal aber tief ist und große Barken nach Mailand trägt. Etwas weiter setzten wir in Barken über den Tessin und kamen zur Nacht nach Novara, zwölf Meilen davon, einer kleinen, reizlosen Stadt, die eben liegt. Ringsherum Wein, Büsche und fruchtbares Land.

Wir brachen am Morgen auf und machten, um die Tiere fressen zu lassen, einen Augenblick in Vercelli Halt, achtzehn Meilen davon. Die Stadt gehört dem Herzog von Savoyen und liegt gleichfalls eben am Ufer der Sesia, die wir in einer Barke überschritten. Der Herzog hat hier in großer Hast und mit einer Unzahl von Arbeitern eine Festung bauen lassen, die, soweit ich von draußen sehen konnte, recht schön ist: er hat damit den Verdacht seiner Nachbarn,[1] der Spanier erregt.

Darauf kamen wir durch zwei kleine Kastelle, S. Germano und S. Giaco. Und während wir immer durch dieselbe schöne Ebene, die vor allem reich an Nußbäumen war (hierzulande gibt es keine Oliven und bloß Nußöl), zogen, kamen wir zur Nacht nach Livorno, zwanzig Meilen davon, einem Städtchen mit mehreren Häusern. Montag brachen wir früh auf und kamen auf ebener Straße zum Essen nach Chivasso, zehn Meilen davon, und von hier, eine ganze Anzahl von Flüssen und Bächen in Barken oder an Furten überschreitend, nach Turin, zehn Meilen davon. Wir hätten leicht zum Essen hierher kommen können.

Es ist eine kleine Stadt in wasserreicher Gegend, nicht besonders gebaut, auch nicht anziehend, ob-

[1] In Mailand.

Digitized by Google

wohl mitten durch die Straßen ein Bach fließt, um sie zu reinigen. Ich gab in Turin fünfeinhalb Taler fürs Pferd bis nach Lyon: eine Reise von sechs Tagen, bei der ich nichts mit dem Unterhalt zu schaffen hatte. Französisch ist hier sehr alltäglich, und die Leute scheinen Frankreich sehr gewogen zu sein. Der Volksdialekt hat fast nichts mit dem Italienischen zu tun: italienisch ist die Aussprache, der Rest besteht aus unseren Wörtern.

Wir zogen Dienstag, den letzten Oktober, weiter und kamen auf einer gleichmäßigen Straße zu Tisch nach Sant Ambrogio, zwei Stationen davon. Darauf auf einer engen, von den Bergen eingeschlossenen Ebene[1] nachts nach Susa, zwei Stationen davon, kleinem Kastell mit mehreren Häusern. Ich verspürte hier einen großen Schmerz im rechten Knie, der mehrere Tage anhielt und immer noch wuchs. Die Gasthäuser sind hier besser als sonst in Italien; der Wein ist gut, das Brot schlecht, die Portionen reichlich, die Wirte höflich. Dasselbe in ganz Savoyen.

An Allerheiligen hörte ich die Messe und kam dann nach La Novalese, eine Station davon. Hier mietete ich acht „Marronis", die mich im Tragstuhl bis zur Höhe des Mont-Cenis und dann wieder hinunter trugen.

Hier spricht man französisch, daher gebe ich die fremde Sprache auf,[2] deren ich mich recht leicht bediene und doch sicher sehr ungeschickt, da ich, immer in

[1] Das Tal der Doria Riparia.

[2] Die italienische, in der seit Lucca die Aufzeichnungen abgefaßt waren.

Digitized by Google

Gesellschaft von Franzosen, keine Gelegenheit zum ordentlichen Erlernen hatte.

Ich überstieg den Mont-Cenis halb im Sattel, halb im Stuhl, den vier Männer abwechselnd auf ihren Schultern trugen. Der Aufstieg dauert zwei Stunden, ist steinig und für Pferde, die ihn nicht gewohnt sind, ungeeignet, im übrigen aber ohne Gefahr und Schwierigkeit: da der Berg immer in seiner ganzen Breite vor einem aufwächst, so sieht man keinen Abgrund und die einzige Gefahr besteht darin, daß man strauchelt. Auf dem Berg liegt eine zwei Meilen breite Ebene mit einigen Häuschen, Seen und Brunnen und der Post: keine Bäume, aber viele Pflanzen und Wiesen, die in der milden Jahreszeit genutzt werden. Von da ab ist alles mit Schnee bedeckt. Der Abstieg dauert eine Meile und ist gerade und steil. Ich ließ mich von meinen Leuten tragen und gab ihnen für ihre Bemühung zu acht Mann zwei Taler. Obwohl es nur einen Teston[1] kostet. Es ist ein hübscher Scherz, der ganz gefahrlos ist.

Wir aßen ohne großen Appetit in Lans-le Bourg, zwei Stationen davon, einem Dorf am Fuß des Berges, im Savoyischen, und schliefen nach zwei Meilen weiterer Reise in einem kleinem Dorf. Überall sind Forellen häufig; der alte und neue Wein ist ausgezeichnet.

Darauf kamen wir auf bergigem, steinigem Weg zu Tisch nach S. Michel, fünf Meilen davon, einem Dorf in dem die Post ist. Darauf bezogen wir sehr spät und ganz naß vor Tau Nachtlager in La Chambre, fünf Meilen davon, einer kleinen Stadt,

[1] Kleine Silbermünze im Wert von ungefähr 15 Sous.

Digitized by Google

nach der sich die Marquis de la Chambre nennen. Freitag, den 3. November aßen wir zu Mittag in Aiguebelle, vier Meilen davon, einem geschlossenen Flecken. Nachtlager in Montmellian, vier Meilen davon, Stadt und Fort, das sich auf einer kleinen Erhebung mitten in der Ebene zwischen den hohen Bergen erhebt. Die Stadt liegt unter dem Fort am Isèrefluß, der sieben Meilen weiter Grenoble durchfließt. Hier kam mir die Vorzüglichkeit der italienischen Öle zum Bewußtsein, denn das Öl hier begann mein Magen nicht mehr zu vertragen, während das andere mir nie wieder in den Mund gekommen war.

Zu Tisch kamen wir nach Chambéry, zwei Meilen davon. Die Hauptstadt von Savoyen, klein, schön und handeltreibend, zwischen die Berge gebettet, aber an einer Stelle, wo sie stark zurücktreten und eine ziemlich große Ebene freigeben.

Hierauf überwanden wir den Mont du Chat, der hoch, steil und steinig, aber ganz ungefährlich und unbeschwerlich ist; an seinem Fuß liegt ein großer See[1] und an dessen Ufer ein Schloß, namens Bordeau, in dem mit großem Geräusch Schwerter hergestellt werden. Nachtquartier bezogen wir in Hyene vier Meilen davon, einem kleinen Flecken.

Sonntag vormittag überschritten wir die Rhone und behielten den Fluß zu unserer Rechten; vorher waren wir auf diesem Ufer an einem kleinen Fort vorübergekommen, welches der Herzog von Savoyen mitten zwischen beengenden Felsen gebaut hat.[2] Über den einen hinweg führt ein kleiner schmaler Weg und

[1] Der Lac du Bourges.
[2] Pierre-Châtel.

Digitized by Google

an dessen Ende liegt das Fort, ähnlich wie das Fort von Chiusa, das die Venezianer am Fuß der Tiroler Berge angelegt haben.

Indem wir immer der Talsohle innerhalb der Berge folgten, kamen wir in einem Zug nach S. Rambert, sieben Meilen davon, einem Dorf im genannten Tal. In den meisten savoyischen Städten fließt durch die Mitte ein Bach; die Gassen aber an den beiden Ufern sind überdeckt, so daß man aller Zeit trocken und geschützt bleibt; allerdings sind die Läden um so dunkler. Montag, den 6. November, verließen wir am Morgen S. Rambert, nachdem der Herr Francesco Cenami, Bankier in Lyon, der sich wegen der Pest hierher zurückgezogen hatte, seinen Neffen mit höflichen Komplimenten und einem Angebinde Wein zu mir geschickt hatte.

Ich brach Montag frühzeitig auf und betrat, nachdem ich endlich die Berge endgültig hinter mir hatte, die französischen Ebenen. Im Boot setzte ich bei Chazey über den Ainfluß und kam in einem Zug nach Montluel, sechs Meilen davon, einer kleinen Stadt mit großem Durchgangsverkehr im Besitz des Herzogs von Savoyen, dessen letzte Stadt es ist.

Dienstag nahm ich nach Tisch die Post und kam zur Nacht nach Lyon, zwei Stationen oder drei Meilen davon. Die Stadt gefiel mir sehr. Freitag kaufte ich von Josef de la Sone drei neue gestutzte Pferde für zweihundert Taler, nachdem ich am Tag vorher schon von Malezieu einen Paßgänger für fünfzig Taler und ein anderes gestutztes für dreiunddreißig erstanden hatte. Am Samstag, am Tag des hl. Martin, hatte ich am Morgen große Magenschmerzen und blieb im Bett, bis am Nachmittag Durchfall eintrat. Ich aß

Digitized by Google

nichts zu Mittag und wenig zu Abend. Sonntag, den 12. November, lud mich der Herr Alberto Giachinotti aus Florenz, der mir auch andere Höflichkeiten erwies, zum Essen in sein Haus ein und bot mir auch an, mir Geld zu leihen, obwohl er mich bis dahin nicht gekannt hatte.

Mittwoch, den 15. November 1581, verließ ich Lyon nach Tisch und kam auf bergigem Weg zur Nacht nach La Bourdellière, fünf Meilen davon, einem Dorf, das nur aus zwei Häusern besteht. Donnerstag hatten wir einen schönen, ebenen Weg, überschritten auf der Hälfte in der Nähe von Feurs, einem kleinen Dorf, im Boot die Loire und kamen in einem Zug nach L'Hospital, acht Meilen davon, einem kleinen geschlossenen Flecken.

Am Freitag morgen folgten wir einer bergigen Straße in scharfem Schneewetter und schneidendem Wind, der uns entgegenwehte, und begaben uns nach Thiers, sechs Meilen davon, einer kleinen Stadt am Allierfluß, die sehr starken Handel treibt, gut gebaut und volkreich ist. Die Einwohner treiben hauptsächlich Handel mit Papier und haben einen Ruf für Messer und Spielkarten. Der Ort ist gleich weit von Lyon, St. Flour, Moulins und du Puy. Je näher ich nach Hause kam, um so schleppender schien mir der Weg und in der Tat, wenn ich die Tage zählte, so war ich in Chambéry erst auf halbem Wege von Rom aus.[1] Die Stadt gehört zu den Ländern des Hauses . . .[2] im Besitz des Herzogs von Mont-

[1] Von Rom bis Chambéry brauchte, die Aufenthalte nicht mitgerechnet, Montaigne 18 1/2 Tage und von da bis Montaigne wieder 18 1/2 Tage.

[2] Duprat bis 1569.

Digitized by Google

pensier. Ich sah mir bei Palmier die Herstellung von Karten an. Dazu sind wie zu einer anderen guten Arbeit eine Reihe von Arbeiter und viel Geschicklichkeit nötig. Die gewöhnlichen Karten kosten ein Sou, die feinen zwei Carolus.[1]

Samstag kamen wir durch die fette Ebene der Limagne und erreichten, nachdem wir auf dem Boot die Dora und dann den Allier überschritten hatten, zur Nacht Pont-du-Chateau, vier Meilen davon. Die Pest hat hier schlimm gehaust und man hört mehrere bemerkenswerte Geschichten davon. Das Herrenhaus, der Stammsitz des Vicomtes von Canillac, ging z. B. in Flammen auf, als man es mit Feuer desinfizieren wollte. Der genannte Herr sandte einen seiner Leute mit mündlichen Anerbietungen zu mir und ließ mich bitten, an den Herrn von Foix zu schreiben und seinen Sohn, den er nach Rom schicken wollte, zu empfehlen.[2]

Sonntag, den 19. November, kam ich bis Mittag nach Clermont, zwei Meilen davon, wo ich wegen meiner jungen Pferde Rast machte. Montag, den 20., brach ich am Morgen auf. Auf der Höhe des Puy-de-Dôme schied ich einen ziemlich großen Stein von breiter, platter Form aus, der seit der Früh auszutreten begann und den ich schon am Tage vorher am Anfang der Rute gespürt hatte; da er in die Blase zu gleiten sich anschickte, fühlte ich ihn auch etwas in den Nieren. Er war weder weich noch hart.

Ich machte einen Abstecher nach Pongibaut,

[1] Von Karl VIII. geprägt.

[2] Der Vicomte war mit einer Nichte Brantômes verheiratet. (L.)

Digitized by Google

wo ich im Vorübergehen Madame de la Fayette[1] guten Tag sagte; ich hielt mich eine halbe Stunde in ihrem Saal auf. Das Haus ist nicht so schön wie sein Ruf, die Lage ist eher häßlich, der Garten klein, viereckig, die Gänge gut vier bis fünf Fuß höher als die Beete; diese tragen eine Menge Fruchtpflanzen, aber wenig anderes, ihre Ränder sind mit Hausteinen eingefaßt.

Es schneite so heftig und der Wind war so kalt und rauh, daß man nichts von der Landschaft sah. Zur Nacht kam ich nach Pontaumur, sieben Meilen davon; Herr und Frau du Lude hielten sich zwei Meilen von hier entfernt auf. Am nächsten Tage kam ich zur Nacht nach Pont-Charraud, einem kleinem Dorf, sechs Meilen davon. Die Straße bis nach Limoges weist nur dürftige Gasthäuser auf, doch gibt es überall erträglichen Wein. Es kommen nur Maultiertreiber und Boten vorüber, die nach Lyon ziehen. Mein Kopf war nicht in Ordnung. Wenn Stürme, kalte Winde und Regengüsse dabei schädlich sind, so war dieser Weg für ihn das Richtige, wo der Winter härter als sonstwo in Frankreich sein soll.

Mittwoch, den 22. November, brach ich beim schlechtesten Wetter auf und kam an Felletin vorüber, einer kleinen Stadt, die recht gut gebaut zu sein scheint und in einem Kessel inmitten von hohen Hügeln liegt. Sie war noch halb verödet wegen der vergangenen Pest. Ich kam zur Nacht nach Chatain, fünf Meilen davon, einem kleinen, abscheulichen Dorf. Ich trank hier neuen, nicht geläuterten Wein in Ermangelung von altem.

[1] Ihre Tochter Jacqueline war mit dem Herrn von Lude vermählt; Montaigne erwähnt das Ehepaar weiter unten.

Digitized by Google

Donnerstag, den 23., war mein Kopf noch immer in seinem alten Zustand und das Wetter rauh. Ich schlief in Sauviat, fünf Meilen davon, einem kleinen Dorf im Besitz des Herrn von Lauzun.[1]

Mein nächstes Nachtlager war Limoges, sechs Meilen davon. Ich blieb hier den ganzen Samstag und kaufte ein Maultier für neunzig Sonnentaler. Für die Maultierlast von Lyon bis hier bezahlte ich fünf Taler, wobei ich um vier Livres betrogen wurde, denn alle anderen Lasten kosteten nur dreizweidrittel Taler. Von Limoges nach Bordeaux zahlt man einen Taler für hundert Livres.

Sonntag, den 26. November, brach ich nach Tisch von Limoges auf und kam zur Nacht nach Les Cars, fünf Meilen davon, wo nur Madame Des-Cars war.[2] Montag schlief ich in Thiviers, sechs Meilen davon. Dienstag in Perigus, fünf Meilen davon. Mittwoch in Mauriac, fünf Meilen davon.

Donnerstag, am Tag des heiligen Andreas, den letzten November, kam ich zur Nacht auf Montaigne an, sieben Meilen davon. Ich hatte es den 22. Juni 1580 verlassen, um nach La Fère zu gehen. Demnach hatte meine Reise siebzehn Monate und acht Tage gedauert.

[1] Der Schwager Estissacs.

[2] Ihr Mann war ein Freund de la Boëties gewesen.

Ende.

Digitized by Google

Eigennamen

A

Aar 63.
Abano 156. 157.
Abain 194.
Abruzzen 277.
Acquapendente 186.
Adonis 250.
Adriatiſches Meer 134. 267.
Agen 135.
Agenois 266.
Ägypten 33. 349.
Aiguebelle 407.
Aignes-Caudes ſ. Eaux Chaudes
Ain 408.
Alba 45.
Alegre 391.
Alemannen 80.
Alençon 387.
Alexander (der Große)
Alexander (III.) 349.
Allier 409. 410.
Alpen 116. 118. 129. 132.
Altopascio 392.
Amboiſe 271.
Ambra 289.
Ambres 391.
Amiens 289.
Anciſa 289.
Ancona 276. 277. 278.
Andelot 44.
Anio ſ. Teverone
Antinous 252.
Antiochia (ein Patriarch von)
Antoninus Pius 401.
Antoninus Verus 90.
Aneide 238.
Apennin 265. 286. 397.
Apoſtelgeſchichte 223.
Appua 396.
Aquino (Stadt) 252.
Aquino (Thomas von) 221.
Araber 223.
Arc (Jeanne d') 40.
Arrezzo 288.
Arioſt 164. 321. 347.
Ariſtides 220.
Armagnac 271.
Arno 173. 289. 290. 346. 347. 348. 354. 355. 377.
Arſac 384.
Attica 224.
Augsburg 71. 72. 96. 99 ff. 114. 119. 123. 131. 135. 136. 250.
Auguſtus 259. 279. 282.
Auvergne 287.

B

Baden (in der Schweiz) 64 ff. 76. 112. 303.
Bagnaia 385.
Bagnères 167. 297. 303. 314. 325.
Bagno Acqua 357. 358. 371.
Bajuvaren 98.
Baſel 53. 54 ff. 63. 80.
Barbotan 65. 160. 302. 325.
Bar-le-Duc 39. 43.
Barnabas 311.
Battaglia 158. 160.
Bayern 96. 97. 113. 116. 117.
Beaumont 31.
Beauſſe 99.
Bellay 228. 258. 391.
Bembo 150.
Berberei 351.
Bern (die Herren von) 63. 64.
Binet 166.

Digitized by Google

Biſenzio 291.
Biſignano 286.
Blaignac 280.
Blaye 78.
Blois 54. 163.
Boccaccio 346. 378.
Bodenſee 83.
Böhmen 126. 137.
Boetie 309.
Bologna (Bäder) 371.
Bologna (Stadt) 166 f. 169. 177. 196. 220. 298. 302. 321. 329. 343. 349.
Bolſena (Kaſtell) 186.
Bolſena (See) 186.
Borbonio 356.
Bordeau 407.
Bordeaux 113. 150. 166. 231. 295. 373. 388. 412.
Borghetto 143. 144. 259.
Borgo 296. 306.
Borgo a Pasci 286.
Borgo San Doni 398.
Borgo San Sepolcro 287.
Borro 355. 358.
Borromeo 402.
Bourbon 37.
Bourbonne 41.
Bourdellière 409.
Bourges 157.
Bozen 133 f.
Branzoll 134. 135.
Brescia 343.
Brixen 129 f.
Bruck 113.
Brugg 63.
Buchhorn 83.
Buffalora 403.
Buoncampagno 203. 214. 219. 249. 259. 267.
Buonconvento 184.
Buonviſi 295. 299. 319. 327. 362.
Burgau 123.
Buſſang 52.

C

Cà Fuſina 152. 154. 164.
Cailli 275.
Calvin 72. 84. 94. 333.
Calviniſten 56. 89.
Camillus 278.
Campidonum 90.
Cancellieri 293.
Candigliano 282.
Canillac 410.
Capraia 354.
Caprarola 386.
Caraffa 194. 239.
Carneades 257.
Carolamus 98.
Cars 412.
Cäſar 257.
Caſtel Durante 286.
Caſtel Fiorentino 378.
Caſtellani 281.
Caſtello 178. 290. 338.
Caſtel Nuovo 259.
Caſtiglioncello 378.
Caſtillon 280.
Caſtrum Scipionis 262.
Catena 201.
Catilina 293.
Cazalis 40. 141. 155.
Cenami 408.
Cerretani 183.
Certaldo 378.
Ceſarini 257.
Ceſi 246. 330.
Châlons 36. 38. 78.
Chambéry 407. 409.
Chambre 406. 407.
Chapelle-Marteau 273.
Charlet 222.
Charly 34.
Chaſai 390.
Chatain 411.
Chatillon 226.
Chaumont 37.
Chazai 228. 408.

Digitized by Google

Chiaſſa 288.
Chieti 275.
Chienti 265. 266.
Chimäre 343.
China 220.
Chiuſa 143. 408.
Chivaſſo 404.
Ciaia 183.
Cibo 393.
Claudius 226.
Claudius Nero 280.
Clemens VII. 137.
Clermont 287. 410.
Cleſius 136. 137.
Coelius 162.
Colli Scipoli 262.
Columbanus 96.
Colombini 149. 183.
Colonna 259.
Conſtantin 222.
Conſtantinopel 33.
Contarini 151.
Conti 358.
Controne 370.
Corde 259.
Cornacchino 357.
Corſena 300 f. 307. 312. 317. 326.
Corſica 354.
Coſimo Medicis 176.
Cremona 323. 336. 398.
Cuſa 157.

D

Dax 158.
Decamerone 346.
Decimo 296.
Deutſche, Deutſchland 43. 45. 47. 54. 66. 82. 86. 87. 92. 93. 95. 97. 99. 100. 104. 105. 115. 117. 119. 120. 121. 127. 131. 133. 134. 135. 137. 139. 140. 143. 145. 148. 149. 150. 156. 168. 174. 175. 177. 192. 197. 225. 248. 249. 260. 270. 274. 293. 316.
Diedenhofen 34.
Dinteville 51.
Diſioſi 348.
Divizia 321.
Donati 309. 333.
Donau 112. 118.
Donrémy 40.
Dore 410.
Dormans 34.
Dornenzieher 252.

E

Eaux-Chaudes 65. 259. 302.
Egmont 45.
Eiſack 129. 131. 134.
Empoli 346. 347.
England 110. 197.
Epernay 34.
Epinal 42. 58.
Eſte 159. 245. 267.
Eſtiſſac 31. 50. 52. 54. 63. 90. 103. 141. 153. 163. 176. 185. 196. 390.
Etienne 225.
Etſch 134. 135. 139. 142. 143. 144. 162. 163.
Euripides 257.
Europa 323

F

Faliskerland 259.
Fano 279.
Fanum Fortunae 279.
Farnocola 356.
Farneſe 187. 194. 246. 257. 259. 381. 384. 386. 387.
Fayette 411.
Felletin 411.
Felice 392.
Ferdinand 119. 121. 126. 137.
Fère (La) 54.

Digitized by Google

Ferrara 124. 163 f. 166. 173. 177. 250. 253. 267. 284. 340. 395.
Ferrari 336.
Ferrier 152.
Feurs 409
Fez 35.
Fiesco 396.
Figline 289.
Flaminia (Via) 258. 282.
Flandern 87. 335.
Florenz (Großherzog) 183. 186. 259. 293. 394. 395.
Florenz (Stadt) 141. 168. 170. 173 f. 182. 214. 250. 265. 287. 290 f. 292. 337. 338 f. 347. 350. 361. 362. 381. 393. 396. 403. 409.
Foix 235. 410.
Foligno 263.
Fornove 397.
Forum Flaminium 264.
Forum Sempronii 281.
Fossombrone 280.
Franca 153.
Frankreich, Franzosen 37. 39. 45. 50. 53. 54. 62. 65. 68. 72. 73. 77. 80. 85. 87. 102. 114. 122. 126. 127. 131. 137. 139. 146. 150. 162. 164. 166. 167. 174. 183. 184. 185. 189. 190. 192. 197. 198. 199. 201. 203. 205. 206. 213. 218. 224. 225. 231. 234. 235. 244. 245. 248. 249. 256. 260. 261. 274. 284. 293. 304. 313. 314. 315. 320. 321. 329. 335. 336. 337. 340. 342. 352. 356. 358. 360. 371. 377. 378. 379. 386. 389. 402. 403. 405. 406. 408. 411.
Franchini 293.
Franciotti 309.
Franz I. 387. 402.
Franziskaner 334.
Fraſſine 158.
Freigrafſchaft (Burgund) 44. 45.
Friedrich Barbaroſſa
Fucecchio 377.
Fugger 102. 105. 106. 108. 136. 138.
Fulginium 264.
Füſſen 96.

G

Gambara 385.
Gambarini 321.
Gardaſee 141.
Garonne 78. 266.
Gascogne 36. 51. 52. 60. 81. 207. 377.
Gatani 358.
Genf 72.
Genua 189. 305. 306. 353. 394. 395. 396. 397. 403.
Germain 38.
Giachinotti 409.
Giunti 346.
Giuſeppe 305.
Gondi (in Florenz) 176. 350.
Gondi (in Lyon) 339.
Gonzaga 194. 239.
Gorgona 354.
Gragnaiola 374.
Graubünden 83. 229.
Gregor (der heilige) 221.
Grenoble 407.
Griechenland 140. 197. 257 276. 277. 349.
Grynaeus 56.
Guillot 289.
Guiſe 37.
Guſſon 206.

H

Hadrian 254.
Hall 120. 121.
Hannibal 290.

Digitized by Google

Harlay (Gesandter) 67.
Harlay (Präsident) 67.
Hasdrubal 280. 285.
Hautoy 141. 185. 195.
Heinrich II. 387.
Heinrich III. 386.
Heinrich VIII. 221.
Helfenstein 98.
Hennequin 34.
Hildegard 92.
Horn (Graf) 45.
Horn (Stadt) 62.
Hosenbandorden 283.
Hosius 257.
Hospital (L') 409.
Hotman 56. 134.
Hugenotten 32. 54. 92. 206. 225.
Hyène 407.

J

Icking 115.
Iller 94.
Imola 168.
Indien 326.
Inn 118. 120.
Innsbruck 118. 119 f. 126. 400.
Interamnia 261.
Isar 113. 116. 117.
Isny 88. 90. 92.
Ister 113.
Isère 407.
Italien, Italiener 81. 82. 114. 126. 134. 139. 140. 144. 149. 150. 157. 164. 168. 174. 175. 177. 182. 192. 196. 201. 202. 213. 235. 239. 260. 261. 262. 263. 264. 273. 279. 280. 283. 284. 289. 295. 307. 313. 317. 321. 322. 324. 329. 330. 337. 340. 347. 348. 350. 360. 361. 375. 378. 381. 382. 386. 388. 395. 402. 403. 405. 407.

J

Jerusalem 33. 551. 352.
Jesuaten 146. 149. 165.
Jesuiten 98. 102. 112. 115 121. 124. 202. 236. 237. 268. 270.
Jesus 93. 94. 100. 274.
Joinville 40.
Juan d'Austria 44. 226.
Juden 147. 207. 212. 236. 392.
Julian 234.
Julius 246.

K

Kaiserstuhl 75.
Katharina 63.
Karl (d. Gr.) 92. 96.
Karl (V.) 78. 119. 126. 137.
Karl (VIII.) 352.
Karthause 402.
Kasimir 53.
Katholiken 70. 71. 78. 82. 83. 84. 88. 89. 92. 95. 97. 98. 100. 101. 102. 103. 111. 112. 113. 114.
Kempten 90.
Kirchenstaat 186. 287.
Klausen 131.
Kolmann 131.
Komödianten 188. 354.
Komödie (Statue) 252.
Konstanz 78 f. 91.
Kurtisanen 153. 154. 158. 194. 218. 237. 344. 346.

L

Landes 377.
Landsberg 97.
Langon 384.
Lans-le-Bourg 406.
Laocoon 259.
Lauzun 412.
Lech 97. 113.
Legnaia 346.

Digitized by Google

Lenancourt 38.
Lendacourt 46.
Leo (X.) 221.
Leopold 63.
Lerici 353. 395.
Levanella 289.
Libourne 120. 133. 266.
Limaigne 287. 410.
Limmat 64.
Limoges 411. 412.
Lindau 82. 83 f. 91. 95.
Livius 290.
Livorno (Piemont) 404.
Livorno (Toscana) 353. 360.
Loire 409.
Lombardei 166. 304.
Lorenzino 349.
Loreto 260. 267 ff. 374.
Lothringen (Herzog) 50. 52. 114.
Lothringen (Land) 43. 50. 58. 62. 88.
Lojano 168. 169. 170.
Luca-Giovanni 275.
Lucca (Bäder) 296 ff. 364 ff.
Lucca (Stadt) 276. 292. 293. 294. 295 f. 298. 305. 318. 326. 336. 360 f. 365. 375 f. 391. 392. 393.
Lude 411.
Ludre 51.
Ludwig (von Bayern) 98.
Luna 394.
Luther 84. 89. 221.
Lutheraner 56. 78. 83. 84. 89. 92. 93. 100. 103. 111. 112. 135.
Lüttich 35.
Luzern 64.
Lycus 113.
Lyon 68. 339. 400. 405. 408. 409. 411. 412.

M

Macerata 266.
Machiavelli 344.
Madama 246.
Madruccio (Fortunato) 142.
Madruccio (Kardinal) 136.
Magnus 96.
Magra 396.
Mailand 342. 390. 395. 396. 400. 402. 403 f.
Maldonat 35. 244.
Malezien 408.
Malespina 396.
Mangot 224.
Mantua (Herzog) 124.
Mantua (Stadt) 148.
Marcatello 286.
Marcellus 98.
Mariano 342.
Marie 38.
Marignano 400.
Marivau 228. 390.
Mark 168. 267. 276.
Markdorf 82.
Marne 32. 37.
Marteau 273.
Massa 394.
Massa di Carrara 393.
Matecoulon 31. 141. 185. 195.
Mauriac 412.
Mauvèse 40.
Maximilian 119. 145.
Meaux 31. 33.
Medicis (Cosimo) 355. 377.
Medicis (Giovanni) 395.
Medicis (Kardinal) 194. 200. 239. 246. 342.
Medici (Pierro) 353.
Menabbio 335.
Meru 81.
Metaurus 279. 280. 282. 286. 287.
Metz 40.
Meuse 40.
Michelangelo 174.
Millac 155.
Mirandola 284.
Mirecourt 41.

Digitized by Google

Mittenwald 117.
Modena 304.
Montcontour 225.
Montluc 166. 226. 390.
Montluel 408.
Montaigne (Franciſca Caſſaniana) 269.
Montaigne (Leonore) 269.
Montaigne (Schloß) 299. 412.
Montalcino 185.
Mont-Cenis 405. 406.
Monte Catini 337.
Mont du Chat 407.
Monte d'Elce 285.
Monteſiaſcone 186. 380.
Montepulciano 378.
Monteroſſi 387.
Montevarchi 289.
Monticello 378.
Montier en Der 37.
Montmellian 407.
Montpenſier 36. 409.
Montſelice 161.
Montureux 46.
More 289.
Moscovitiſcher Geſandter 219. 232.
Moſel 42. 52.
Moſes 253.
Moulins 409.
Muccia 265.
Mülhauſen 53.
München 113 f.
Münſter (Sebaſtian) 86.
Muret 224.
Muſotti 249.
Mutiscae 263.

N

Nancy 40.
Narni 260.
Navarra (Margarethe) 387.
Naviglio 404.
Naviſo 380.
Nazareth 274.
Neapel 274. 275. 277. 389. 403.
Negra 261.
Neptun 261.
Nerva 75.
Neufchateau 41. 43.
Nevers 35.
Nicolaus (V.) 382.
Nil 75.
Noirmoutier 258.
Novaleſe 405.
Novara 404.
Nürnberg 99.

O

Oenopontum 119.
Oenus 118
Öſterreich 62. 63. 70. 78. 95. 96. 117. 119. 122. 295. 400.
Oger 32.
Ombrone 292.
Orléans (Herzog) 77.
Orléans (Stadt) 102. 291
Oſſat 278. 308.
Oſtia 226. 228 f.
Otrieoli 259.
Ozean 278.

P

Paciotto 279.
Padua (Bäder) 371
Padua (Stadt) 150 f. 155. 157. 164. 167. 395.
Paglia (La) 186. 379.
Pallas 259.
Palmier 410.
Panciatici 293.
Pannonien 126.
Paré 39.
Paris 62. 92. 154. 181. 190. 192. 194. 203. 204. 230. 215. 273. 291. 348. 403.
Parma (Herzog) 187. 398. 399. 400.
Parma (Stadt) 397.

Digitized by Google

Patinoſtrato 343.
Paul (III.) 219. 253. 386.
Paulini 298. 367. 372.
Paulus 151.
Pavia 400. 401 f.
Pelvé 149.
Périgord 129.
Périgus 412.
Pertinax 90.
Perugia 227. 259.
Peſaro 227. 279. 280.
Pescara 275.
Peſcia 298. 327. 337.
Petrarca 289.
Petrino 263.
Pfronten 91.
Philipp (II.) 221. 231. 387. 399.
Piacenza 396. 397. 398. 399 f. 402.
Pian della Fonte 289.
Pic 159.
Piccolomini 183. 343.
Picenum 276.
Pietra Santa 393. 394.
Piniteſi 335. 360. 363.
Piombino 355.
Pippin 96.
Piſa (Bäder) 359 f.
Piſa (Stadt) 347 ff. 360. 371.
Piſtoja 292. 293. 294. 304. 310. 337. 356.
Piſtorium 293.
Pitti 343.
Plautin 221.
Platerus (Platter) 55. 56.
Plinius 260.
Plombières 43 ff. 51. 70. 128. 139. 314. 325.
Plutarch 220. 224.
Po 163. 165. 400. 401.
Poggibonzi 378.
Poggio 292. 293.
Poitiers 144.
Polen 140. 152. 197. 219. 257.
Pompeius 261.
Pongibaut 410.
Pontaumur 411.
Pont-Charraud 411.
Pont-Du-Chateau 410.
Ponte a Elſa 392.
Ponte Boriano 288.
Pontemolle 258.
Pontremoli 396.
Porto 227.
Portugal 231. 232.
Poſeidonius 257.
Pouſſay 42. 50.
Praglia 157.
Prato 291. 292. 338.
Pratolino 170 f. 179. 184. 253 f. 292. 345. 385.
Preiſſac 158. 325. 381.
Prima Porta 258.
Puy 409.
Puy de Dôme 287. 410
Pyrenäen 259.

R

Rambouillet 192.
Ravenna 280.
Ravensburg 82.
Recanati 267. 275.
Reggio 304.
Reims 34.
Reinach 46.
Remiremont 50.
Reuß 64.
Rhein 54. 58. 75. 77. 78. 79. 80. 83.
Rhodiginus 162.
Rhone 407.
Riario 246.
Rimini 280.
Riva 142 f.
Robertus 291.
Rocamoro 278.
Rocca (La) 228.
Rom 52. 78. 126. 141. 157. 170. 187. 188. 189 ff. 274. 275. 278. 282. 287. 293. 300. 307. 323. 344. 346.

Digitized by Google

349. 351. 371. 379. 387 ff. 391. 400. 402. 403. 409.
Romulus und Remus 183.
Römer (alte) 95. 146. 207. 250. 301.
Ronciglione 187. 391.
Rospigliosi 293. 337.
Rovere 283.
Rovereto 139. 142. 143. 144.
Rovigo 162.

S

Sabiner 259.
Sachsen 108.
Saint-Balesmont 46.
Saint-Dizier 40.
Saint-Emilion 185.
Saint-Faron 32.
Saint-Flour 409.
Saint-Michel 406.
Saint-Quentin 44.
Saint-Rambert 408.
Sainte-Foy 90. 264.
Salagnac 155.
Salinator 280.
Salm 51.
Saturn 135.
Saminiati 318.
San Cassiano 379.
San Chirico 378. 391.
San German 404.
San Giaco 404.
San Giovanni 289.
Sanlis 186.
San Lorenzo 186. 379. 391.
San Miniato 358.
San Pietro 157. 159.
Sans 198. 389.
San Secondo 397.
Sant Ambrogio 405.
Sant Angelo 286.
Santa fiore 400.
Santo 335.
Sarzana 394. 395.
Satyr (Statue des) 252.
Sauviac 412.
Sauerbrunn 112.
Savoyen (Herzog) 68. 77. 404.
Savoyen (Land) 229. 405. 406. 407.
Scala 347. 377.
Scaliger 145.
Scarperia 168. 170.
Schaffhausen 75 f. 102.
Schottland 96. 197.
Schongau 97.
Schweiz, Schweizer 63. 64. 67. 68. 69. 70. 71. 74. 75. 77. 80. 91. 119. 235. 266. 394.
Seefeld 117.
Seneca 220. 222.
Senigallia 278. 279.
Sens s. Sans
Serchio 295.
Servius 263.
Sesia 404
Sforza 246. 253.
Siena 149. 176. 182. 187. 371. 378. 380. 391.
Silvester (II.) 236.
Sizilien 352.
Slavonien 267. 274. 276. 277.
Solon 224.
Solothurn 67.
Sone 408.
Spa 35. 67.
Spanien 68. 126. 167. 189. 232. 233. 245. 249. 274. 283. 284. 315. 335. 399. 404.
Spoleto 168. 262 f. 264.
Stein 77. 92.
Sterzing 127.
Straßburg 99.
Strossi 34. 387.
Strozzi 174. 176. 340.
Susa 405.

T

Tacitus 66.
Taro 398.

Digitized by Google

Tauſin 373.
Terni 261.
Terrelle 33.
Teſſin 401.
Teſtuccio 337.
Teverone 249. 254.
Thann 52.
Thiers 409.
Thiviers 412.
Tiber 190. 226. 227. 228. 229. 245. 258. 259. 287.
Tibur 250.
Tilianus 93.
Tirol 117. 119. 127. 133. 136. 137. 142. 143. 193. 408.
Titus Livius 151.
Tivoli 250. 253. 283. 345. 385.
Toledo 236.
Tolentino 266.
Tolomei 183.
Tomaſo 385.
Topino 264.
Torbole 142. 143.
Toscana 124. 174. 310. 314. 346. 349. 391.
Toul 40.
Tours 168. 291.
Trajan 75. 226. 227. 276. 281.
Trebbiano 327. 337. 339. 344.
Trémoille 258.
Treſignano 266.
Trèves 39.
Trevi 263.
Trient (Konzil) 136. 221. 271.
Trient (Stadt) 88. 134. 135 ff. 140. 142. 144.
Türken 219. 228. 267. 276. 305. 306. 355. 357. 388.
Turin 404 f.
Tyrrheniſches Meer 226. 353. 394.

U

Ulm 112.
Ungarn 63. 126. 137.
Urban (V.) 149.
Urbino 278. 280. 281. 282. 284. 286. 287. 314.
Urcia 379.
Urſino 246. 389.

V

Valcimara 266.
Vauconleur 40.
Velletri 326.
Venedig, Venezianer 105. 108. 136. 142. 143. 144. 145. 152 ff. 157. 160. 164. 165. 166. 178. 181. 191. 193. 220. 248. 267. 276. 280. 306. 343. 345. 346. 361. 371. 395. 403. 408.
Vercelli 404.
Vergil 222.
Verona 143. 144. f. 148. 402.
Veronica 239.
Veſpaſian 282.
Vialard 245.
Vicenza 148.
Vico 187.
Vignone 378.
Vintavinti 358.
Viſconti 402.
Viterbo 186. 258. 371. 381. 383 f. 387. 391.
Vitry-le-Brulé 37.
Vitry-le-François 37.
Vließ (goldenes) 284.
Vogeſen 46.
Volargne 144.

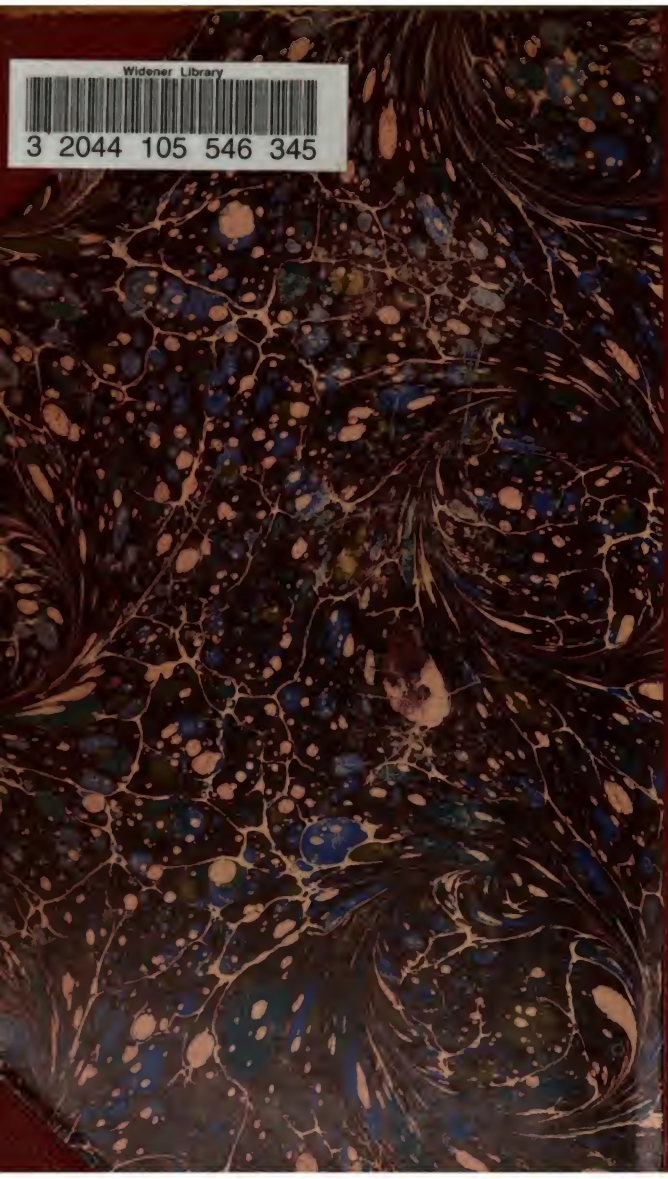
W

Wangen 88. 95.
Wien 118.
Wilhelm (v. Bayern) 98.
Wölfin 252.

Z

Zeno 257.
Zürich 64. 72.
Zwingli 56. 72. 73. 84. 94. 112.

Digitized by Google


Widener Library
3 2044 105 546 345
Digitized by Google